



Die Legende vom ehrlichen Möbelhaus



Träumst du noch oder liest du schon?



open your mind.



DIE PARKPLATZ-APP ZUM REINSETZEN.

>> Der smart fortwo*. Perfekt für die Stadt.

Je kürzer das Auto, desto kürzer die Parkplatzsuche: Mit nur 2,69 m Länge passt der smart fortwo in jede Lücke. Schon haben Sie mehr Zeit für die wichtigen Dinge – und mit unserem All-in Leasing Angebot sparen Sie auch noch Geld. Erleben Sie das perfekte Stadtauto doch einmal selbst bei einer Probefahrt. Jetzt bei Ihrem smart Händler.

**AUCH MIT ALL-IN
LEASING ANGEBOT.**

www.smart.de

smart – eine Marke der Daimler AG

* Kraftstoffverbrauch (kombiniert): 5,2-3,3 l/100 km; 15,1 kWh/100 km, CO₂-Emission (kombiniert): 119-0 g/km. Die angegebenen Werte wurden nach dem vorgeschriebenen Messverfahren (§ 2 Nrn. 5, 6, 6 a Pkw-EnVKV in der jeweils geltenden Fassung) ermittelt. Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil des Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen verschiedenen Fahrzeugtypen. Die angegebenen Werte sind abhängig von der Reifendimension. Stand: 09/12.

Das All-in Leasing Angebot gilt nicht für den smart fortwo electric drive.

Hausmitteilung

10. Dezember 2012

Betr.: Winnenden, Drohnen, Reporterpreis, „Dein SPIEGEL“

Zwei sehr unterschiedliche Reportagen in diesem Heft handeln von Menschen in einer Extremsituation, nämlich im Angesicht von Tod und Gewalt: SPIEGEL-Redakteurin Simone Kaiser porträtiert einen Polizisten, der am 11. März 2009 in Winnenden zum Einsatz gerufen wurde – ein Amokläufer hatte in der Albertville-Realschule zehn Menschen erschossen und war nun auf der Flucht durch die Stadt. Nachts musste der Polizist zur Leichenschau. Seine Aufgabe: die Schusswunden



Abé im Drohnen-Trainingscenter in New Mexico

der Schüler einzeln zu dokumentieren. Bis heute träumt der Mann von den Toten, ein normales Leben ist kaum noch möglich (Seite 48). Das Gegenteil der unkontrollierbaren Gewalt des Amokläufers, nämlich den kalt berechneten Tod, per Joystick und am Monitor ins Ziel gelenkt, beschreibt SPIEGEL-Redakteurin Nicola Abé. Sie besuchte eine Trainingsanlage für US-Drohnen-Piloten. Hier lernen sie das Fluggerät zu steuern, das Tausende

Kilometer entfernt kreist und mutmaßliche Feinde beobachtet. Und tötet. In dem Simulator in New Mexico durfte Abé Platz nehmen, sie steuerte eine – virtuelle – Drohne über – virtuellem – Feindesland. Virtuelles Schießen war ihr allerdings nicht erlaubt. Später sprach Abé einen ehemaligen Drohnen-Piloten. Der hatte jahrelang aus der Entfernung überwacht und geschossen, nun aber den Dienst quittiert: Ihm gehen die Monitorbilder der Toten nicht mehr aus dem Kopf (Seite 112).

So viel Selbstlob darf sein: Mehr als tausend Bewerbungen um den Deutschen Reporterpreis 2012 hatte es gegeben, vergangene Woche gewannen SPIEGEL-Leute gleich in vier von neun Kategorien. Den Hauptpreis für die beste Reportage bekam Takis Würger für seinen Beitrag über deutsche Scharfschützen in Afghanistan. Würger war drei Wochen lang „embedded“ mit der Truppe unterwegs gewesen. Das beste Interview 2012 führten laut Jury Lothar Gorris und Sven Röbel – sie hatten den Kunstfälscher Wolfgang Beltracchi zum Reden bringen können. Den Preis für den besten Essay erhielt Dirk Kurbjuweit für „Die halbe Kanzlerin“ über Angela Merkel; er teilt sich den Preis mit Sabine Rennefanz von der „Berliner Zeitung“. Für die beste Web-Reportage wurden Amrai Coen und Bernhard Riedmann ausgezeichnet. Sie hatten berichtet, wie lesbische Frauen in Südafrika von Männern vergewaltigt werden – die Täter halten das für eine Umerziehungsmaßnahme.

Am 21. Dezember endet der Maya-Kalender – für Leichtgläubige ist das der Tag des Weltuntergangs. „Dein SPIEGEL“, das Nachrichten-Magazin für Kinder, erklärt in seiner neuen Ausgabe, welche erstaunlichen Fähigkeiten die Maya besaßen. Sie bauten Städte, Pyramiden, grandiose Tempelanlagen, sie entwickelten eine Schrift und kannten den Lauf der Gestirne. Von einem aber, so die tröstliche Nachricht für junge (und auch ältere) Leser, hatten die Maya keine Ahnung: vom Tag des Weltuntergangs. „Dein SPIEGEL“ erscheint diesen Dienstag und wird vermutlich auch nach dem 21. 12. noch gelesen werden können.



Der Weg ist das Ziel. Von wegen!



Wir stellen uns Ihren individuellen Anforderungen ohne große Umwege. Unser TÜV-SÜD-zertifizierter Service erreicht Sie überall – rund um die Uhr.

Mit unseren Managed Document Services wird Büro wirklich einfach – vom Drucken übers Kopieren, Faxen, Scannen bis zum digitalen Dokumenten-Management. Denn von uns bekommen Sie alles aus einer Hand – und das herstellerunabhängig. Und Sie? Sie haben alles im Blick und können sich endlich den wesentlichen Dingen widmen.

So kommen Sie voran.

Wir machen den Rest.

TA Triumph-Adler
The Document Business
CONSULTING REALISATION EFFICIENCY



Telefon: +49 40 87977941

TA Triumph-Adler GmbH

www.triumph-adler.de/wirindschneller

Titel

Das schwedisch-heimelige Image überdeckt die dunklen Seiten des Möbelgiganten Ikea ... 68
Interview mit Konzernchef Mikael Ohlsson über den schwindenden Einfluss von Gründer Ingvar Kamprad 76

Deutschland

Panorama: Rasterfahndung in der Luft / Union will Beauftragten für Geheimdienste / SPD-Bedenken gegen Türkei-Einsatz 15
Regierung: Merkels kalter Blick auf Europa ... 20
Militär: Der Radpanzer „Boxer“ könnte zum Exportschlag der deutschen Rüstungsindustrie werden 27
Sozialdemokratie: SPIEGEL-Gespräch mit dem rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Kurt Beck über Charakterprüfungen und Niederlagen in 18 Jahren an der Macht ... 30
Landwirtschaft: Wegen unsinniger Handelsnormen landen Obst und Gemüse auf dem Müll 34
Katholiken: Nach dem Ende der Hetzplattform kreuz.net setzen deren Aktivisten ihr Treiben andernorts fort 36
NPD: Der ehemalige Verfassungsrichter Winfried Hassemer hält ein Verbotverfahren für aussichtsreich 38
Ex-Minister Otto Schily fordert von Kanzlerin Merkel ein klares Bekenntnis 39
Thomas Darnstädt über Ministerpräsidenten, die das Grundgesetz gar nicht zu verteidigen haben 40
Medizin: Nach einer Darmoperation fanden sich 15 fremde Teile im Körper eines Patienten 42
Verbrechen: Im Fall der tödlichen Prügelei am Alexanderplatz steht die Anklage bevor – doch wer ist Haupttäter, wer Mitläufer? 46
Kriminalität: Fast vier Jahre nach dem Amoklauf von Winnenden kämpft ein Polizist mit den psychischen Folgen seines Einsatzes ... 48
Essay: Deutschland wird seine Vergangenheit nicht los 54

Gesellschaft

Szene: Wie man auf einem Luftballon Fleisch schneidet / Ein Lebensmittel-Ingenieur arbeitet an einer revolutionären Schokolade ... 56
Eine Meldung und ihre Geschichte – ein Deutscher erlebt in Norwegen, wie sich Ausländerfeindlichkeit anfühlt 57
Haushalte: Wie der Stadtkämmerer von Essen gegen immer neue Schulden ankämpft 58
Ortstermin: Die „Financial Times Deutschland“ versteigert ihr Inventar 65

Wirtschaft

Trends: Wolfgang Porsche weicht Winterkorn / Hartz-IV-Empfänger sollen sich mehr bewegen / Skurrielles Ende der Affäre Ferrostaal 66
Deutsche Bank: Hat das Institut milliarden-schwere Geschäfte falsch bewertet? 80
Konzerne: ThyssenKrupp-Aufsichtsratschef Gerhard Cromme versucht den Befreiungsschlag 86
Euro-Krise: Die drastischen Sparauflagen für das Schuldenland Zypern 88
Pleiten: Im SPIEGEL-Gespräch verteidigt Insolvenzverwalter Michael Frege sich und seine Honoraransprüche im Fall Lehman 89
Finanzmärkte: Minister Schäuble bremst bei der geplanten Bankenunion 94
Floristik: Weihnachtssterne werden unter fragwürdigen Bedingungen gezüchtet 96

Das kalte Herz

Seite 20

Noch nie war ein deutscher Regierungschef in Europa so mächtig wie Angela Merkel. Doch im Gegensatz zu ihren Vorgängern blickt die Kanzlerin kühl auf Brüssel, die europäische Einigung ist für sie eine Frage von Euro und Cent. Sie befürchtet, dass die Gemeinschaft im globalen Wettbewerb auf der Strecke bleibt.

MARKUS SCHREIBER / AP

Altlasten bedrohen die Deutsche Bank Seite 80

Anshu Jain und Jürgen Fitschen wollten bei der Deutschen Bank einen Kulturwandel einleiten. Doch schon wieder holen Altlasten die Co-Chefs ein. Ein Whistleblower wirft dem Konzern vor, falsch bilanziert zu haben.

ThyssenKrupp-Manager sollen haften Seite 86

Der Aufsichtsrat soll von eigenen Managern mit falschen Zahlen und Prognosen getäuscht worden sein, sie müssen möglicherweise für den Schaden haften. Aber auch Chefkontrolleur Gerhard Cromme steht unter Druck.



Campinos Bruder wehrt sich Seite 89

Michael Frege fühlt sich zu Unrecht angegriffen. Für die Abwicklung der deutschen Dependence der Investmentbank Lehman Brothers sollen er und seine Kanzlei Hunderte Millionen Euro bekommen. Im SPIEGEL-Gespräch berichtet Frege, der Bruder des Tote-Hosen-Sängers Campino, wie er von einigen Gläubigern unter Druck gesetzt wurde.

BARBARADICTURE (L.); TIM WEGNER / DER SPIEGEL (R.)

Französische Verirrungen Seite 100

Eine neue Studie bescheinigt jungen Franzosen deprimierend wenig Perspektiven, die Wirtschaftsdaten sind ohnehin trübe. Die sozialistische Regierung aber denkt weiter über die Verstaatlichung von Betrieben nach und verweigert notwendige Strukturreformen.

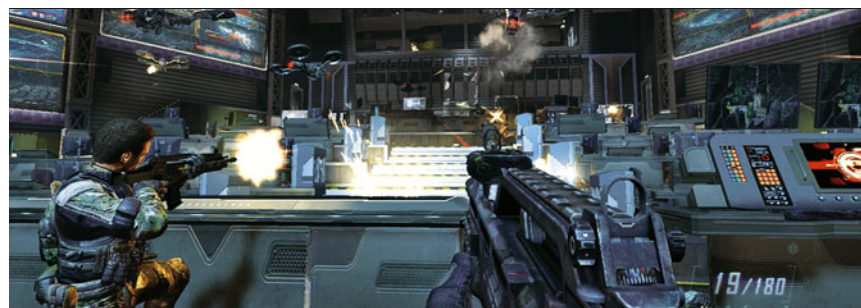


Das verwaltete Fernsehen Seite 160

Ab 2013 müssen alle Bürger, die es sich leisten können, für den öffentlichen Rundfunk zahlen – egal ob nun ein TV-Gerät im Haus ist oder nicht. Doch sind ARD und ZDF ihr Geld wert? Eine Reise durchs System.

Atlas des Nervensystems Seite 122

100 Milliarden Nervenzellen gibt es im menschlichen Gehirn. Über insgesamt fünf Millionen Kilometer Kabel sind sie miteinander verbunden. Jetzt haben sich Forscher darangemacht, dieses gewaltige Labyrinth zu kartieren.



Digitale Schlachten Seite 142

Der Krieg wird in Computerspielen wie großes Hollywood-Kino inszeniert – mit ausgefeilten Drehbüchern und hohen Budgets. Eines der erfolgreichsten Ego-Shooter-Spiele ist die Serie „Call of Duty“, die seit 2003 mehr als sieben Milliarden Dollar umsetzte – mehr als alle „Star Wars“-Filme zusammen.

Ausland

- Panorama:** Hungern für Assad / Seltsamer Besuch bei Chinas mächtigstem Mann 98
Frankreich: Der Realitätsverlust französischer Politiker angesichts der Krise ... 100
Jugendarmut nimmt zu 102
Ägypten: Mursis Abhängigkeit von der Muslimbruderschaft 104
Israel: Präsident Schimon Peres lobt im SPIEGEL-Gespräch Merkels Nahost-Politik ... 106
USA: Die Nöte eines Drohnen-Piloten 112
Global Village: Was der US-Reality-Star Kim Kardashian mit Demokratie in Kuwait zu tun hat 118

Wissenschaft · Technik

- Prisma:** Navigationsgeräte für Flughäfen und Einkaufszentren / Haben Stammzellpioniere Studien manipuliert? 120
Neurowissenschaften: Wie Forscher das Geheimnis des Bewusstseins lösen wollen ... 122
Medizin: Mit einer neuartigen Kaiserschnitt-OP simulieren Ärzte die natürliche Geburt ... 128
Polarforschung: Vorstoß zu einem Urzeit-See unter dem Eis der Antarktis 131

Sport

- Szene:** Football erobert Indien / Fanproteste gegen neue Sicherheitsbestimmungen 133
Fußball: In Amateur- und Jugendlichen eskaliert die Gewalt gegen Schiedsrichter ... 134
Tennis: Angelique Kerber über die Zweiklassengesellschaft im Profi-Zirkus 137

Kultur

- Szene:** Johnny Cashes Lebenswerk als CD-Box / Ausstellungstournee zu Ehren des verstorbenen US-Künstlers Mike Kelley 140
Unterhaltung: Boom der Computerspiele 142
Essay: Ein Weihnachts-Ratgeber 146
Literatur: Der Briefwechsel zwischen Verleger Siegfried Unseld und Autor Peter Handke ... 148
Bestseller 150
Religion: SPIEGEL-Gespräch mit dem Befreiungstheologen Leonardo Boff über seinen ehemaligen Freund Joseph Ratzinger ... 152
Literaturkritik: Serhij Zhadans Western „Die Erfindung des Jazz im Donbass“ 156

Medien

- Trends:** ProSiebenSat.1 will sich freikaufen / ZDF verliert Joko und Klaas 159
Fernsehprogramme: Warum die Öffentlich-Rechtlichen Ideen nicht befördern, sondern zerstören 160

- Briefe** 6
Impressum, Leserservice 168
Register 170
Personalien 172
Hohlspiegel / Rückspiegel 174

Titelbild: Foto Axel Martens für den SPIEGEL

Kleine Könige

Uni-Präsidenten sind mächtig wie nie zuvor. Außerdem im UniSPIEGEL: Wie eine Studentin zum Horrorfilmstar wurde und eine Hoteltesterin gegen miesen Service kämpft.





SPIEGEL-Titel 49/2012

„Die Abbildung von Frau Merkel ist eine bodenlose Unverschämtheit.“

DR. HELMUTH LUTZ, LEONBERG (BADEN-WÜRTT.)

„Dank an den SPIEGEL für diesen Titel.“

CORINNA KÖGLER, BRAUNSCHWEIG

Militärische Hilfe für Israel wäre doch gerade wegen unserer Geschichte zu befürworten. Zu den Rüstungsexporten nach Saudi-Arabien ist anzumerken, dass sich die Saudis von Iran bedroht fühlen, einem Staat, der sogar mit der Atombombe experimentiert. Ebenso wenig nachvollziehbar ist für mich die Kritik an Rüstungsexporten nach Russland. Auch unter Putin ist das kein Schurkenstaat, sondern ein Land, das sogar mit uns in der Terrorismusbekämpfung zusammenarbeitet.

HOLGER VOSS, BERLIN

Wer dem aggressiven Benjamin Netanyahu so viele gefährliche Waffen liefert, der schadet auf lange Sicht auch den Israelis. Wenn Deutschland unbedingt moderne Technik verschenken will, dann sollten es schwere Baumaschinen sein.

WOLDEMAR KURZ, MÜLHEIM A. D. RUHR

Unsere Verteidigungsindustrie beschäftigt rund 80 000 überwiegend hochqualifizierte Arbeitnehmer. 1989 waren es noch 400 000. Das ist doch mehr als genug Friedensdividende. Soll diese Industrie vollständig dem pazifistischen Zeitgeist geopfert werden? Es ist doch mehr als naiv zu glauben, dass die Kundenstaaten auf ihr Sicherheitsbedürfnis verzichten und keine Waffen kaufen, nur weil sich unsere Regierung aus Angst vor dem im Zweifel schlecht informierten Wähler zieht.

KONRAD HERBORN, MÜNCHEN

Die Bundesregierung handelt absolut unverantwortlich, da die Gefahr besteht, dass die belieferten Länder in einen Bürgerkrieg verwickelt werden und die mit Waffen made in Germany ausgestatteten Länder gegen ihr eigenes Volk vorgehen.

OLIVER HAGEN, GEROLDSGRÜN (BAYERN)

Der Name „Bundessicherheitsrat“ verpflichtet die Mitglieder, über die Sicherheit unseres Staates zu wachen, nicht aber Waffengeschäfte einzuleiten. Eine gleichzeitige parlamentarische Kontrolle fehlt, stattdessen werden Informationen darüber kriminalisiert. Der Rüstungsexportbericht, in dem nachträglich Waffengeschäfte dokumentiert werden, kann dieses Vorgehen nicht rehabilitieren. Deshalb brauchen wir (leider) Maulwürfe.

WILFRIED KALLER, BAD FÜSSING (BAYERN)

Nr. 49/2012, Merkels geheime Rüstungs-Deals – Deutsche Waffen für die Welt

Germania, mir graut vor dir

Wir sollten so viele Waffen als möglich verkaufen. Auch in Krisengebiete! Und hierhin sogar bevorzugt. Einfluss auf den Einsatz kann immer nur derjenige nehmen, der mit Wartung, Logistik und Instruktion alles in der Hand hat. Die These, keine Waffen – keine Auseinandersetzung, ist unwahr, lächerlich und dumm und vor allem heuchlerisch. Zudem werden Staaten, die Waffen kaufen wollen, sie in jedem Fall kaufen. Also wenn schon, dann bei uns!

HARTMUT SCHWARZ, BISPINGEN (NIEDERS.)

Das Titelbild spricht Bände: Was für eine Metamorphose von der mausgrauen FDJ-Funktionärin zur stahlhart blickenden Chefverkäuferin heißbegehrter Hightech-Produkte aus den deutschen Waffenschmieden! Hören die deutschen Mythen denn niemals auf?

ERNST L. REUTER, GIESSEN

Ihr Titelbild bringt einiges auf den Punkt: Waffenhandel als Staatsräson; ein Gesicht brutaler Härte stellt diese vor. Christentum à la Merkel.

ERWIN BIRNMEYER, KAUFBEUREN (BAYERN)

Es ist schon erstaunlich, dass Merkel, die als christlich erzogene Pfarrerstochter in einem totalitären Regime aufgewachsen ist, den Export von Rüstungsgütern in autokratisch regierte Länder noch forciert und dabei auch die Krisengebiete im Nahen Osten hochrüstet – getreu der Merkel-Doktrin: Wir waschen unsere Hände in Unschuld, wir ertüchtigen doch nur.

JÜRGEN NEUNABER, OLDENBURG (NIEDERS.)

Wenn sich Helmut Schmidt über heutige U-Boot-Verkäufe nach Israel empört, sollte man ihn daran erinnern, dass seine Regierung 1977 den Verkauf von U-Booten an das Indonesien von General Suharto genehmigt hat – ein Jahr nachdem Indonesien Osttimor völkerrechtswidrig an-



Exportgut Kampfpanzer „Leopard 2“

nektierte. Schon damals fragte der SPIEGEL: „Gilt die Bonner Zurückhaltung bei Waffengeschäften nicht mehr?“ Strenge Maßstäbe bei der Rüstungsexportpolitik gewinnt man offenbar erst mit etwas Abstand zur eigenen Regierungszeit.

TILL FLORIAN TÖMMELE, PLANEGG B. MÜNCHEN

Der Dichter Georg Herwegh schrieb 1871 in seinem Gedicht „Epilog zum Kriege“: „Vereinigt stehen Süd und Norden/Du bist im ruhmgekrönten Morden/Das erste (vorerst das dritte) Land der Welt geworden/Germania mir graut vor dir!“ Diese Warnung ist heute aktueller denn je.

CHRISTOF MÜLLER-WIRTH, KARLSRUHE

Die Merkel-Doktrin, statt deutscher Soldaten lieber Rüstungsgüter zur Ertüchtigung der betroffenen Regionen zu schicken, erscheint zwar nicht ohne Risiko. Aber besser dieses Risiko eingehen, als unsere Soldaten zu opfern. Ein Afghanistan sollte uns reichen!

PETER SCHMIDT, KERNEN (BAD.-WÜRTT.)

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

- **Titel** Prägt Ikea die Wohnkultur der deutschen Gesellschaft?
- **Parteien** Soll die NPD verboten werden?
- **Sport** Was tun gegen die Gewalt im Amateurfußball?





OYSTER PERPETUAL SUBMARINER DATE
IN 18 KARAT WEISSGOLD


ROLEX

kindle fire HD

Brillantes HD-Display
Dual-Stereo-Lautsprecher
mit Dolby Sound
16GB oder 32GB Speicher

ab 199€
amazon



Nr. 48/2012, Viele Bundesländer bieten die Rückkehr zum G9 an und verschlimmern das Chaos im Bildungssystem

Verworren und verwirrend

Zwar können Schüler im Rahmen des „Flexibilisierungsjahres“ einzelne Fächer im regulären Stundenplan des Gymnasiums reduzieren, aber eine G9-Option mit eigenem Lehrplan und Klassen gibt es in Bayern nicht. Zutreffend ist, dass die vorherige CSU-Alleinregierung das achtjährige Gymnasium überhastet und ohne schlüssiges Konzept eingeführt hat. Diese Missstände wurden unter Regierungsbeilegung der FDP inzwischen behoben. So haben wir das achtjährige Gymnasium zielgerichtet und vor allem im Sinne der Schüler weiterentwickelt. Eine Rückkehr zum G9 steht für uns nicht zur Diskussion.

RENA TE WILL, MÜNCHEN
BILDUNGSPOLITISCHE SPRECHERIN DER FDP
IM BAYERISCHEN LANDTAG



Fünftklässler am Gymnasium in Bruchsal

Man sollte zusätzlich zu G8 und G9 noch anbieten: G7 für den genialen Früh-Nerd, den es vor schulischen Sozialkontakten sowie Unterforderungen zu schützen gilt, und G10 für den vereinsaffinen, sozialwütigen Freiwilligendienstler, der neben DRK, Kirchenchor und Pfadfindern einfach zu wenig Zeit für sich findet.

DR. G. PRIELIPP, SEEHEIM-JUGENHEIM (HESSEN)

Die offensichtlich übereilte, unzureichend vorbereitete Einführung des G8 ist symptomatisch für den in mancherlei Hinsicht so ärgerlichen, verworrenen und verwirrenden Zustand insbesondere der höheren Schule in unserem Lande.

JOACHIM JANKOWSKY, STEIN (BAYERN)
STUDIENDIREKTOR A. D.

Unsere Tochter macht G8 und ist in der sechsten Klasse. Nach 35 Wochenstunden und einem Schulweg von circa 1,5 Stunden pro Tag muss man über jede Minute nachdenken. Verabredungen unter Schülern sind die absolute Ausnahme und müssen gut geplant werden. Kinder, die sich gern in Sport, Kunst oder Musik engagieren, gehören zu den Verlierern von G8. So sieht keine normale Kindheit aus!

JUDITH KIEWEG, REMSHALDEN (BAD.-WÜRTT.)

Briefe

Je häufiger ich von denen lese, die wegen G8 nörgeln, umso mehr verstärkt sich mein Eindruck, dass meine Generation (Abitur 2000 in Sachsen) und andere offenbar Übermenschliches geleistet haben: Wir sind nicht seelisch verkümmert oder auf dem Schulweg unter der Last des Rucksacks zusammengebrochen. Wir haben sogar Zeit für Hobbys gehabt.

DR. HENDRIK TRÄGER, TAUCHA (SACHSEN)

Wahlfreiheit ja, aber dafür braucht man keine separaten G8- oder G9-Schulen und den befürchteten bundesweiten Flickenteppich. Die Lösung ist ganz einfach: eine gemeinsame sechsjährige Mittelstufe mit mehr Zeit in dem sowieso ungünstigen Lernalter. Und eine flexible Oberstufe mit zwei oder drei Jahren, je nach Lern-tempo, Auslandsaufenthalt, sportlichem, musischem oder ehrenamtlichem Engagement. Das wäre eine ernstgemeinte individuelle Wahlfreiheit!

STEPHAN SCHULZ-ALGIE, ROSBACH (HESSEN)

G8 ist nur der Gipfel einer in vielerlei Hinsicht mangelhaften Bildungspolitik der faulen Kompromisse, die vor allem dem unsäglichen Bildungsföderalismus geschuldet sind. Vier oder sechs Jahre Grundschule, Einheitsschule oder dreigliedriges System, die Parallelexistenz der Gesamtschulen – und jetzt eben das Abitur nach acht oder neun Jahren Gymnasium. Von Bundesland zu Bundesland läuft es unterschiedlich. Es hakt an so vielen Stellen. Eine radikale Vereinheitlichung ist der einzige Schritt, der langfristig gesehen funktionieren kann. Sechs Jahre Grundschule, sechs Jahre Gesamtschule mit der Möglichkeit der leistungsorientierten Binnendifferenzierung – und das überall. Nach zehn Jahren mittlere Reife oder nach zwei weiteren Jahren Abitur. Keine Hauptschulempfehlungen mehr für Kinder im Alter von neun Jahren, denen so die Chance genommen wird, zu einem späteren Zeitpunkt noch einen Sprung zu machen.

BRANIMIR BRKAN, KÖLN

Die für das Lernen durch Abstraktion mittels Nachdenken erforderliche Hirnreifung erfolgt erst im Alter zwischen circa 15 und 20 Jahren. Die Pädagogik endet aber bei 12 Jahren. Als Folge sind die naturwissenschaftlichen Fächer ab dem neunten Schuljahr und besonders in der gymnasialen Kursstufe zu Paukafächern mit hohem Nachhilfeaufwand degeneriert. Eine Anpassung der Pädagogik würde das Verstehen erheblich fördern.

DR. S. MÖLLER, WALDENBUCH (BAD.-WÜRTT.)

Uns fehlt das weggekürzte Jahr, in dem eben nicht nur unser Wissensstand, sondern auch die Persönlichkeit reifen sollte. Hochschulreif werde ich mich auch mit dem Abitur in der Tasche nicht fühlen.

JULIUS BERGER, BECKUM-VELLERN (NRW)

Weg mit den Aktenschränken. Her mit der Cloud.

Der MFP. Neu definiert von HP. Wir haben den bekannt zuverlässigen HP LaserJet Drucker fit gemacht für die Cloud. Indem wir neue, innovative Funktionen ergänzt haben, die Ihnen die Arbeit erleichtern. Die erweiterten Dokumentenmanagement-Funktionen, mit denen Sie Ihre papiergestützten und digitalen Workflows effizienter gestalten können. Hohe Sicherheitsstandards und eine zentrale Steuerung, die Ihnen die Verwaltung einer größeren Druckerflotte erheblich vereinfachen. Lernen Sie die neuen HP LaserJet Flow Multifunktionsdrucker kennen: hp.com/de/mfp

Make it matter.



Abgebildetes Modell: HP LaserJet Enterprise 500 color flow MFP M575c, inklusive zusätzlicher 500 Blatt
Papierzuführung (CF084A) und Printer Cabinet (CF085A).
© 2012 Hewlett-Packard Company, L.P.



Eiffel Tower, Paris, France

A mark of true design

Commander

Veredeltes Automatikwerk, Edelstahlgehäuse, Saphirglas,
Boden verschraubt, wasserdicht bis zu einem Druck
von 5 bar (50 m / 165 ft).

Unverbindliche Preisempfehlung € 750.-

MIDO®

SWISS WATCHES SINCE 1918

www.mido.ch

Nr. 48/2012, Die sogenannte Männerpolitik ist vor allem ein Förderprogramm für Frauen

Einen Kuchen zum Teilen

Das Gleichstellungsgesetz trachtet geradezu danach, die vielen Benachteiligungen, die Frauen aufgrund ihres Geschlechts in der Gesellschaft zweifellos erfuhr und erfährt, koste es, was es wolle, über konsequente Benachteiligungen von Männern auszugleichen. So wird Gleiches mit Gleichem vergolten, gleicher wird es dadurch nicht, im Gegenteil.

KAI MÜHLENHOFF, HÜRTH (NRW)

Heute ist Sexismus gegen Männer eine viel größere Gefahr für unsere Demokratie als Rassismus. Das weibliche Geschlecht wird in Deutschland glorifiziert: Frauen sind „Powerfrauen“, „Die Zukunft gehört den Frauen“, meldet täglich die Frauenpropaganda bis zum Ermüden. Eine gesetzliche Frauenquote würde gegen Artikel 3, Absatz 3 des GG und gegen das europäische Diskriminierungsverbot verstoßen, nämlich: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes ... benachteiligt oder bevorzugt werden.“

JAN LERIS, VISSSELHÖVEDE (NIEDERS.)

50 Prozent der Führungspositionen müssen mit Frauen besetzt werden! Sofort! Dann wird sich zeigen, dass es Frauen genauso vergeigen können wie Männer. Dass Frauen genauso schlechte Chefs sein können wie Männer. Dass Frauen nicht die besseren Menschen, sondern einfach nur Menschen sind. Das wäre der schnellste Weg zu echter Gleichberechtigung.

MARKUS DECKER, ATTENDORN (NRW)

Ich habe das Gefühl, dass die ursprünglich positive Debatte um die Gleichberechtigung der Frauen zusehends zu einer Diskriminierung und Benachteiligung der Männer verkommt. Männer müssen sich wieder mehr für ihre Belange einsetzen und einander helfen, sonst wird ihre lasche Männerlobby in der Öffentlichkeit kein Gehör finden. Wacht auf, Männer!

NICHOLAS BARK, RECKLINGHAUSEN

Als Mann, der sich und seinem Kind Vätermomente gönnt, muss ich ohnmächtig mitansehen, wie es in beruflichen und medialen Diskursen immer nur um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus Frauensicht geht, muss ich mitanhören, wie Frauen im privaten Umfeld unumwunden froh sind, dass sie ein Mädchen haben und keinen Jungen. Zu lange schon sehen die Männer nur zu, während die Frauenlobby sich fast alle Bereiche männlicher Identität einverleibt. Die Männer, die kritisch genug sind, über ihre Rolle nachzudenken, werden öffentlich und privat belächelt.

DANIEL HAGMANN, AFFALTERBACH (BAD.-WÜRTT.)



Protest gegen Kanzlerin Merkel in Athen

Nr. 48/2012, Über die vergebliche Jagd auf den griechischen Sündenbock

Den Löwen zum Esel gemacht

Nun versteht man besser, warum den Menschen früher die Zusammenhänge in Fabeln erklärt wurden. Eine perfekt geschriebene Geschichte, die aufzeigt, wie so manche rational erscheinende Maßnahme eigentlich menschlichen Instinkten und Denkweisen entspringt. Die ach so guten Geldgeber wollen die Griechen kriechen sehen, nur dann haben sie mit den Krediten und Schnitten ein befriedigendes Gefühl. Wenn wir tief in uns hineinhorchen, finden wir das bestätigt.

NORBERT VOGEL, GROSSKAROLINENFELD (BAYERN)

Die Fabel passt leider so gar nicht zum restlichen Essay. Statt des dummen Esels müsste es nämlich laut Charakterisierung des griechischen Volkes als „listenreich ... par excellence“ der gerissene Fuchs sein, der geopfert werden soll. Und jeder weiß, dass diesem noch immer etwas eingefallen ist, sich auf Kosten anderer zu retten.

LISA BERGER, HEIDELBERG

Es wird ja immer toller. Nun muss sogar die Fabel von den Tieren und der Pest bemüht werden, um Griechenland als das Opfer der Euro-Pest erscheinen zu lassen. Romain Leick verdreht dabei aber die Reihenfolge der Geschehnisse. In der Fabel ist das Langohr der Sündenbock. Im wirklichen Leben aber haben wir es bei Griechenland nicht mit einem Lang-, sondern einem Schlitzohr zu tun, das geschickt und dreist den Löwen zum Esel machte. Fehlt nur noch, dass der (Sünden-)Bock zum Gärtner wird!

RASTO KLOPCIC, WIESBADEN

Schon das Bild der Staatsschuldenkrise als Epidemie, einer Krankheit, für die es keinen Schuldigen gibt, passt nicht. Denn natürlich lassen sich ihre Ursachen wie gierige Banker, die sich mit Steuergeldern retten lassen, sowie politische Fehlentscheidungen benennen. Dazu gehört auch die in Griechenland verbreitete Einstellung, den Staat ausschließlich als Versorgungsinstitution für sich und die eigene Klientel zu sehen.

BENJAMIN KLEEMANN, FRANKFURT AM MAIN

Nr. 48/2012, Ausgepustet – Städte erproben Alternativen zu lauten Laubbläsern

Unsäglich dumm

Laubbläser und Laubsauger zählen zu den unsinnigsten Erfindungen der vergangenen 30 Jahre. Es soll sogar Menschen geben, die die letzten Bäume fällen, um kein Laub mehr beseitigen zu müssen. Es fehlt an Verständnis für jahrtausendealte Vorgänge, am Wissen für die Notwendigkeit natürlicher Abläufe, und es herrschen Bequemlichkeit, Ignoranz und Sauberkeitswahn an falscher Stelle.

HORST SCHUNK, COBURG

Auf dem Grundstück von Schloss Bellevue, unserem Nachbarn, wird ein erbarungsloser Kampf gegen das Laub geführt. Liefen früher noch Leute mit tragbaren Bläsern oder mit Rechen durch den Park, hat man mächtig aufgerüstet: Eine treckermäßige Maschine macht den Job. Danach wird das Laub tagelang mit einer Maschine gehäckselt, was auch einen Höllenlärm macht.

SIEGFRIED SPOLWIG, BERLIN

Laubbläser sind eindeutig gesundheitschädlich, für den, der damit arbeitet, aber auch für alle im weiteren Umkreis: Es wird Feinstaub aufgewirbelt, der Fäkalien, Sporen, Schimmelpilze, Keime



CHR. CHARISIUS / PICTURE ALLIANCE / DPA

Mitarbeiter der Stadtreinigung in Hamburg

und Krankheitserreger, Dieselruß, Reifen- und Bremsabrieb enthält. Die Geräte geben dazu noch bis zu 200-mal so viel Abgas ab wie ein Pkw und so viel Lärm wie ein Presslufthammer. Wer seinen Garten damit traktiert, verhält sich unsäglich dumm, er schädigt sich selbst sowie Kleintiere, Bodenfauna und -flora und Humusbildung.

HANNES ZIMMERMANN, MÜNCHEN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

ERDGAS – Lösungen für die Zukunft



Günstig die Heizung modernisieren: mit ERDGAS.

Die Energiewende hat begonnen. Die Klimaschutzziele sind ehrgeizig. ERDGAS kann dazu beitragen, diese Ziele zu erreichen – auch ohne die Kosten aus den Augen zu verlieren. Denn moderne Erdgas-Technologien ermöglichen dank ihrer Effizienz hohe CO₂-Einsparungen ohne großen Investitionsaufwand. Das hilft bezahlbare Mieten bei der energetischen Sanierung zu sichern. Dazu bietet ERDGAS als Partner der erneuerbaren Energien eine hohe Zukunftssicherheit. Mit anderen Worten: Klimaschutz und Sozialverträglichkeit müssen sich nicht ausschließen – mit ERDGAS.

Der wirtschaftliche Weg zur Sanierung beginnt im Heizungskeller.

Mehr Informationen finden Sie unter:

www.erdgas.info

ERDGAS 
Natürlich effizient



SO LEISE WAR REVOLUTION
NOCH NIE.



BMW i



Freude am Fahren

Mobilität neu zu erfinden, bedeutet, weit über umweltbewusstes und agiles Fahren hinauszudenken. Das Ergebnis: Das BMW i3 Concept Coupé, das mit seinem visionären Design einen Ausblick auf das Automobil von morgen gibt. Sein innovativer eDrive Antrieb ist nicht nur emissionsfrei und bietet unvergleichbare Fahrfreude, sondern gleichzeitig ein entspannendes, nahezu lautloses Fahrerlebnis. Und mit den intelligenten ConnectedDrive Anwendungen kommen Sie immer einfach und komfortabel ans Ziel. BMW i – erhältlich ab 2013. Mehr: www.bmw-i.de/i3coupe oder rufen Sie uns an unter 089 1250 160 00.

BMW i. BORN ELECTRIC.

bmw-i.de

Glashütte Original – mehr als 165 Jahre deutsche Uhrmacherkunst.

Senator Observer



Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY

Der Senator Observer. Ein von Hand gefertigtes Meisterwerk würdigt die Kunst der Navigation. Das lackierte, silber-grainé Zifferblatt mit Gangreserve-Anzeige erinnert an die legendären Forscher und Entdecker, welche die hoch präzisen Beobachtungsuhr aus Glashütte auf ihre Expeditionen mitnahmen. Erfahren Sie mehr über uns unter www.glashuette-original.com. Wir laden Sie ein, unsere iPhone-Applikation vom App Store herunterzuladen.


Rueschenbeck

Dortmund • Duisburg • Frankfurt • Frankfurt Airport „THE SQUAIRE“ • Hagen • Köln • Münster • Oberhausen (CentrO)

www.rueschenbeck.de



Passkontrolle am Münchner Flughafen

JÜRGEN FECHTER / PICTURE ALLIANCE / DPA

FLUGVERKEHR

Auf Vorrat gespeichert

Die Daten von Flugpassagieren, die von und nach Europa reisen, sollen künftig umfassend polizeilich registriert und überprüft werden. Das sieht eine EU-Richtlinie vor, die der Innenausschuss des Europäischen Parlaments am kommenden Montag beraten will. Die Mitgliedstaaten werden darin verpflichtet, die Daten sämtlicher Fluggäste routinemäßig auf Auffälligkeiten zu filzen und fünf Jahre lang auf Vorrat zu speichern. Erfasst werden sollen neben Namen, Adressen, Reisezielen und Kreditkarten auch Essensvorlieben, Sitzplätze, Telefonnummern, vermittelnde Reisebüros, mögliche Umbuchungen sowie weitere Details. Die Angaben sollen sofort nach Abfertigungsschluss den zuständigen Behörden übermittelt werden – „nachdem sich die Fluggäste vor dem Start an Bord des Flugzeugs begeben haben und keine weiteren Fluggäste mehr an Bord kommen können“, wie es in der Richtlinie heißt.

Um die Datenlawine zu bewältigen, soll jeder Staat verpflichtet werden, eine eigene Polizeizentralstelle einzurichten, die „sammelt, speichert, auswertet“ und „weiterleitet“. Dabei geht es nicht nur um das Herausfischen von Terroris-

ten: Zu suchen sei auch nach „Personen, die an einer terroristischen Straftat oder einem Akt schwerer grenzüberschreitender Kriminalität“ beteiligt sein „könnten“. Die Fahndung soll „in Echtzeit“ laufen, während die Passagiere in der Luft sind.

Die von der Kommissarin Cecilia Malmström entwickelten Pläne orientieren sich an dem umstrittenen Abkommen, das die Europäische Union gegen den Widerstand vieler EU-Parlamentarier mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen hat. Der Vertrag regelt die seit Jahren geübte Praxis, auch sensible Passagierdaten aller Flüge in die USA noch vor Start der Maschine den amerikanischen Sicherheitsbehörden zu überantworten.

Die jetzt geplante Brüsseler Richtlinie betrifft zunächst EU-grenzüberschreitende Flüge. Ein Besprechungsprotokoll hält allerdings fest: Die „Einbeziehung aller innereuropäischen Flüge“ als „Ideallösung“ könne „einem späteren Schritt vorbehalten bleiben“. Deutsche Datenschützer und Bürgerrechtler sind alarmiert: Der EU-Vorstoß würde selbst die kühnsten Pläne von Innenpolitikern zur Vorratsdatenspeicherung von Kommunikationsdaten in den Schatten stellen – und die strengen Grenzen sprengen, die das Bundesverfassungsgericht gezogen hat. Jan Philipp Albrecht, grüner Innenexperte im EU-Parlament, warnt vor einem „Paradigmenwechsel“ in der europäischen Polizeipolitik: „Der Modus der Terrorfahndung wird zum Alltagsgeschäft.“

SPD

Steinbrücks Vertrag

Die Ungereimtheiten um seine Nebentätigkeiten bringen den SPD-Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück erneut in

Bedrängnis. Entgegen seiner öffentlichen Behauptung war die Absage seiner Rede beim Schweizer Bankhaus Sarasin am vergangenen Donnerstag doch nicht mit einer Konventionalstrafe belegt. Dies habe ein Blick in die Verträge mit der vermittelnden Agentur offenbart, hieß es in der SPD.

Ende Oktober hatte Steinbrück ein Festhalten an dem Redeauftritt noch damit begründet, dass er eine Strafe zahlen müsse, „wenn ich diesen Verträgen nicht entspreche“. Vergangenen Mittwoch sagte er seinen Vortrag unter Hinweis auf staatsanwaltliche Ermittlungen gegen die Bank ab.

Bauarbeiten an
Hochspannungsleitung

ENERGIE

Pakt gegen Naturschutz

Bundeswirtschaftsminister Philipp Rösler (FDP) will den Bau von Stromtrassen und Kraftwerken beschleunigen. Belange des Naturschutzes sollen dabei offenbar zurückgestellt werden. Zusammen mit den Landesregierungen Hessens und Bayerns sowie mit EU-Energiekommissar Günther Oettinger (CDU) hat Rösler einen Katalog von Maßnahmen erarbeiten lassen. Darin aufgelistet sind mögliche „Ansatzpunkte für

Erleichterungen“, mit denen bestehende Schutzbestimmungen aufgeweicht werden könnten. So sollen „vorrangige Vorhaben von gemeinsamem Interesse“ von den einschlägigen EU-Richtlinien „ausgenommen“ werden. Der Grünen-Energieexperte Oliver Krischer hält die vorgeschlagenen Maßnahmen für „Unsinn“ und warnt davor, „den Naturschutz zum Sündenbock für den schleppenden Netzausbau zu machen“.

KARRIEREN

Bahn-Chef Grube soll EADS kontrollieren

Nach dem Einstieg des Bundes beim Luftfahrt- und Rüstungskonzern EADS soll Bahn-Chef Rüdiger Grube in den Verwaltungsrat des Konzerns einrücken. „Wir halten ihn für einen qualifizierten Kandidaten“, heißt es in Regierungskreisen. Grube erfüllt aus Sicht von Regierungsvertretern gleich mehrere Voraussetzungen für den Job. Als Chef der Bahn, die im Eigentum des Bundes ist, besitzt er das nötige Fingerspitzengefühl für Unternehmen, an denen der Staat beteiligt ist. Zudem war er bereits früher als Manager bei Daimler für EADS zuständig. Unklar ist noch, wie Grube installiert werden

kann. Die Staatsbank KfW soll in den kommenden Wochen einen zwölfprozentigen EADS-Anteil übernehmen, den derzeit noch der Stuttgarter Daimler-Konzern hält. Solange der Verkauf nicht abgeschlossen ist, hat die Bundesregierung offiziell keinen Einfluss auf die Benennung von Verwaltungsratsmitgliedern. Das Gremium ist auch für die Genehmigung von Standortentscheidungen zuständig.



Grube

HENNING SCHACHT

STAATSSCHUTZ

China-Böller im Briefschlitz

Die Explosion im Briefkasten des Büros von SPD-Politiker Sebastian Edathy im niedersächsischen Stadthagen ist offenbar nicht auf einen Sprengstoffanschlag zurückzuführen. Nach ersten Untersuchungen vermutet das niedersächsische Landeskriminalamt, dass ein Feuerwerkskörper, etwa ein sogenannter China- oder Polen-Böller, den Schaden verursacht haben könnte. Bei der bis Redaktionsschluss noch nicht abgeschlossenen kriminaltechnischen Untersuchung wurden Partikel gefunden, die üblicherweise in Knallkörpern verwendet werden. Tests auf militärischen und gewerblichen Sprengstoff waren negativ. Edathy, der den Bundestagsuntersuchungsausschuss zur Aufklärung der NSU-Morde leitet, hatte auf seiner Facebook-Seite gepostet: „Die Polizei schließt einen Knallkörper aus und geht von einem Sprengsatz aus.“ Da es sich auch um eine politisch motivierte Tat handeln könnte, ermittelt der Staatsschutz.

GEHEIMDIENSTE

Kontrolle ausweiten

Die CDU/CSU will die Befugnisse des Bundestags bei der Kontrolle der Geheimdienste deutlich ausweiten. So soll das geheim tagende Parlamentarische Kontrollgremium gestärkt und ein Nachrichtendienstbeauftragter eingesetzt werden. Entsprechende Vorschläge will der Parlamentarische Geschäftsführer der CDU/CSU-Bundestagsfraktion Michael Grosse-Brömer, der Vorsitzender des Kontrollgremiums ist, Anfang kommender Woche bei einem Treffen mit dem Chef des Bun-

desnachrichtendienstes, Gerhard Schindler, erörtern. Anlass für die zweitägige Klausur, an der auch Parlamentarier anderer Parteien teilnehmen, sind die Pannen der Nachrichtendienste von Bund und Ländern im Umgang mit der rechtsextremen Terrorzelle NSU. Dabei steht das Parlamentarische Kontrollgremium in der Kritik, weil es Versäumnisse nicht rechtzeitig aufgedeckt hat. Deshalb soll sich die Runde künftig einmal im Monat ganztägig mit der Tätigkeit der Geheimdienste beschäftigen, also deutlich ausführlicher als bislang. Der neue Geheimdienstbeauftragte, den die Union fordert, soll nach dem Vorbild des Wehrbeauftragten agieren.

LUFTFAHRT

Fatales Manöver

Eine Maschine der irischen Billigfluglinie Ryanair ist nur knapp einer Katastrophe entkommen. Der Vorfall ereignete sich bereits am 23. September dieses Jahres beim Anflug einer Boeing 737 auf den Airport Memmingen. Die Maschine mit 141 Menschen an Bord kam aus Manchester. Etwa sieben Kilometer vom Flugplatz entfernt bemerkten die Piloten, dass sie in einer Höhe von 140 Metern viel zu schnell sanken. Ihnen gelang es gerade noch, den Jet nach oben zu ziehen. Die Bundesstelle für Flugunfalluntersuchung in Braunschweig stuft den Vorfall als „schwere Störung“ ein. Laut den Flugschreiberdaten ertönte im Cockpit um 16 Uhr 39 und 42 Sekunden die automatische Warnstimme „Terrain, terrain. Pull up“. Das Anflugmanöver ge-



Ryanair-Flugzeug

staltete sich offenbar chaotisch. Die Piloten hatten offensichtlich den Autopiloten mit einer falschen Höhenangabe programmiert. Die Maschine fiel zwischenzeitlich mit einer Sinkrate von fast 1000 Meter pro Minute gen Boden. Der Pilot gibt an, unter Zeitdruck gestanden zu haben. Um eine knapp 30-minütige Verspätung aufzuholen, habe man sich dazu entschieden, die Landebahn von einer anderen Richtung als geplant anzufliegen. So wollte man am Boden Zeit beim Rollen zum Gate sparen.

HSH NORDBANK

Kopper vor dem Abgang

Bei der HSH Nordbank steht Aufsichtsratschef Hilmar Kopper vor dem Aus. Die Länder Hamburg und Schleswig-Holstein, Hauptegner der maroden Bank, suchen schon nach einem Nachfolger und haben dafür mehrere Kandidaten ins Auge gefasst. Ihr Favorit war bis Ende vergangener Woche der frühere Chef der Deutschen Postbank, Wulf Freiherr von Schimmelmann, seit 2009 Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Post AG. Schimmelmann soll die schlingende Bank mit

dem neuen Vorstandsvorsitzenden Constantin von Oesterreich stabilisieren und damit die Haushalte der beiden Länder vor hohen Risiken bewahren. Dagegen hat der wegen seiner Eigenwilligkeit gefürchtete Kopper das Vertrauen in Hamburg und Kiel mit mehreren Alleingängen verspielt. Unter anderem hatte er Oesterreichs Vorgänger Paul Lerbinger handstreichartig abgelöst und damit die Länder vor vollendete Tatsachen gestellt. Zudem waren Zweifel aufgekommen, ob Kopper mit seinen 77 Jahren noch die notwendige Konstitution hat, um als Chefaufseher eine Problembank wie die HSH durch die kommenden Jahre zu führen.



Originale gesucht.

Für Menschen, die genau wissen, was sie wollen: Chronoswiss Uhren. Gefertigt aus guten Ideen, edelsten Materialien und mit höchster Präzision. Mechanisch und optisch perfekt, kompromisslos in Form und Funktion. Jede Chronoswiss ist ein Unikat.

www.chronoswiss.com



CHRONOSWISS

MEDIZINRECHT

Entschädigung nur im Ausland?

Deutsche Frauen versuchen über einen französischen Entschädigungsfonds Schadensersatz für verpfuschte Brustvergrößerungen zu bekommen. In der Bundesrepublik waren rund 5000 Betroffenen Silikoneinlagen der französischen Firma PIP und anderer Hersteller eingesetzt worden, die sich als minderwertig herausstellten. Sie sollten wieder entfernt werden. Doch die Chancen, in Deutschland Schadensersatz zu bekommen, sind gering. „Es ist eine Schande, dass diese Frauen gezwungen sind, ins Ausland zu gehen“, sagt der Berliner Mediziner Jörg Heynemann, der 20 Frauen vertritt. „In Frankreich können die Be-



ALEXANDRE MARCHI / PICTURE ALLIANCE / DPA

Brustimplantat der Firma PIP

troffenen, von Ausnahmen abgesehen, nur 5000 Euro erwarten“, sagt Heynemann, „aber auf diese Weise gehen sie wenigstens nicht leer aus.“ Obwohl Experten es für nahezu aussichtslos halten, klagt eine 40-jährige Patientin vor dem Landgericht Karlsruhe gegen ihren Arzt, den Haftpflichtversicherer der bankrotten französischen Firma PIP, den deutschen Silikonhersteller, den TÜV Rheinland als Kontrolleur der Produktreihe und die Bundesrepublik, deren zuständiges Bundesinstitut nicht rechtzeitig eingeschritten sein soll. Vor vier Wochen wurde erstmals verhandelt. Im Strafprozess um den Hersteller PIP in Frankreich treten drei deutsche Frauen als Nebenklägerinnen auf. Mediziner klagen seit Jahren die schwache Stellung von Patienten, die durch fehlerhafte Medizinprodukte leiden. Auch im neuen Patientenrechtegesetz, das im kommenden Jahr in Kraft treten soll, gibt es dahingehend keine Verbesserung.

Militärübung mit „Patriot“-Raketenabwehrsystem



BERND WUSTNECK / DPA

BUNDESWEHR

Kritik an „Patriot“-Mandat

Die SPD stellt ihre Zustimmung für die Stationierung von „Patriot“-Abwehrsystemen in der Türkei in Frage. „Es gibt keinen Automatismus“, sagt der stellvertretende Fraktionsvorsitzende Gernot Erler, „wir brauchen in der kommenden Woche verbindliche Antworten, bevor wir ja sagen können.“ Bisher gebe es nur Spekulationen über den Einsatz, es werde ein „eigenartiges Spiel“ gespielt. Über das Mandat soll am kommenden Freitag im Bundestag diskutiert werden. Es sieht vor, ab Anfang 2013 bis zu 400 Bundeswehrsoldaten in der Türkei zu stationieren. Sie sollen zusammen mit anderen Nato-Verbündeten mit „Patriot“-Abwehrsystemen und „Awacs“-Aufklärungsflügen den Luftraum über der Türkei sichern. Voraussetzung für eine erfolgreiche Umsetzung des Mandats ist allerdings, so heißt es in Regierungskreisen, dass die Türkei volle Unterstützungsleistungen bei Verpflegung oder Unterkunft erbringt. Das sei aber noch nicht sicher: „Abschließende Zusagen der Türkei können noch nicht vorliegen, da die Detailplanungen in der Nato vor allem hinsichtlich der Einsatzorte noch nicht abgeschlossen sind“, sagt ein Sprecher des Bundesverteidigungsministeriums.

INFRASTRUKTUR

Lkw-Maut auf allen Straßen

Die nordrhein-westfälische Landesregierung setzt sich für eine flächen-deckende Lkw-Maut ein. Danach soll für alle Lastwagen auf allen Straßen Maut gezahlt werden; derzeit gilt sie ab zwölf Tonnen und fast nur auf den Autobahnen. „Unsere Verkehrsinfrastruktur ist chronisch unterfinanziert und streckenweise in einem besorgniserregenden, schlechten Zustand“, sagt

NRW-Verkehrsminister Michael Groschek (SPD). Das zeigt sich auch im verkehrsgeplagten Großraum Köln. In der Stadt sind mehrere Brücken so baufällig, dass schwere Lkw sie nicht mehr befahren dürfen. Vor wenigen Tagen musste eine marode Autobahnbrücke bei Leverkusen für Lastwagen gesperrt werden – was seither täglich zu einem Verkehrschaos führt. Nach Berechnungen Groscheks müssten jährlich bundesweit 7,5 Milliarden Euro zusätzlich in den Straßen- und Brückenbau gesteckt werden, um den Bestand zu erhalten. Ohne eine Ausweitung der Lkw-Maut sei das nicht zu finanzieren.



Europas
Beste Airline

Globally Yours

TURKISH
AIRLINES



FLIEGEN MIT DEN BESTEN



Die besten Spieler der Welt genießen unsere Business Class mit dem Komfort von 180° Flachbett-Sitzen, kulinarischen Köstlichkeiten, die von fliegenden Chefköchen* zubereitet werden und unsere allseits bekannte türkische Gastfreundschaft.

Wenn auch Sie der Meinung sind, das Beste zu verdienen, fliegen Sie mit Europas Bester Airline, Turkish Airlines.



*Der fliegende Chef-Koch-Service ist auf Flügen von einer Dauer von mehr als 8 Stunden verfügbar.



facebook.com/TurkishAirlinesDE



twitter.com/tk.de |

A STAR ALLIANCE MEMBER



REGIERUNG

Kein Wunder

Nie zuvor hat ein deutscher Kanzler so kühl und leidenschaftslos auf Europa geblickt wie derzeit Angela Merkel. Nun soll ausgerechnet sie die Gemeinschaft aus der Krise führen. Kann das gutgehen?

Natürlich hat die Krise auch ihre komischen Seiten. Die Geschichte mit dem U-Boot zum Beispiel. Angela Merkel fängt an zu kichern. Es war schief. Dann prustet sie los, Lachtränen kullern über ihre Wangen. Sie kann nicht mehr weitersprechen. Schief, sagt sie und versucht sich zusammenzureißen. Sie schafft es nicht. Die Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland wird von einem unkontrollierbaren Lachkrampf geschüttelt.

Die Geschichte, die Merkel nicht erzählen kann, geht so: Die Griechen bestellen in Kiel bei den Howaldtswerken-Deutsche Werft ein hochmodernes U-Boot der Klasse 214. Als es fertig ist, weigern sie sich zu zahlen. Die griechischen Militäxperten, die eigens nach Kiel gereist sind, erklären, die „Papanikolis“ habe bei der Vorführung schon bei leichtem Seegang auf der Seite gelegen. Sie verweigern die Abnahme.

Die Deutschen hatten das Boot geprüft, gemessen, kontrolliert und nichts entdecken können. Es ist eine Schieflage, die offenbar ausschließlich hochverschuldete Griechen feststellen können – und die noch Jahre später der Kanzlerin die Lachtränen in die Augen treibt. Tja, Griechenland. Manchmal, wenn es ganz schlimm wird, flüchtet sich Merkel in Galgenhumor. Es hilft alles nichts, es muss ja weitergehen, und am Ende bleibt es ohnehin an ihr hängen.

Seit drei Jahren nun schwelt die Euro-Krise, sie hat die Regierungen von Irland und Spanien aus dem Amt gefegt, von Italien und Slowenien, es gab unzählige Sondergipfel in Brüssel, auf denen erst ein vorläufiger und dann ein permanenter Rettungsschirm eingerichtet wurde.

Am Donnerstag und Freitag nun treffen sich die Staats- und Regierungschefs wieder in der belgischen Hauptstadt. Es soll der wichtigste Gipfel des Jahres werden. Auf der Tagesordnung steht nichts Geringeres als die politische Neuordnung der Euro-Zone und die Frage, ob man sich auf eine europäische Bankenunion einigen kann, um die angeschlagenen Geldhäuser des Kontinents zu retten. Mitendrinnen, wie immer: Angela Merkel.



Europapolitikerin Merkel
Frau von unerbittlicher Sachlichkeit

Sie ist die Frau, auf die Europa blickt, kein anderer Politiker auf dem Kontinent erzeugt so viele Hoffnungen, aber auch so viel Hass wie sie. Wenn sie nach Griechenland fliegt, dann marschieren Demonstranten in Nazi-Uniformen durch die Straßen von Athen, aber ein Wort von ihr kann auch bewirken, dass ein Euro-Land vor dem Bankrott bewahrt wird.

Sie ist es, die im Moment die Geschicke des Kontinents in den Händen hält. Wenn der Euro gerettet wird, dann wird das vor allem ihr Verdienst sein, sollte der Euro zerbrechen, wird man umgekehrt sie zur Schuldigen machen.

Kein deutscher Kanzler zuvor war auf dem Kontinent so mächtig wie Merkel. Das ist nicht ohne Ironie, denn wenn es um die Europapolitik geht, dann unterscheidet sich Merkel von all ihren Vorgängern. Noch nie hat ein deutscher Regierungschef so leidenschaftslos nach Brüssel geblickt.

Konrad Adenauer legte zusammen mit Charles de Gaulle das Fundament für die

deutsch-französische Freundschaft, Helmut Kohl schoss das Wasser in die Augen, wenn er vom „Haus Europa“ sprach, und selbst Gerhard Schröder, der sich anfangs darum sorgte, dass deutsches Geld in Brüssel „verbraten“ werde, war am Ende ein großer Anhänger Europas.

Natürlich ging es in Europa auch immer um Interessen, Adenauer wollte Deutschland nach dem Krieg im Westen verankern. Für Frankreich wiederum war Europa auch ein Mittel, den Nachbarn jenseits den Rheins im Zaum zu halten. Aber der Dünger für Europa hieß Leidenschaft. Ausgerechnet die geht Angela Merkel ab.

Ihr Sehnsuchtsort war nicht Paris oder Rom, sondern Amerika. Die USA waren die Antithese zur muffigen Enge der DDR, Europa versprach für sie keine Erlösung. Das unterschied sie von ihren westdeutschen Parteifreunden. Die wurden in dem Glauben groß, dass die Rehabilitierung der Deutschen, die Rückgewinnung der nationalen Würde und Identität nach den Verbrechen der Nazi-Zeit nur über Europa zu erreichen sei.

Für Merkel ist Europa kein Traum, keine Vision, keine Sehnsucht. Sie hat inzwischen gelernt, dass es zur christdemokratischen Etikette gehört, Europa mit dem Zuckerguss des Pathos zu überziehen. Auch deswegen wird sie an diesem Montag nach Oslo fahren, wenn die Gemeinschaft den Friedensnobelpreis überreicht bekommt. Aber das ist nur ein Schauspiel für das Publikum, am Ende ist Europa für Merkel eher eine Frage von Wohlstand, von Euro und Cent, aber keine Herzensangelegenheit.

Kann das gutgehen? Kann diese Frau Europa aus der Krise führen? Oder braucht es gerade so eine Politikerin wie Merkel, die nicht zu jener realitätsfernen Gefühllichkeit neigt, die den Euro erst auf die schiefe Bahn gebracht hat?

Wer mit Merkel in diesem Jahr durch Europa und die Welt reiste, der erlebte eine Frau von unerbittlicher Sachlichkeit. Was sie interessiert, sind Kennziffern, also Wachstumsraten, die demografische Entwicklung, Schuldenstände. Wer sie nach den Ursachen der Euro-Krise be-

fragt, bekommt ein kleines volkswirtschaftliches Seminar.

„Wo sind denn meine geliebten Tabellen?“, fragt sie, als sie im Sommer im Flugzeug sitzt. Dann zieht sie einen Stapel Papiere aus ihren Unterlagen hervor. Sie zeigen auf der einen Seite die Lohnkosten, die im Süden Europas durch die Decke gingen. Und auf der anderen Seite die niedrigen Zinsen, die nach der Einführung der gemeinsamen Währung Ländern wie Griechenland überhaupt erst die Möglichkeit boten, sich hemmungslos zu verschulden.

Nicht Sentimentalität hat Merkel dazu getrieben, dass Deutschland inzwischen mit 400 Milliarden Euro für die Euro-Zone haftet. Das wird schnell klar, wenn man sie reden hört. Sie blickt auf die Pleistestaaten im Süden Europas wie auf ungezogene Kinder, die man zur Vernunft bringen muss, damit Deutschland nicht auch noch in den Abgrund der Euro-Krise gezogen wird.

Als sie im Oktober nach Griechenland fliegt, liest sie zur Vorbereitung ein Interview mit dem griechischen Ministerpräsidenten im „Handelsblatt“. Dort erklärt Antonis Samaras, dass er für seine Minister nun auch am Wochenende erreichbar sei und Zeit habe für persönliche Treffen. Der Schlendrian ist endgültig vorbei, das ist die Botschaft des Gesprächs. Man kann die Worte des Premiers aber auch anders interpretieren: als Beleg dafür, wie lang der Weg ist, den Griechenland noch vor sich hat. Wie kann es ein Regierungschef für erwähnenswert halten, dass er auch am Wochenende arbeiten muss?

Merkel hat monatelang geschwankt, ob Griechenland die Euro-Zone verlassen soll oder nicht. Noch im Sommer konnte sie sich nicht entscheiden, ob sie der Domino- oder der Ballasttheorie glauben sollte, wie sie die beiden Alternativen nannte. Nach der einen könnte eine Pleite Griechenlands auch andere gefährdete Euro-Staaten in den Abgrund reißen. Die Anhänger der anderen wiederum glauben, dass Griechenland der Ballast ist, den die Euro-Zone abwerfen muss, um zu gesunden.

Es ist schwer zu sagen, warum Merkel am Ende zur Dominotheorie wechselte. Vielleicht waren die chinesischen Fondsmanager mit dafür verantwortlich. Die hatten ihr bei ihrem Besuch in Peking im Sommer in grellen Farben ausgemalt, welche verheerenden Folgen ein Rauswurf



Partner Adenauer, de Gaulle 1962

Adenauer wollte Deutschland im Westen verankern, Frankreich aber den Nachbarn im Zaum halten.

Griechenlands haben würde. China werde dann kein Vertrauen mehr in den Euro haben und damit auch keine europäischen Anlagen mehr kaufen.

Vielleicht waren es aber auch die Warnungen der Kollegen in Europa. So rechnete der slowenische Ministerpräsident ihr vor, dass ein Bankrott Griechenlands die Wirtschaft seines Landes um fünf Prozent nach unten reißen würde. Auch das hat sie beeindruckt.

Was sie kaum beeindruckt, sind die Proteste gegen sie. Merkel ist im Moment ohne Frage die meistgehasste Frau Europas. Als sie Anfang Oktober nach Athen reist, rast sie mit ihrer Wagenkolonne durch leergeräumte Straßen, die griechische Hauptstadt wirkt wie die Kulisse für einen jener Doku-Filme, die eine Welt ohne Menschen zeigen.

In Lissabon trifft sie sich Mitte November mit ihrem portugiesischen Amtskollegen an der Atlantikküste in einer jahrhundertealten Festung, auf deren Zinnen schwarzgekleidete Polizisten mit Maschinengewehren postiert sind. Über ihr kreist

ein Hubschrauber, und die See-seite wird von Kampfschwimmern im Sturmboot gesichert.

Schon als die Kanzlerkolonne aus dem Flughafentor rast, wird sie von Demonstranten mit Hitler-Gruß und ausgestrecktem Mittelfinger begrüßt. Im Sommer brachte das „Time“-Magazin eine Titelgeschichte mit der Zeile: „Why everybody loves to hate Angela Merkel.“ Warum alle es lieben, Merkel zu hassen.

Anfangs habe sich die Kanzlerin noch darüber erschreckt, wie viel Abneigung ihr entgegenschlägt, erzählen ihre Leute. Aber inzwischen sieht sie die Dinge von der praktischen Seite. Die Proteste seien für sie ein Moment der Selbstvergewisserung, sagen ihre Vertrauten. Liege ich wirklich richtig?, frage sie sich dann. Meistens beantwortet sie diese Frage mit ja.

Das Bundespresseamt stellt Merkel jeden Morgen einen Pressespiegel zusammen, in dem zusammengefasst wird, was die griechischen Zeitungen über sie schreiben. Das ist oft nicht sehr freundlich. Aber Merkel amüsiert es inzwischen, dass die Verfechter des Sparens in der griechischen Politik „Merkelisten“ genannt werden.

Natürlich weiß sie, dass es als Schmähung gedacht ist, einerseits. Andererseits: Wenn ihr Name zum Synonym für Sparen wird, soll es ihr recht sein. Es ist ja so, dass der Protest im Ausland ihr auch nutzt. Weil er

belegt, dass sie die deutschen Hilfsmilliarden nicht einfach verschenkt, sondern an harte Auflagen knüpft. Wenn sie als eiserne Kanzlerin dasteht, bringt sie das nicht um den Schlaf.

Was ihr Respekt einflößt, ist Disziplin. Als sie im Sommer nach Indonesien fliegt, umschwärmt sie Susilo Yudhoyono, den Präsidenten. Yudhoyono ist ein kleiner, unauffälliger Mann, aber sein Land hat es geschafft, das Defizit innerhalb weniger Jahre von 80 auf 20 Prozent der nationalen Wirtschaftsleistung zu senken.

Indonesien ist so, wie sie sich Griechenland wünschen würde: fleißig und still und von dem Willen beseelt, die Versäumnisse von früher auszumerzen. Wenn Indonesien seine Schuldenkrise in den Griff bekommen hat, dann, verdammt noch mal, kann es doch Europa wohl auch schaffen. Das ist die unausgesprochene Botschaft ihrer Reise.

Für Merkel stellen sich die Dinge so dar: Deutschland ist stark, aber nicht stark genug, um auf Dauer ein sieches Europa mitzuziehen. „Wir wollen ein

Stellt andere ins Abseits.



SPORTAGE



Einer unserer Besten.

Der Kia Sportage FIFA World Cup™ Edition.

The Power to Surprise

Klare Formensprache, herausragendes Design. Mit exklusiver Ausstattung, attraktiver 0% Finanzierung** und der einzigartigen 7-Jahre-Kia-Herstellergarantie*. Und: Weitere FIFA Sondermodelle stehen schon für Sie bereit. Jetzt einwechseln.



mobile.kia.de



www.facebook.com/kiadeutschland

Kraftstoffverbrauch in l/100 km: kombiniert 8,4–6,1; innerorts 10,8–7,2; außerorts 7,0–5,7. CO₂-Emission: kombiniert 200–158 g/km; Energie-Effizienzklasse: E (2.0 AWD/2.0 AWD AT); D (2.0 CRDi 184 AWD AT); C (2.0 CRDi AWD 184). Nach Richtlinie 1999/94 EG. Abbildung zeigt Sonderausstattung.

* Max. 150.000 km. Gemäß den gültigen Garantiebedingungen. Einzelheiten erfahren Sie bei Ihrem Kia Vertragshändler. ** Finanzierungsbeispiel für den Kia Sportage 2.0 CVT AWD. Unverbindliche Preisempfehlung der Kia Motors Deutschland GmbH: € 30.050,- zzgl. Überführungskosten. Anzahlung € 7.512,50; Nettodarlehensbetrag € 22.537,50; Laufzeit 48 Monate; 1. Rate € 102,58; 46 Raten à € 123,-; Schlussrate € 16.776,92; effektiver Jahreszins 0,00%; gebundener Sollzins 0,000% p. a.; Gesamtbetrag € 22.537,50; Bearbeitungsgebühr € 0,00. Ein Finanzierungsangebot der Kia Motors Finance, ein Service-Center der Santander Consumer Bank AG, Santander-Platz 1, 41061 Mönchengladbach. Bonität vorausgesetzt. Repräsentatives Beispiel: Vorstehende Angaben stellen zugleich das 2/3-Angebot gem. § 6a Abs. 3 PAngV dar. Nur bei teilnehmenden Kia Vertragshändlern. Das Angebot gilt solange der Vorrat reicht.

europäisches Deutschland, kein deutsches Europa“, forderte Thomas Mann nach dem Krieg.

Merkel würde diesen abstrakten Satz wohl unterschreiben. Im Konkreten allerdings findet sie, dass Europa ruhig ein wenig deutscher werden könnte, zumindest was das Schuldenmachen betrifft. Wie soll der Kontinent sonst im Wettbewerb mit den asiatischen Aufsteigern mithalten?

Seit Merkel Kanzlerin ist, war sie sechsmal in China, kaum ein außereuropäisches Land hat sie öfter besucht, nur die USA. Sie bewundert die Effizienz, mit der die Chinesen in den vergangenen drei Jahrzehnten den Aufstieg zur zweitgrößten Wirtschaftsnation der Erde geschafft haben. Aber sie weiß auch, wie sich die Gewichte dadurch weltweit verschoben haben. Die Europäer sehen nicht gut dabei aus.

Ihre Mitarbeiter kennen schon, was dann kommt: der Merkel-Dreisatz. Europa produziert mit nur 7 Prozent der Weltbevölkerung etwa 25 Prozent der weltweiten Wirtschaftsleistung und trägt die Hälfte der weltweiten Sozialausgaben. Man muss nicht (wie Merkel) über theoretische Chemie promoviert haben, um zu verstehen, dass Europa ein Problem hat.

Es müsse verhindert werden, dass es zum Schlimmsten komme, sagt die Kanzlerin manchmal und kann auch gleich benennen, was „das Schlimmste“ für sie ist: dass Europa irgendwann zum Besichtigungsgebiet vergangener Erfolge werde, eine Art Disney World für chinesische Touristen.

Ihre Reisen nach China sind deshalb lehrreich. Drei Jahrtausende lang galt die chinesische Zivilisation als die bestentwickelte der Welt. Doch dann verlor das Reich der Mitte durch politische Fehlentscheidungen den Anschluss an den Rest der Welt – und blieb auf der Strecke.

Merkel befürchtet, dass sich Europa im Moment an einer ähnlichen historischen Weggabelung befinden könnte. Das westliche Freiheitsmodell, das hat die Finanzkrise der vergangenen Jahre in aller Brutalität offenbart, ist längst nicht so gefestigt, wie es den Anschein hatte.

Das weiß sie auch aus den Gesprächen mit ihren Kollegen in den Hauptstädten der Welt, von denen viele inzwischen mit herablassendem Mitleid auf den Alten Kontinent blicken. Keine Dynamik, nirgends. Auch ihr Mann, der Chemiepro-



Europapolitiker Schäuble

Anders als Schäuble verzichtet Merkel auf Großentwürfe. Sie würden nur Widerstand produzieren.

fessor Joachim Sauer, berichtet ihr, wie auf den internationalen Wissenschaftlerkongressen über Europa geredet wird. Es ist kein optimistisches Bild, das da gemalt wird.

Was also tun? Merkel hat sich für eine Politik des pädagogischen Imperialismus entschieden, ihre Exportgüter heißen: Haushaltsdisziplin, Strukturreformen, Bankenregulierung. Das meiste davon würde sie den Deutschen selbst nie zumuten. Keiner ihrer Vorgänger hätte sich getraut, so kompromisslos seine Linie durchzudrücken, schon aus historischen Gründen. Aber Merkels Dominanz kommt leise und unauffällig daher, sie dröhnt nicht wie Schröder, sie ist auch nicht wuchtig und raumgreifend wie Kohl. Das reduziert Widerstände.

In Europa wendet sie die gleiche Methode an, die sie bereits in der Innenpolitik perfektioniert hat. „Die Zukunft ist weit offen“, zitierte Merkel vor zwei Jahren in ihrer Neujahrsansprache Karl Popper. Es war ein kleiner Hinweis darauf, dass ihr die Gedanken des 1994 gestor-

benen Sozialphilosophen vertraut sind.

Popper ist der große Theoretiker des Durchwurstelns. Politik dürfe sich nicht an Visionen orientieren, sie müsse in kleinen, überschaubaren Schritten voranschreiten, forderte er. „Stückwerk-Sozialtechnik“ nannte Popper dieses Vorgehen, mit dem selbst weitreichende gesellschaftliche Veränderungen nur durch kleine Eingriffe erreicht werden sollen. Erweisen sie sich als fehlerhaft oder falsch, kann man sie notfalls korrigieren oder zurücknehmen.

Helmut Schmidt („Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen“) war der letzte Kanzler, der sich öffentlich auf Popper berief. Von Merkel sind solche Aussagen nicht überliefert, doch der Philosoph des Durchwurstelns hätte seine Freude an ihr gehabt.

Merkels Vorgänger Gerhard Schröder lief zur Höchstform auf, wenn die Luft im Kanzleramt testosterongesättigt war und alles auf den Showdown zulief, das große Drama, den Riesenknall, die ultimative politische Auseinandersetzung. Seiner Nachfolgerin ist das zuwider.

Man löst die Dinge nicht, indem man den „großen Maxe“ markiert, hat sie im Sommer gesagt. Sie zerteilt lieber die Probleme, macht sie kleiner, drückt auf die Bremse, nimmt die Spannung aus den Prozessen.

Bei einem Abendessen im Kanzleramt soll Merkel vor kurzem eine einfache Rechnung aufgemacht haben: Laut Ludwig Erhard seien 50 Prozent der Wirtschaft Psychologie. Also rede sie nur noch gut über Griechenland. Bei den restlichen 50 Prozent wiederum gebe es eine 50-prozentige Wahrscheinlichkeit, dass man die richtige Entscheidung getroffen habe. Machte zusammen eine Trefferwahrscheinlichkeit von 75 Prozent. Kühler hätte sie es nicht formulieren können.

„Es kann gar nicht oft genug gesagt werden“, rief sie am vergangenen Dienstag in Hannover den Delegierten des CDU-Parteitag zu, „dass die europäische Staatsschuldenkrise nicht mit dem einen Befreiungsschlag, dem einen Paukenschlag, dem einen vermeintlichen Wundermittel gelöst werden kann.“ Es war ein typischer Merkel-Satz.

Visionen sind ihr ein Graus. Masterpläne auch. Wer weiß schon, wie die Welt in einem Jahr aussieht? Sie geht tastend voran, hangelt sich von Krisengipfel zu Krisengipfel. Wenn sich eine Entschei-

DER CHARDONNAY.



VON METTERNICH.



Ein Sekt ist immer nur so gut wie sein Wein.
So wie die Chardonnay-Weine aus „Cool Climate“-
Regionen. Nur sie erfüllen die Qualitäts-
Anforderungen der Fürst von Metternich Sekt-
kellerei. Und so lässt uns dieser reinrassige
Chardonnay-Sekt mit seiner lebendigen Frische
und seiner delikaten Fruchtigkeit jeden Tag und
jeden Anlass besonders **fürstlich genießen**.

derung als Fehler herausstellt, dann korrigiert sie sich. Und sie hat viele Fehler gemacht in den vergangenen Jahren.

So führte sie mit ihrem Zaudern das hochverschuldete Griechenland im Frühjahr 2010 überhaupt erst an den Abgrund. „Es gibt keine Haushaltsmittel für die Griechen“, ließ sie ihre Sprecherin im März erklären. Merkel hatte die Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen im Blick. Sie wusste, wie unpopulär ein deutsches Hilfspaket für die Griechen sein würde.

Doch einen Tag vor der Wahl war kein Halten mehr. Merkels Zögern hatte die Lage in Griechenland so verschärft, dass die Europäer in einer dramatischen Nachtsitzung ein europäisches Rettungspaket beschlossen. Seitdem ist es in Griechenland nur noch schlimmer geworden.

Es ist eine Politik ohne Pathos, die den Wählern die Wahrheit allenfalls in homöopathischen Dosen zumutet. Sie behandelt die Deutschen wie Kinder, denen man die Augen zuhält, wenn die Wirklichkeit allzu schrecklich ist. Merkel hält die Dinge bewusst in der Schwebe. Es könnte so kommen oder auch so – alles bleibt ambivalent.

Ihre Gegner sind ratlos, weil sie nicht wissen, wie sie angreifen sollen. Sie ist ein bewegliches Ziel und deshalb selten

zu fassen. Einen „Schleiertanz“ nennt es ihr SPD-Herausforderer Peer Steinbrück, dessen Partei die Europapolitik der Kanzlerin scharf kritisiert – um ihr anschließend zuzustimmen.

Merkel will niemanden verprellen. Die Euro-Skeptiker nicht und die Euro-Freunde schon gar nicht. Alle werden mitgenommen, und weil es immer nur in kleinen Schritten vorangeht, weiß kaum noch jemand, wohin die Reise geht.

Das ist der Vorteil der Merkel-Methode. Hätte sie vor anderthalb Jahren verkündet, dass die Deutschen inzwischen mit 400 Milliarden Euro für Europa haften und damit deutlich mehr als mit einem kompletten Bundeshaushalt – es wäre wohl zu einem politischen Erdbeben gekommen. Und so? Grummelnd haben sich die meisten Wähler damit abgefunden, dass sie irgendwann zahlen müssen. Vielleicht dauert es ja noch etwas.

Eine Stunde lang redete Merkel auf dem CDU-Parteitag zu den Delegierten. Erst als sie über die Probleme des Jade-Weser-Ports gesprochen hatte, kam sie zur größten Herausforderung ihrer Amtszeit. Doch nach wenigen Minuten hatte sie Europa schon wieder abgehandelt. Worüber hätte sie auch lange reden sollen?

Anders als ihr Finanzminister hat sie keinen Plan für Europa zu verkünden.

Wolfgang Schäuble hielt im Juni im SPIEGEL (26/2012) eine deutsche Volksabstimmung über die weitere politische Integration Europas für möglich – und wurde umgehend von den eigenen Reihen unter Beschuss genommen.

Merkel wäre das nicht passiert. Sie verzichtet auf Großentwürfe. Sie würden nur Widerstand provozieren. Bislang folgen ihr die Menschen, denn noch sind die Deutschen die großen Gewinner der Euro-Krise. Sie wiegen sich im guten Gefühl, in Europa endlich den Ton anzugeben. Es ist leicht, für ein Europa zu sein, in dem man den Ton angibt.

Nun aber beginnen sich die Dinge zu drehen. Merkel hat erstmals eingeräumt, dass ein Schuldenschnitt in Griechenland denkbar ist. Die Krise wird jetzt teuer, gerade für Deutschland. Die Frage wird sein, ob die Deutschen ihrer nüchternen Art auch dann noch folgen, wenn sie zahlen müssen.

Die Kanzlerin ahnt, was auf sie zukommen kann. Nach der Wende hat die promovierte Physikerin manchmal gesagt, sie hätte gern Jura studiert, denn die meisten ihrer Gesprächspartner im Westen waren Juristen. Inzwischen würde sie ein anderes Fach studieren, hat sie ihren Mitstreitern vor kurzem offenbart: Kommunikation.

KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN, RENÉ PFISTER

ADAC

„Egal, ob ich meinen Urlaub stornieren oder abbrechen muss – oder im Ausland krank werde: Mit den ADAC Reiseversicherungen habe ich den wichtigsten Schutz dabei.“

Sarah Pingsmann
ADAC Mitglied seit 2003

Die ADAC Reiseversicherungen.

Damit Sie Ihre zerplatzten Urlaubsträume nicht auch noch teuer bezahlen müssen:
ADAC Auslands-Krankenschutz und ADAC Reiserücktritts-Versicherung.

Jetzt abschließen: in jeder ADAC Geschäftsstelle,
auf www.adac.de/koffer oder
telefonisch unter 0 180 2 22 10 16*

➤ Wertvolle Sicherheit im Doppelpack:
Schutz bei Reiserücktritt und Krankheit!

ADAC-Schutzbrief
Versicherungs-AG

* 6 Cent/Anruf aus dem deutschen Festnetz;
max. 42 Cent/Min. aus deutschen Mobilfunknetzen.



Armeefahrzeug „Boxer“, Präsident Putin: Was wäre, wenn die russische Armee mit deutschen Panzern in ein anderes Land einrollte?

MILITÄR

Deutsche Wertarbeit

Der Radpanzer „Boxer“ könnte zum Exportschlager werden. Doch viele Abgeordnete wollen mitentscheiden, wohin Deutschland seine Waffen verkauft.

Es war eine Premiere der besonderen Art, die das russische Fernsehen im September ausstrahlte: In einer „exklusiven Sonder-Reportage“ pries der kremlnahe Privatsender Ren TV die Vorzüge des deutschen Radpanzers „Boxer“: vielfältige Einsatzmöglichkeiten, 600 Schuss in der Minute, computergesteuerter Reifendruck. Die Soldaten, so ein beeindruckter Sprecher, „bleiben unversehrt, sogar wenn der Wagen über eine Antipanzermine fährt“. Die deutsche Rüstungsindustrie hätte keinen schöneren Werbefilm drehen können.

Die Russen sind nicht die Einzigen, die sich für den Panzer begeistern, den die deutschen Rüstungsschmieden Rheinmetall und Krauss-Maffei Wegmann gemeinsam herstellen. Der „Boxer“ könnte der neue Exportschlager der deutschen Rüstungsindustrie werden. Militärs in aller Welt bekunden Interesse an dem vielseitig einsetzbaren Fahrzeug. Bei einem Test der Briten gab es Bestnoten.

Leider, und da beginnen die Probleme für die deutsche Politik, sind unter den Interessenten eine Reihe von autoritären Regimen. Seitdem der SPIEGEL vergangene Woche darüber berichtete, dass die fundamentalistische Regierung in Saudi-Arabien mehrere hundert „Boxer“ kau-

fen will, ist die Debatte über das Geschäft mit dem deutschen Wunderpanzer voll entbrannt. Russland hat auf informellen Kanälen vorgefühlt, ob die Deutschen einem Export zustimmen würden. Auch die Regierung der Vereinigten Arabischen Emirate, ebenfalls kein demokratisches Musterland, würde ihre Armee gern mit dem Panzer ausrüsten. Soll man in diese Länder wirklich Waffen liefern?

Im Fall der Emirate scheint die Bundesregierung geneigt, einem Verkauf zuzustimmen. Bereits im September 2010 wurde der „Boxer“ in den Emiraten das erste Mal getestet. Im Sommer 2011 stand die nächste Erprobung auf dem Programm, diesmal unter Wüstenbedingungen. Die Bundesregierung erteilte für diese Tests eine vorübergehende Ausfuhrgenehmigung. „So etwas würde man nicht machen, wenn man einen Verkauf ausschließt“, sagt ein Regierungsbeamter. Und warum solle man den Saudis Panzer liefern, den etwas liberaleren Nachbarn aber nicht?

Etwas kniffliger sähe die Sache im Fall Russlands aus. Einerseits ist das Land ein strategischer Partner. Im Auswärtigen Amt bestimmen zudem die Russland-Versteher die politische Linie. Außenminister Guido Westerwelle hatte sich in der Vergangenheit intern stets für Rüstungskooperation mit den Russen ausgesprochen.

Aber der Verkauf von „Boxern“ hätte eine neue Qualität. Der schnelle Radpanzer eignet sich dafür, Aufstände in Städten zu bekämpfen. In der Bundesregierung ist zudem der Schock noch nicht vergessen, den der vom russischen Präsidenten Wladimir Putin befohlene Einmarsch in Georgien im Westen ausgelöst hat. Was wäre, so die Sorge in Berlin, wenn die russische Armee mit deutschen Panzern in ein anderes Land einrollte?

Der Bundessicherheitsrat musste sich mit dem Thema noch nicht befassen, weil keine offizielle Anfrage aus Russland vor-

liegt. Sicher ist vor allem eines: Bundeskanzlerin Angela Merkel würde solche Fragen wie immer im Geheimen klären. Immer mehr Parlamentarier fragen sich allerdings, warum sie an wichtigen sicherheitspolitischen Debatten und Entscheidungen nicht beteiligt werden. Der Bundessicherheitsrat tagt vertraulich, die Folgen seiner Beschlüsse werden oft erst Jahre später im Rüstungsexportbericht sichtbar. Dann ist es in der Regel zu spät, um noch etwas ändern zu können.

„Es gibt ein berechtigtes Interesse der Bürger, über Waffenverkäufe früher informiert zu werden“, sagt der Menschenrechtsbeauftragte der Bundesregierung, Markus Löning. „Es wäre sinnvoll, den Rüstungsexportbericht nicht lange nach den Beschlüssen des Sicherheitsrats zu veröffentlichen, gegebenenfalls auch mehr als einmal im Jahr.“

Auch andere Koalitionspolitiker wollen sich nicht damit abfinden, dass die Regierung das Parlament bei der Beratung über konkrete Exportvorhaben ausschließt. Der außenpolitische Experte der FDP, Bijan Djir-Sarai, will noch in dieser Legislaturperiode eine Initiative mit Kollegen aus allen Fraktionen starten, damit der Bundestag rechtzeitig bei Waffenverkäufen mitreden kann. Sein SPD-Kollege Rolf Mützenich unterstützt diesen Plan.

Djir-Sarai plädiert für einen vertraulich tagenden Ausschuss des Bundestags, wie es ihn für die Kontrolle der Geheimdienste gibt. Das wird unter anderem vom Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses, Ruprecht Polenz, befürwortet. „Vor einigen Monaten stieß diese Idee auf kein großes Interesse“, sagt Djir-Sarai. Doch der Abgeordnete hat den Eindruck, dass sich das geändert hat: „Es kann nicht sein, dass das Parlament bei Entscheidungen dieser Tragweite überhaupt nicht eingebunden ist.“

RALF NEUKIRCH, GORDON REPINSKI,
MATTHIAS SCHEPP, GERALD TRAUFTETTER

1&1 ALL-N

D-NETZ QUALITÄT ZU

- ✓ **BESTE VERBINDUNG
IMMER UND ÜBERALL**
- ✓ **BIS ZU 2,5 MAL
SCHNELLER ALS E-NETZ¹**
- ✓ **BESTE SPRACH-
QUALITÄT**



ET-FLAT M BESTEN PREIS!

MOTOROLA
RAZRi



- ✓ **FLAT** FESTNETZ
- ✓ **FLAT** ALLE HANDY-NETZE
- ✓ **FLAT** INTERNET

19,99
~~29,99~~ €/Monat*

AKTION BIS 31.12.12:
**1 MONAT
KOSTENLOS!***

1&1

Jetzt informieren: 0 26 02 / 96 96

www.1und1.de

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Zu hektisch, zu schrill“

Kurz vor seinem Abschied erklärt der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Kurt Beck, 63 (SPD), was er nach fast zwei Jahrzehnten an der Macht verlernt hat und was in Mainz besser ist als in Berlin.

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, wo zwickt's denn?

Beck: Danke der Nachfrage, aber so schlimm ist's nicht, arbeitsfähig bin ich schon.

SPIEGEL: Immerhin haben Sie es mit gesundheitlichen Problemen begründet, dass Sie im Januar zurücktreten.

Beck: Es gibt eine Reihe von Beschwerden, die ich ernst nehmen muss und die wohl auf eine Funktionsstörung der Bauchspeicheldrüse zurückzuführen sind.

SPIEGEL: Sind solche Beschwerden der Preis, den man für 18 Jahre als Ministerpräsident zahlen muss?

Beck: Ach, bei mir ist es wohl keine Berufskrankheit, sondern erblich bedingt. Die 18 Jahre habe ich ganz ordentlich durchgestanden, wirklich krank war ich nur zweimal.

SPIEGEL: Welche Risiken und Nebenwirkungen haben denn zwei Jahrzehnte an der Macht – kann man normal bleiben?

Beck: Das hoffe ich doch. Der Charakter verändert sich jedenfalls nicht, glaube ich. Aber es gibt alltägliche Dinge, die ich im Januar erst wieder lernen muss.

SPIEGEL: Etwa eine Fahrkarte zu kaufen?

Beck: Das kriege ich hin. Fliegen könnte schon schwieriger werden. Ich weiß gar nicht, wann ich zum letzten Mal selbst eingesteckt habe. Ich gehe ja immer durch einen Sondereingang, wegen der Sicherheitsleute, die ihre Waffen nicht einfach aufs Band legen können. Auch an das Einkaufen werde ich mich gewöhnen müssen. Mit drei Sicherheitsbeamten an der Seite geht man nicht morgens zum Brötchenholen oder einfach mal durch einen Supermarkt.

SPIEGEL: Klingt recht abgehoben für einen, der angeblich immer „nah bei de Leut“ war. Können Sie sich noch vorstellen, wie es ist, mit 700 Euro Rente auszukommen?

Beck: Aber ja. Mein erster Lohn nach der Elektromechanikerlehre, als ich von der Bundeswehr zurückkam, betrug 468 Mark. Als ich verheiratet war, lag ich dann bei etwa 660 Mark – für Akkordarbeit. Ich war Funkelektroniker, wir haben für das Heer gearbeitet, das war harte



Regierungschef Beck

Das Gespräch führten die Redakteure Matthias Bartsch und Markus Verbeet in Mainz.

BERT BOSTELMAN / BILDFOLO / DER SPIEGEL

Arbeit, und den Erfolg konnte man nicht schönreden: Entweder funktionierten die Geräte, oder sie funktionierten nicht. So etwas vergisst man nicht.

SPIEGEL: So etwas haben viele Politiker heutzutage nie erlebt. Einen Hintergrund wie Sie – Volksschule, Lehre, später Real-schulabschluss an der Abendschule – haben in Ihren Kreisen nur wenige.

Beck: Das liegt zum Teil einfach daran, dass zu meiner Jugendzeit viel weniger junge Leute auf eine weiterführende Schule gegangen sind. Aber ich lerne auch heute immer wieder junge Leute kennen, die sich politisch engagieren und nicht von einer Hochschule kommen. Wenn es die Regel würde, dass man ohne Abitur nichts mehr wird, würde ich es in der Tat bedauern. Wir brauchen Menschen aus den unterschiedlichsten Erfahrungswelten in den Parlamenten und auch in den Regierungen.

SPIEGEL: Als Nachfolgerin haben Sie eine Juristin ausgeguckt, Malu Dreyer.

Beck: Wir haben hier aber auch einen Innenminister in der Landesregierung, der kein Studium hat und das Amt des Regierungschefs ebenso ausfüllen könnte. Ich finde es gar nicht so wichtig, ob jemand Akademiker ist oder nicht. Das Entscheidende ist, dass die Leute Erfahrungen aus einem Beruf mitbringen.

SPIEGEL: Bei vielen Abgeordneten erschöpft sich die Erfahrung in Schule, Studium und einem Assistentenjob bei einem anderen Abgeordneten.

Beck: Mit solchen Leuten habe ich oft Probleme. Es ist doch ein riesiger Unterschied, ob man nur mal einen Ferienjob oder ein Praktikum gemacht hat – oder ob man mit der Arbeit in einem Betrieb seine Familie ernähren musste. Dazwischen liegen Welten. Ich finde, dass zumindest ein großer Teil der politisch Tätigen solche Erfahrungen mal gemacht haben sollte.

SPIEGEL: Ihre eigenen Erfahrungen sind sehr alt, Sie sitzen seit 1979 im Landtag.

Beck: Ich habe noch in meinem Beruf weitergearbeitet, bis ich 1985 Parlamentarischer Geschäftsführer wurde.

SPIEGEL: Auch das ist lange her.

Beck: Ich habe dennoch das Gefühl nicht verloren für Situationen, in die man kommen kann, wenn man nach 30, 40 Jahren im Beruf seinen Job verliert und ein Jahr später Hartz IV beantragen muss. Wenn man dann genauso behandelt wird und sein Vermögen anrechnen lassen muss wie jemand, der vielleicht erst einige Monate gearbeitet hat, dann empfinden das die Menschen als Entwürdigung. Ich bin

froh, dass meine Partei diese Regelungen nachjustiert hat.

SPIEGEL: In der Debatte um die Rente mit 67 haben Sie mit dem Schornsteinfeger argumentiert, der in dem Alter diese schwere Arbeit einfach nicht mehr schafft.

Beck: Falsch, das war der Dachdecker – aber worauf wollen Sie hinaus?

SPIEGEL: Aufgrund Ihrer Biografie haben Ihnen viele Menschen abgenommen, dass Sie wissen, wovon Sie reden. Wen hat die SPD, die angebliche Arbeiterpartei, denn noch, der solche Positionen glaubwürdig vertreten könnte?

Beck: Da gibt es schon noch jüngere Leute, die das können. Aber richtig ist: Die Parteien müssen aufpassen, dass sie denen eine Chance geben. Gerade für die SPD ist es wichtig, dass Leute aus diesem Spektrum noch stärker in politische Verantwortung kommen können.

SPIEGEL: Für kurze Zeit – zwei Jahre lang – hatten Sie auch ein bundespolitisches Amt inne. Sie waren SPD-Parteivorsitzender. Kann man im Berliner Politikbetrieb auch „nah bei de Leut“ sein?

Beck: Die Bundespolitik ist zwangsläufig weiter weg von den Menschen. Bundesgesetze sind abstrakter als viele Landesgesetze. In der Landespolitik geht es meistens auch um die Situation in den Dörfern und Städten. Das bringt einen schon näher an die Dinge, die Menschen bewegen.

SPIEGEL: Ist auch das Tempo in Berlin ein anderes als hier in Mainz?

Beck: Das hat sich verändert. Ich habe als Bundesratsmitglied ja noch die Bonner Republik erlebt. Damals hatte man die Zeit, seine Schritte bewusst zu wählen. In Berlin ist die Politik häufig zu hektisch, zu schrill, zu überdreht. Man wird manchmal gedrängt, mit zwei Füßen auf einmal voranzuwollen, um nicht überholt zu werden. Dadurch entsteht vieles, was nicht reflektiert ist. Jeder dort steht unter dem Druck, ganz schnell zu Meinungsbildern zu kommen.

SPIEGEL: Zu schnell?

Beck: Auch ich war manchmal zu schnell, weil ich Vorschläge nur verkürzt über elektronische Medien übermittelt bekam. Wenn ich am nächsten oder übernächsten Tag in den Zeitungen die differenzierte Darstellung nachlesen konnte, habe ich gedacht: Da ist offenbar doch mehr dran, als ich zunächst wahrgenommen hatte.

SPIEGEL: Aber da hatten Sie Ihre Meinung schon kundgetan?

Beck: Ja klar, weil man ja sofort ein Mikrofon unter die Nase gehalten bekommt, wenn Neues auf dem Markt ist. Und weil man dann nur die Kurzversion eines Vor-



Hobbysportler Beck 1995
„Nicht so etepetete werden“

ERWIN ELSNER / DPA

MOBILE FREIHEIT

- ✓ KEINE VERTRAGSLAUFZEIT
- ✓ KEIN BEREITSTELLUNGSPREIS
- ✓ VOLLE KOSTENKONTROLLE

D-NETZ

1&1 NOTEBOOK-FLAT

9,99 €/Monat*

Und alle, die sich für einen Laufzeitvertrag entscheiden, erhalten ein Startguthaben von bis zu 150,- €!



www.1und1.de

0 26 02 / 96 96

*1&1 Notebook-Flat für 9,99 €/Monat. Ab einem Datenvolumen von 1 GB steht eine Bandbreite mit max. 64 kBit/s zur Verfügung. Bereitstellungspreis von sonst 29,90 € entfällt. Keine Mindestvertragslaufzeit. Alternativ: Zusätzliches Startguthaben von 50,- € bei einer Mindestvertragslaufzeit von 24 Monaten. Startguthaben zur Verrechnung mit den monatlichen Grundgebühren ab dem 4. Monat.

Ewige Regenten

Amtszeiten ausgewählter Ministerpräsidenten und Bundeskanzler

■ CDU
■ SPD

Helmut Kohl ■

mehr als 23 Jahre
in Regierungs-
verantwortung,
davon 7 Jahre als
Ministerpräsident in Rheinland-Pfalz
und 16 Jahre als Bundeskanzler



Bernhard Vogel ■
über 23 Jahre
als Ministerpräsident
in Rheinland-Pfalz
und später in
Thüringen



Peter Altmeier ■
knapp 22 Jahre
als Ministerpräsident
in Rheinland-Pfalz



Kurt Beck ■
mehr als 18 Jahre
als Ministerpräsident
in Rheinland-Pfalz



Johannes Rau ■
knapp 20 Jahre
als Ministerpräsident
in Nordrhein-Westfalen

Hans Koschnick ■
knapp 18 Jahre
als Bürgermeister
in Bremen



Konrad Adenauer ■
über 14 Jahre
als Bundeskanzler

schlags kennt, antwortet man spontan und durchaus mit Überzeugung, dass das so nicht gehe.

SPIEGEL: Warum haben Sie sich nicht widersetzt und gesagt: Tut mir leid, ich habe noch keine Meinung dazu, ich muss mich erst informieren?

Beck: Weil ich dann bei Ihnen und Ihren Kollegen als völlig unbedarft oder menungslos gegolten hätte. Oder noch schlimmer: weil mir unterstellt worden wäre, dass ich für diesen oder jenen Vorschlag bin – weil ich ihn nicht kritisiere.

SPIEGEL: Sie wollen sagen: Die Medien sind mal wieder schuld an allem.

Beck: Nein, das wäre schon wieder so eine verkürzte Darstellung. Ich finde es nur manchmal erschreckend, was in den Medien heute passiert, gerade in den Online-Medien: diese schnellen, oft nicht ordentlich nachgeprüften Zuspitzungen.

SPIEGEL: Gilt das auch für den SPIEGEL und für SPIEGEL ONLINE?

Beck: Aber sicher. Kurz bevor ich 2006 zum SPD-Vorsitzenden gewählt wurde, habe ich mit Ihnen ein Interview geführt. Das

haben Sie abgedruckt, alles war in Ordnung, aber einen Satz haben Sie herausgenommen und am Wochenende unter anderem über SPIEGEL ONLINE verbreitet: dass ich mich für Steuererhöhungen ausgesprochen hätte. Dabei hatte ich das gar nicht gesagt. Es lief dann aber so in vielen Online-Medien und Nachrichtenagenturen, das ganze Osterwochenende lang.

SPIEGEL: Entschuldigung, Sie hatten sich für höhere Staatseinnahmen und eine höhere Steuerlastquote ausgesprochen – das musste man als Forderung nach Steuererhöhungen verstehen.

Beck: Nein, musste man nicht.

SPIEGEL: Doch, musste man. Mal ein Vorschlag zur Güte: Sind wir uns einig, dass Sie heute die Steuern erhöhen wollen?

Beck: Ja, kein Problem. Ich sage in aller Klarheit: Der Staat muss seine Einnahmen erhöhen, und dazu muss der Spitzensteuersatz wieder erhöht werden, außerdem brauchen wir eine Vermögenssteuer oder höhere Erbschaftsteuern.

SPIEGEL: Was unterscheidet Berlin darüber hinaus von Mainz?

Beck: Ich habe in Berlin erlebt, dass vertrauliche Ergebnisse nach draußen gelangten, noch während die Sitzung lief – obwohl nur sieben oder acht Leute dabei waren, einschließlich der Kanzlerin, und wir uns alle geeinigt hatten, dass es erst mal unter uns bleibt.



Das Sparschwein Ihres Kindes würden Sie doch auch nicht plündern, oder?

Immer mehr Alte, immer weniger Junge: Deutschland steht vor großen Herausforderungen. Wenn die wenigen Jüngeren auch noch die Krankheitskosten der vielen Älteren tragen müssen, wird es eng. Privatversicherte schonen die Sparschweine unserer Kinder. Sie sorgen für ihre höheren Gesundheitsausgaben im Alter vor und entlasten so kommende Generationen. Erfahren Sie mehr unter www.pkv.de

PKV
Verband der Privaten
Krankenversicherung

SPIEGEL: War's die Kanzlerin?

Beck: Das weiß ich nicht, einer oder eine war's jedenfalls. Noch während der Sitzung hat uns ein Mitarbeiter einen Zettel reingereicht: Was ihr da gerade besprecht, läuft schon in den Online-Medien. Das hat dann die Verhandlungen natürlich nur noch schwerer gemacht.

SPIEGEL: Nach so vielen Jahren in der Politik wollen Sie doch nicht behaupten, dass Sie ein Unschuldslamm sind, oder?

Beck: Zumindest habe ich nicht alles mitgemacht. Ein Kollege von Ihnen, der es gut mit mir meinte, hat mir mal empfohlen: Wenn jetzt alle von Ihnen verlangen, dass zwei und zwei fünf ist, sagen Sie's halt einmal – dann haben Sie Ruhe. Aber das mache ich nicht, dagegen sträubt sich alles in mir.

SPIEGEL: Im Ergebnis sind Sie in Berlin gescheitert.

Beck: Das muss man so sagen. Das lag nicht nur an anderen, auch ich habe Fehler gemacht. Aber wenn man immer mit anderthalb Augen hinter sich schauen muss, dann fehlt einem manchmal vielleicht der scharfe Blick nach vorn.

SPIEGEL: Sie meinen Heckenschützen aus der eigenen Partei?

Beck: Ich meine Leute aus der dritten Reihe, die manchmal denken, sie handelten im Sinne ihrer Wirtstiere, und dabei gar

nicht merken, welchen Schaden sie für die Partei anrichten.

SPIEGEL: Zum Beispiel als 2008 aus Ihrer Partei durchsickerte, wer der nächste SPD-Spitzenkandidat wird. Das führte dann zu Ihrem Rücktritt.

Beck: Ich würde heute nicht anders reagieren, also wieder zurücktreten. Wenn bei einer entscheidenden Frage der Eindruck entstehen muss, als hätte der Parteichef nichts mehr zu sagen, dann bleibt einem gar nichts anderes übrig, ohne seine Selbstachtung zu verlieren.

SPIEGEL: Sie sprachen auch von eigenen Fehlern. Welche meinen Sie?

Beck: Es war ja nicht alles schlecht, ich hatte auch gute Zeiten im Amt, zum Beispiel ist es mir gelungen, das Grundsatzprogramm voranzutreiben. Aber ich würde sicher nicht mehr darauf setzen, mit dem Apparat in der Parteizentrale einfach weitermachen zu können, sondern auch eigene Leute im Willy-Brandt-Haus installieren. Es reichen halt wenige, die eigene Interessen verfolgen und nicht loyal sind, um einem das Leben enorm schwer zu machen. Das habe ich aus meiner Erfahrung hier in Mainz anders eingeschätzt.

SPIEGEL: Sie hatten in Berlin das Image des Provinzlers, der nicht so richtig in die Hauptstadt passt.

Beck: An dem Image hat der SPIEGEL ja kräftig mitgearbeitet, unter anderem

durch Geschichten über meine Vorlieben für pfälzische Spezialitäten wie Schweinsnasen. Das ist so etwas, was mich wirklich ärgert, eine Geringschätzung der Regionen in Deutschland. Ich werfe den Berlinern ja auch nicht vor, dass sie ihre Bulletin in sich hineinstopfen.

SPIEGEL: Vor kurzem wurde ein Video verbreitet, in dem Sie jemanden auffordern: „Einfach 's Maul halten!“ Der Mann hatte die Millionenausgaben der Landesregierung für den Nürburgring kritisiert.

Beck: Das würde ich jederzeit wieder so machen. Wenn einer permanent reinruft, während ich ein Interview geben will, ist es zumindest bei uns in Rheinland-Pfalz nichts Ungewöhnliches, wenn man irgendwann zurückruft: Mensch, jetzt halten Sie doch endlich einmal das Maul. Es wäre furchtbar, wenn wir so etepetete werden, dass das nicht mehr möglich ist.

SPIEGEL: Herr Ministerpräsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



**Animation:
Die Akte Kurt Beck**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.
spiegel.de/app502012beck

WE MAKE CLEAN POWER WORK

Ekkehard Schulz arbeitet bei Bilfinger. Er sorgt dafür, dass in Hamburg-Moorburg ein Kohlekraftwerk der neuesten Generation entsteht. Dank einer Entschwefelungsanlage von Bilfinger, die das Schwefeldioxid höchst effizient aus der Abluft herausfiltert. Wir haben die Anlage geplant, geliefert und montiert. Jetzt geht sie an den Start – eine saubere Leistung! www.bilfinger.com

BILFINGER ENGINEERING AND SERVICES

LANDWIRTSCHAFT

Die Schönheit der Karotte

Ein großer Teil der Obst- und Gemüseernte wird vernichtet, auch wegen unsinnig strenger Handelsnormen. Die Regierung reagiert hilflos auf das Problem.

Das Elend von Bauer Zielke passt in zwölf grüne Plastikkisten. Sie sind vollgepackt mit Möhren, manche dünn wie Zeigefinger, andere dick wie Unterarme. Es liegen Möhren mit feinen Rissen darin, schief gewachsene und einige mit grünem Kopf.

Bald wird Karl-Georg Zielke die Kisten von seiner Hofeinfahrt karren und auf den Kompost kippen. 180 Kilogramm insgesamt. Das schlechte Gefühl wird er beiseiteschieben. Wie jedes Mal, wenn er einen bedeutenden Teil seiner Ernte vernichtet, weil er nicht schön genug ist. Ein Viertel landet im Schnitt auf dem Kompost, schätzt er.

Discounter-Kultur und immer höhere Ansprüche der Kunden haben in Deutschland eine Wegwerfmaschinerie entstehen lassen, die Obst und Gemüse allein nach optischen Kriterien selektiert. Was nicht schön genug ist, fliegt raus. Offizielle Normen und interne Schönheitsstandards des Handels sind der Grund für die Verschwendung. Doch auch die Kunden tragen Schuld, weil sie meist nur noch makelloses Obst und Gemüse kaufen wollen. Größte Verlierer sind kleine Bauern wie Karl-Georg Zielke – und die Umwelt.

Bundeslandwirtschaftsministerin Ilse Aigner (CSU) will den Handel drängen, den Lebensmittel Müll zu verringern. „Es darf doch nicht sein, dass wertvolle Agrarprodukte untergepflügt werden, weil sie wegen irgendwelcher Normen nicht in eine bestimmte Schablone passen“, sagt sie.

Rund 140 Millionen Tonnen Lebensmittel gehen laut einer Studie der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen in Europa jährlich verloren – noch bevor der Verbraucher sie kauft. Bei Obst und Gemüse ist der Schwund besonders groß. Ein Fünftel der Ernte verlässt gar nicht erst den Bauernhof, weil es wegen Schönheitsmakeln keine Abnehmer findet. Bei Lagerung, Waschen und Verpacken sowie im Handel werden noch einmal 17 Prozent der Gesamtmenge aussortiert. Knapp 40 Prozent des angebauten Obstes und Gemüses gelangen deshalb nicht in den Kühlschrank der Verbraucher.

Große Betriebe können einen Teil ihres Ausschusses für wenig Geld an Futter-

Eigenschaften, die Klasse-I-Ware nach Unece-Norm erfüllen muss; Beispiele



rund 210 Mio. Tonnen

Lebensmittel gehen jährlich in Europa im Lauf der Verwertungskette verloren,

rund 140 Mio. Tonnen davon, noch bevor sie zum Verbraucher gelangen.



Obst und Gemüse



Wurzeln und Knollen

Quelle: FAO

hersteller verkaufen. Manche Ladung verarbeitet die Industrie noch zu Fertigsalat oder Dosengemüse. Kleinlandwirte sind jedoch für die Industrie uninteressant. Ihnen bleibt nichts anderes übrig, als ihr unförmiges Obst und Gemüse wegzukippen.

Lange war es Supermärkten in der EU verboten, krummes Obst und Gemüse zu verkaufen: Gurken durften sich laut EU-Norm auf zehn Zentimeter Länge höchstens zwei Zentimeter krümmen, Spargel musste am Ende möglichst rechtwinklig

abgeschnitten sein. 2009 setzte sich die damalige EU-Agrarkommissarin Mariann Fischer Boel gegen den Widerstand vieler Agrarländer durch und mottete die meisten EU-Vermarktungsnormen ein. „Dies ist ein Neuanfang für die krumme Gurke und die knorrige Karotte“, pries Fischer Boel ihre Reform.

Von der Euphorie ist nichts mehr übrig. Die Abschaffung der EU-Normen sei „gering bis kaum wahrnehmbar“, konstatiert eine Untersuchung im Auftrag der EU-Kommission. Die Abfallmenge habe sich nicht verringert. Der Handel hat die Politik ausgetrickst, indem er die EU-Vorgaben durch Normen der UN-Wirtschaftskommission für Europa (Unece) ersetzt hat. Die schreiben vor, dass Zucchini der Klasse I einen Stiel von höchstens drei Zentimeter Länge haben dürfen; Gurken müssen nach Unece-Norm fast gerade sein. Die Regeln sind freiwillig, aber alle Handelsunternehmen benutzen sie.

Sie haben Angst, mit unförmiger Ware Kunden zu verprellen. Diese würden zweibeinige Möhren oder Riesenzucchini einfach nicht kaufen, heißt es. Kaiser's Tengelmann habe testweise schöne und knorrige Kartoffeln zusammen angeboten. Die Kunden hätten immer die schönen herausgepickt, heißt es bei dem Unternehmen. Aber der Handel hat seine Kunden auch dazu erzogen, nur perfekte, einheitliche Ware zu akzeptieren.

Zusätzlich zu den offiziellen Vermarktungsnormen schreibt der Handel Bauern und Verarbeitungsbetrieben eigene Schönheitsstandards vor. Bei Rispenmaten, die in Edeka-Filialen unter dem Label „Gärtners Beste“ firmieren, müssen fünf bis sechs Früchte an einer Rispe hängen. Pro Sechskilo-Kiste sind zwei Abweichler erlaubt.

Um die Schönheitsstandards zu erfüllen, betreiben Sortierbetriebe enormen Aufwand. In den riesigen Hallen von Kartoffel-Böhmer, einem der Branchenführer, laufen pro Stunde 25 Tonnen Kartoffeln übers Fließband. Der Stolz von Geschäftsführer Olaf Kleinlein ist der eine Million Euro teure Apparat, in dem die Knollen für ein paar Sekunden verschwinden. Er fotografiert jede Kartoffel 27-mal, scannt sie auf dunkle Flecken und grüne Stellen. Und entscheidet dann, in welche Box sie plumpst: ob in die Kiste mit Premiumkartoffeln oder in die mit B-Ware.

Dabei ist der Unterschied zwischen den Handelsklassen selbst für Fachleute schwer zu erkennen. Josef Deselaers ist Geschäftsführer bei der Hans Brocker KG, einem großen Möhrenpackbetrieb in Willich am Niederrhein. Klasse-I-Möhren könne er nur daran erkennen, dass sie in der Regel in größere Beutel verpackt werden, sagt er. Dass Obst und Gemüse der Klasse I keineswegs gesünder ist oder besser schmeckt, gibt der Handel selbst zu.

Den Bauern schadet die Schönheitsdiktatur vor allem finanziell: Für Speisemöh-

Eingecheckt. Zugedeckt. Amerika entdeckt.

Die neue Lufthansa Business Class ist derzeit auf ausgewählten Langstrecken verfügbar. Die Umrüstung der kompletten Langstreckenflotte erfolgt sukzessive.

**Perfekter Komfort
in der neuen
Business Class**

**Nonstop
you**

Kein Wunder, dass die Zeit an Bord wie im Flug vergeht: Sie genießen internationale Spitzenküche, handverlesene Weine und ein umfangreiches Unterhaltungsprogramm. Wenn Sie dann noch Ihren Sitz in ein flaches, bequemes Bett verwandeln, erreichen Sie noch schneller Ihr Ziel: den perfekten Start nach der Landung.



Lufthansa

ren zahlt der Handel dem Packbetrieb durchschnittlich 60 Cent pro Kilogramm. Möhren, die dafür zu hässlich sind und an Industrie oder Futterhersteller gehen, bringen ein bis zwei Cent pro Kilogramm ein. Damit kann kein Bauer kostendeckend arbeiten.

Die Wegwerfmaschinerie schadet zudem der Umwelt: Die CO₂-Bilanz aller in der EU verschwendeten Lebensmittel beträgt einer Studie der EU-Kommission zufolge mindestens 170 Millionen Tonnen pro Jahr. Schwedische Forscher schätzen, dass 25 Prozent des weltweiten Wasserverbrauchs für Lebensmittel draufgehen, die im Müll landen.

Ministerin Aigner würde die zehn verbliebenen EU-Normen, die beispielsweise noch für Äpfel oder Salat gelten, lieber heute als morgen kippen. Doch nicht einmal der Handel will von den Vorgaben abrücken, weil er nicht glaubt, dass die Kunden Obst und Gemüse mit Makel akzeptieren. Weil Aigner nicht vorankommt, hat sie den Verbraucher ins Visier genommen. Dieser ist laut einer Studie im Auftrag ihres Ministeriums für mehr als die Hälfte des Lebensmittelmülls verantwortlich. Aigner hat deshalb eine Aufklärungskampagne gestartet, mit Flyern und einer Smartphone-App. Das Problem: Die Kampagne sieht zwar gut aus, beseitigt aber nicht die Wurzel des Problems.



THOMAS GRABKA / DER SPIEGEL

Unternehmerinnen Brumsack, Krakowski
Gemüse mit Charakter

Aktivistinnen wollen die Verschwendung nicht länger hinnehmen. Wenn Tanja Krakowski ihr Arbeitsmaterial betrachtet, sieht sie keine deformierten Kartoffeln, sondern Gemüse mit Charakter.

Krakowski und ihre Kollegin Lea Brumsack retten aussortiertes Gemüse, indem sie es verarbeiten und verkaufen. Aus zu groß geratener Roter Beete formen sie Knödel, Kürbis mit Macken wird zu herzhaftem Kuchen. Damit bewirten sie Gäste auf Veranstaltungen. „Culinary Misfits“ haben die beiden ihr Start-up genannt – „misfit“ heißt „Sonderling“.

ANN-KATHRIN NEZIK

Katholische Website: Am rechten Rand

KATHOLIKEN

Neue Heimat

Nach der Abschaltung des Hetzportals kreuz.net setzen etliche Aktivisten ihr Treiben auf anderen Internetseiten fort.

Giuseppe Nardi konnte seine Wut vergangene Woche nur mühsam kaschieren. „Wildgewordene Homosexuellenaktivisten“ hätten zur „Treibjagd“ geblasen, an deren Ende es den Jägern gelungen sei, die Internetseite kreuz.net zu erledigen. Die „Homo-Verbände“, schäumte er, würden nicht stoppen, ehe sie die gesamte katholische Kirche „in die Knie gezwungen“ hätten.

Nardi gilt als Freund des Papstes, mit guten Beziehungen in den Vatikan. Er ist einer der Macher des Webportals katholisches.info, das die Arbeit der Kirche kommentiert und Holocaust-Leugnern ein Forum bietet. In seiner Polemik reagierte er auf die Einstellung von kreuz.net angesichts des massiven gesellschaftlichen Drucks. Seit 1. Dezember ist die Seite, die zu den populärsten nicht-offiziellen Adressen rund um die katholische Kirche zählte, offline. Dazu beigetragen hat die Enttarnung mehrerer Aktivisten des klandestin betriebenen Hetzportals.

Wer glaubt, der aggressiven, homophoben und antisemitischen Szene am rechten Rand der katholischen Kirche sei damit der Boden entzogen, irrt jedoch. Diverse kreuz.net-Schreiber haben auf anderen Internetseiten bereits eine neue Heimat gefunden. Offensichtlich wird damit, dass kreuz.net kein Einzelphänomen war – und wie eng manche kirchlichen Traditionalisten mit der weltlichen radikalen Rechten verbunden sind.

Wer wolle, sei herzlich eingeladen, zu ihm zu wechseln, sagt etwa der Katholik Robert Ketelhohn, der sich als „gläubiger Sohn des Erzbistums Berlin“ bezeichnet und einst zu den aktivsten Kommentatoren von kreuz.net zählte; nach eigenen Angaben schrieb er dort „200- bis 300-mal“. An der kreuz.net-Abschaltung sei die „Sodomitensturmabteilung“ nebst „Schweineme-

dien“ schuld, wettet Ketelhohn und wirbt für sein Portal kreuzgang.org, wo „Konservative ohne Angst vor Kriminalisierung debattieren“ könnten.

Ganz offen findet die Verbindung zwischen katholischen Fundamentalisten und rechtsextremen Kreisen auf couleurstudent.at statt. Dort hat kreuz.net-Autor Friedrich Romig, ein ehemaliges Mitglied der Europakommission der Österreichischen Bischofskonferenz, angedockt – und veröffentlicht nun Traktate mit Titeln wie „Holocaust – Die neue Weltreligion“.

Kreuz.net konnte sich auf ein Netzwerk von schätzungsweise 300 aktiven Schreibern verlassen. Einer von ihnen war Thomas Lintner, ein Traditionalist aus St. Pölten, der unter „Stimme aus dem Tradiland“ publizierte. „Kreuz.net war katholisch“, schwärmt Lintner, „aber noch viel mehr ein politisches Projekt mit großer Spannweite, eine Sammlungsbeziehung des konservativen Widerstands gegen die Mehrheitskultur.“

Zu den kreuz.net-Autoren, deren Identität zuletzt enttarnt wurde, gehörte der hessische Pfarrer Hendrick Jolie. Fundi-Katholiken wie Lintner galt Kollege Jolie als Test, wie ernst es die Bischofskonferenz mit ihrem Bannstrahl gegen die Hetzplattform meinte. Zwar hatten die obersten deutschen Katholiken die Mitarbeit von Priestern bei kreuz.net als „ungeheuerliche Pflichtverletzung“ bezeichnet und angekündigt, „mit allen uns möglichen arbeits- und dienstrechtlichen Mitteln“ dagegen vorzugehen, doch als Jolie aufflog, beließ es das Bistum Mainz bei einer sanften Ermahnung.

Die Nachsicht der Kirchenführung nach rechts außen verstehen manche Traditionalisten offenbar als Signal: So fand Konrad Löw, der zum Kuratorium des erzkonservativen Forums Deutscher Katholiken gehört, nichts dabei, sich im November von der NPD zum Vortrag nach Oberhausen einladen zu lassen.

An einem geheimen Ort sollte Löw über sein Buch „Deutsche Schuld 1933–1945?“ sprechen. Als eine lokale antisemitische Gruppe davon erfuhr und protestierte, zog er seine Zusage zurück.

Er habe zu seinem „größten Bedauern“ abgesagt, schrieb Löw dem NPD-Kreisvorsitzenden – und bot seinen bereits fertigen Vortrag an: „zur freien Verfügung“.

PETER WENSIERSKI



„Wer seiner Berufung folgt, darf von seinem Finanzberater das Gleiche erwarten.“

Dr. h.c. Manfred Lautenschläger, MLP-Gründer

Wer das Leben von Akademikern kennt, kann sie besser beraten. Deshalb hat Manfred Lautenschläger vor mehr als 40 Jahren MLP gegründet. Die Finanzberatung von Akademikern für Akademiker. Mit Beratung auf Augenhöhe. Ein echter Partner bei der persönlichen Finanzplanung. www.mlp.de

Manfred Lautenschläger



Finanzberatung, so individuell wie Sie.

Vorsorge

Vermögen

Gesundheit

Versicherung

Finanzierung

Banking

Forsche Länder, skeptischer Bund

Nach dem Willen der 16 Ministerpräsidenten soll der Bundesrat diesen Freitag beschließen, beim Bundesverfassungsgericht den Antrag auf ein Verbot der NPD zu stellen. Vor neun Jahren scheiterte ein erster Versuch, die rechtsextreme Partei zu verbieten, in Karlsruhe. Winfried Hassemer, 72, war damals



STEFFILOOS / DAPD

Vorsitzender des Zweiten Senats. Heute hält er ein Verbotsverfahren für aussichtsreich. Ähnlich bewertet es der damalige Innenminister Otto Schily, der die Regierung auffordert, dem Bundesrat zu folgen (siehe Kasten). SPIEGEL-Autor Thomas Darnstädt sieht die Demokratie hingegen durch die Rechten nicht in Gefahr. Für ihn ist der Verbotsantrag Ausdruck föderalistischen Eigensinns (Seite 40).

NPD

„Starke Belege“

Der ehemalige Verfassungsrichter Winfried Hassemer spricht sich für einen neuen Verbotsantrag aus.



THOMAS HAENZESCHEL / DAPD

NPD-Protestaktion*: „Systemüberwindende Bewegung“

SPIEGEL: Herr Hassemer, sollen Bundesrat, Bundesregierung und Bundestag erneut gegen die NPD nach Karlsruhe ziehen?

Hassemer: Wenn alle zuständigen Leute ihre Arbeit anständig gemacht haben, Einwände gesehen und aus der Geschichte des ersten NPD-Verbotsverfahrens gelernt haben, dann sollte man den Verbotsantrag jetzt stellen. Das Grundgesetz schreibt zwar vernünftigerweise nicht vor, dass es dazu eine Pflicht gibt. Aber wenn man begründen kann, dass das vorliegende Material für ein Verbot reicht, dann muss man es machen – sonst riskiert man, dass dieses Schwert mit der Zeit einrostet.

SPIEGEL: Die Länder stützen sich in ihrer Materialsammlung überwiegend auf ein-

schlägige Äußerungen von Spitzenpolitikern der NPD. Der Bundesvorsitzende Holger Apfel etwa schwadronierte, „niemals“ könne „ein schwarzer Fußballspieler im Trikot der bundesdeutschen Nationalmannschaft ein Deutscher sein“. Taugt so etwas als Beleg für die rassistische Ideologie der NPD?

Hassemer: Im Prinzip ja. Voraussetzung ist aber, dass das nicht nur eine Privatmeinung ist, sondern dass die Partei als Ganzes dahintersteht – das wird man im Grunde bei jedem einzelnen Zitat prüfen müssen.

SPIEGEL: Selbst bei Spitzenleuten wie Apfel oder den Landeschefs?

Hassemer: Ja, wobei es natürlich Indikatoren dafür gibt, je nachdem, wie wichtig jemand ist und in welcher Situation eine solche Äußerung fällt.

SPIEGEL: Und könnte das dann zu ihrer Verfassungswidrigkeit beitragen?

Hassemer: Das hängt von den Maßstäben ab, die das Verfassungsgericht erst noch entwickeln muss. Das letzte Parteienverbotsverfahren ist ja mehr als 50 Jahre her – seither hat sich viel getan. Das Bundesverfassungsgericht muss deshalb, falls es zu einem Verbotsantrag kommt, die bisherigen Kriterien und Entscheidungsregeln aktualisieren und wohl auch fort-schreiben und diese dann auf die vorgelegte Sammlung von Belegen anwenden. Beim Verbotsantrag 2003 sind wir zur Entwicklung neuer Maßstäbe ja leider nicht mehr gekommen.

SPIEGEL: Aber es ist doch wohl richtig, rassistische und antisemitische Aussagen oder etwa völkische Vorstellungen an zentralen Vorgaben des Grundgesetzes zu messen, etwa der unantastbaren Menschenwürde?

Hassemer: Es ist bestimmt richtig, sich auf die Menschenwürde zu beziehen oder auch Parallelen zur nationalsozialistischen Ideologie herauszuarbeiten. Wenn die Beratungen beginnen, stößt das Verfassungsgericht aber gewissermaßen vom Land ab wie ein Schiff, es begibt sich auf eine Reise. Und der Witz dieser Beratungen ist, dass man vorher nie genau weiß, wo man ankommen wird.

SPIEGEL: In ihrem Parteiprogramm bekennt sich die NPD formal zur Gleichheit vor dem Gesetz und zur Menschenwürde. Gleichzeitig aber heißt es, Ausländer sollen aus der Sozialversicherung ausgeschlossen und – wohin auch immer – zurückgeführt werden. Und nur Deutsche sollen Grundeigentum erwerben können.

Hassemer: Mich beeindruckt das sehr. Es ist nämlich völlig bedeutungslos, ob eine Partei abstrakt sagt, sie sei für Menschenwürde und Gleichbehandlung, wenn sie das in der konkreten Politik konterkariert. Und wenn die NPD sagt, wir unterscheiden bei Rente, Aufenthalt und Eigentumsrecht anhand von Kriterien, die nicht die Maßstäbe der Verfassung sind, dann finde ich das außerordentlich bedeutsam.

SPIEGEL: Axel Michaelis, Landesgeschäftsführer der bayerischen NPD, wird mit der Aussage zitiert, die deutsche Rechte müsse eine „revolutionäre Rechte“ sein, eine „systemüberwindende Bewegung“. Das deckt sich mit Äußerungen im Parteiprogramm, man sei in einer „Vorbürgerkriegslage“, oder von Holger Apfel, das System habe keine Fehler, „es ist der Feh-

* Am 5. Dezember in Rostock-Warnemünde gegen ein mögliches Verbot der Partei.

ler“. Kann es da noch Zweifel an Umsturzabsichten der NPD geben?

Hassemer: Ich selbst habe keine.

SPIEGEL: Und wenn das Verbot trotzdem scheitert?

Hassemer: Dann kann man niemandem eine falsche Prognose vorwerfen. Vielleicht kommt das Bundesverfassungsgericht zur Ansicht, dass Reden allein nicht reichen.

SPIEGEL: Eine „aktiv kämpferische, aggressive Haltung“ hat das Verfassungsgericht ja schon 1956 beim KPD-Verbot verlangt. Als Beleg für umstürzlerische Pläne soll nun unter anderem das programmatische Vier-Säulen-Konzept der NPD dienen, das zu einem Kampf um die Köpfe, die Straße, die Parlamente und den organisierten Willen aufruft. Reicht das?

Hassemer: Das sind starke Belege für eine zumindest verbale Gewaltsamkeit in der Auseinandersetzung, die eine Demokratie nicht verträgt, vor der sie sich wirklich ängstigen muss. Aber wir wissen eben nicht, ob das dem Verfassungsgericht genügt, oder ob es etwa konkrete umstürzlerische Handlungen verlangen wird.

SPIEGEL: Die Länder führen an, dass es Kampfsportschulungen gebe und dass sich die NPD den Skinheads und Kame-radschaften, also der militanten rechten Subkultur, geöffnet habe.

Hassemer: Aus Sicht der Politik sind das natürlich Belege. Es ist gut vertretbar, sich darauf zu stützen, auch wenn man nicht sicher sagen kann, was das Verfassungsgericht daraus machen wird.

SPIEGEL: Die NPD könnte in dem Verfahren versuchen, den Wechsel an der Parteispitze als Zäsur darzustellen, von dem verbal militanteren Udo Voigt hin zu Apfel, der sagt, zu den Spielregeln der NPD gehöre die Gewaltfreiheit.

Hassemer: Das klingt so ein bisschen nach dem Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein, wo der Wolf Kreide frisst, damit ihn die Geißlein nicht mehr an der Stimme erkennen. Das Gericht wird nicht darauf hereinfallen und alles, was gesagt wird, für bare Münze nehmen.

SPIEGEL: Zu Lasten der NPD?

Hassemer: Es kann auch mal andersherum gehen, wenn die NPD glaubhaft macht, dass ein Parteifunktionär regelmäßig über die Stränge schlägt und nicht die Partei-line vertritt. Es kommt auf die Funktion und die Botschaft an.

SPIEGEL: 2003 haben Sie beim Bundesverfassungsgericht das Verbotsverfahren gegen die NPD eingestellt, weil belastende Texte von V-Leuten stammten. Heute, versichern die verantwortlichen Politiker, sei das nicht mehr der Fall. Glauben Sie das? Bundesinnenminister Hans-Peter

Friedrich hat von seinen Länderkollegen ein entsprechendes Testat verlangt – und es nicht bekommen.

Hassemer: Dafür kann es verschiedene Gründe geben. Ich erwarte jedenfalls, dass Zuträger der Verfassungsschutzämter in diesem Verfahren keine Rolle spielen.

SPIEGEL: Worin sehen Sie denn das größte Risiko?

Hassemer: Das ist der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg.

SPIEGEL: Wird Karlsruhe dessen Rechtsprechung vorwegnehmen?

Hassemer: Zu sagen, das kümmert uns nicht, wäre naiv. Da die NPD nach einem Verbot voraussichtlich nach Straßburg gehen wird, muss das Verfassungsgericht die dortigen Maßstäbe einbeziehen.

SPIEGEL: Die Straßburger Richter haben Kriterien für ein Parteienverbot formuliert, die vermutlich strenger sind als die des höchsten deutschen Gerichts und nicht ohne weiteres auf die NPD passen. Etwa, dass das reale Potential eines Umsturzes bestehen muss oder dass die Partei terroristische Gewalt verübt. Steht das einem Verbot im Weg?

Hassemer: Der Menschenrechtsgerichtshof wird in gewisser Weise in Karlsruhe mit am Tisch sitzen. Und in Straßburg wiederum dürfte dann der deutsche Kontext

Demokratische Hygiene

Ex-Minister Schily sieht gute Chancen für ein NPD-Verbot und fordert von Kanzlerin Merkel eine klare Position.

Otto Schily hat dieser Tage noch einmal seine Unterlagen durchgesehen. Ein mögliches NPD-Verbotsverfahren bewegt ihn noch immer. Schily war 2003 Bundesinnenminister, als eine Minderheit der Verfassungsrichter den ersten Antrag auf Verbot der rechts-extremen Partei mit Verweis auf zu viele V-Leute des Verfassungsschutzes ablehnte. Für den 80-Jährigen wäre es eine späte Genugtuung, wenn die NPD nun, rund zehn Jahre danach, doch noch juristisch gestoppt würde.

„Ein Verbot ist eine Frage der demokratischen Hygiene“, argumentiert Schily. „In einer Demokratie ist es nicht hinnehmbar, dass wir eine Partei aus Steuergeldern finanzieren, die die De-

mokratie bekämpft. Damit schlägt sich die Demokratie selber ins Gesicht.“ Für den Sozialdemokraten steht fest, „dass die NPD zumindest mittelbar zu Gewalt beiträgt“. Dazu komme „die historische Anlehnung an die NSDAP“. Wegen der inzwischen abgeschalteten V-Leute seien die Voraussetzungen zudem „eindeutig besser als 2001“, als der erste Antrag eingereicht wurde.

Scharf kritisiert Schily die Linie der Bundeskanzlerin. „Angela Merkel schuldet der Öffentlichkeit eine klare Position“, sagt er. „Die Bundesregierung sollte sich dem Antrag der Länder anschließen.“ Die Kanzlerin hatte angekündigt, sie werde erst im Frühjahr eine Entscheidung treffen. Ihre beiden Fachminister,



Jurist Schily

Hans-Peter Friedrich (Innen, CSU) und Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (Justiz, FDP) sind Kritiker eines zweiten Anlaufs; vor allem Friedrich muss sich deshalb viel Häme anhören, zuletzt von seinem Parteichef Horst Seehofer, der ihn als „Bundesbedenkenminister“ bezeichnete und im Parteivorstand am vergangenen Montag forderte: „Jetzt sag doch mal, ob du dafür oder dagegen bist. Ja oder nein?“

Andererseits weiß die Kanzlerin, dass ein Nein der Regierung den Sozialdemokraten im Bundestagswahlkampf viel Munition liefern würde. Merkel spielt deshalb auf Zeit.

Trotz diverser mahnender Stimmen ist auch im Bundestag eine Mehrheit wahrscheinlich. Der Unionsfraktionschef Volker Kauder sieht das Verbotsverfahren zwar ebenfalls skeptisch. „Wenn Bundesrat und Bundesregierung den Antrag stellen, haben wir aber eine politische Entscheidung zu treffen“, sagt Kauder. „Auch wenn es durchaus berechtigte Zweifel bei einigen gibt, wird der Bundestag wohl zustimmen.“

Schily hält das für richtig. Es sei „aller Ehren wert, im Laufe einer solchen Diskussion zu einer anderen Meinung zu kommen“.

PETER MÜLLER, HOLGER STARK

KOMMENTAR

Das Übel des Eigensinns

Von Thomas Darnstädt

Schon ein Blick ins Grundgesetz lässt erahnen, dass etwas schief läuft mit dem neuen Anlauf für ein NPD-Verbot. Im Parteien-Artikel 21 steht, dass es vor dem Bundesverfassungsgericht um den Schutz der „freiheitlichen demokratischen Grundordnung“ geht. Zu verteidigen sind die Essentials der Bundesrepublik Deutschland.

Und wer schwingt sich nun auf, die schärfste Waffe, die dieses Grundgesetz kennt, gegen die NPD zu führen? Es sind vor allem die Länderfürsten, die Vertreter von deutschen Kleinstaaten, die auf ihre eigenen Verfassungen, auf ihre thüringische oder hessische Grundordnung vereidigt sind.

Jene, die in Berlin für das Grundgesetz Verantwortung tragen, halten sich im Hintergrund oder opponieren offen gegen den Kreuzzug der Länder. Der Bundesinnenminister windet sich. Und Parlamentspräsident Norbert Lammert will das Ganze überhaupt nicht. Wer würde diesen Leuten Verantwortungslosigkeit dem Grundgesetz gegenüber unterstellen? Sie haben ja gute politische Argumente gegen einen Verbotsantrag: Ist es eigentlich glaubwürdig, die schärfste Waffe, das letzte, undemokratische Mittel der wehrhaften Demokratie gegen einen hässlichen Zwerg zu führen?

Nur in allergrößter Not darf die Demokratie einen Mitbewerber durch staatlichen Zwang aus dem Meinungswettbewerb kippen. „Keine Freiheit für die Feinde der Freiheit“ – die Verfechter der „wehrhaften Demokratie“ müssen stets im Auge haben, dass ihr Wahlspruch von Louis Antoine de Saint-Just stammt, dem Jakobiner, der den Freiheitsgeist der Französischen Revolution in Blut ertränkte.

Was geht in den Köpfen der Länderinnenminister vor, die sich in Führung fremder Geschäfte auf so ein riskantes Spiel einlassen? Sie erwecken mit ihrem großspurigen Vorgehen den Eindruck, es gehe ihnen weniger um die Grundwerte unserer Demokratie

als um die Pflege ihrer Gärten. Welch gefährliches Übel der föderalistische Eigensinn für die Grundwerte einer Demokratie sein kann, hat der Untersuchungsausschuss des Bundestags über die Versäumnisse bei der Verhinderung des NSU-Terrors an den Tag gebracht.

Die Fehler im Verantwortungsbe- reich der Länderinnenminister waren so schwerwiegend, dass Sicherheitsexperten des Bundes sich die Frage stellen, ob die Länder von den Bedrohungen des inneren Friedens nicht überfordert sind. Gerade die Verfassungsschützer der Länder sind seit der NSU-Affäre in der Sinnkrise. Wozu braucht man eigentlich neben einem Bundesamt mit mehr als 2500 Bediensteten den Verfassungsschutz in 16 Ländern?

Etwas läuft schief, wenn der Eindruck entsteht, die Länder betrieben das NPD-Verfahren vorwiegend, um die Existenzberechtigung des eigenen Verfassungsschutzes zu beweisen. Man mag nicht glauben, dass die Innenminister und Minister-

präsidenten um der eigenen politischen Profilierung willen eine Lunte entzündeten, die eine Katastrophe auslösen kann.

Eine NPD, die vor dem Bundesverfassungsgericht mit ständig neuen Beschuldigungen über V-Leute unter den Zeugen die Länder in Erklärungsnöte bringt; rechtsextreme Rowdys, die sich im Wahljahr 2013 ihrer Wählerklientel als verfolgte Märtyrer präsentieren können; die schließlich, im Falle des Verbots, grölend vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ziehen, um sich dort mit einiger Aussicht auf Erfolg bescheinigen zu lassen, von einem unverhältnismäßigen Mons- terverfahren in ihren Menschenrechten verletzt worden zu sein: Welcher Innenminister hält das aus?

Im schlimmsten Fall könnte der Eindruck entstehen, dass die wirkliche Gefahr für den inneren Frieden nicht von der NPD, sondern vom Egoismus der Landesfürsten ausgeht. Wer könnte dann noch widersprechen?

eines NPD-Verbots eine wichtige Rolle spielen.

SPIEGEL: Zu den Straßburger Maßstäben gehört die Verhältnismäßigkeit. Ist die bei einer Partei mit bundesweit unter zwei Prozent der Wählerstimmen gegeben?

Hassemer: Aus Sicht unserer Verfassung könnte es genügen, dass eine Partei mit der nötigen Aggressivität und Stoßkraft gegen die demokratische Kultur agiert. Ich könnte mir aber vorstellen, dass Straßburg dieses Argument im Parteienverbot nach wie vor stärker betont und dass damit die Voraussetzungen für ein Verbot dort nicht so leicht gegeben sind wie hierzulande.

SPIEGEL: Wie sehen Sie das persönlich?

Hassemer: Ich sehe den geringen Wahlerfolg der NPD nicht als Manko für ein Verbot.

SPIEGEL: Könnte Straßburg anders entscheiden als Karlsruhe?

Hassemer: Natürlich kann es passieren, dass Karlsruhe die NPD verbietet und die europäischen Richter in Straßburg sagen, das war nicht nötig und verstößt gegen die Menschenrechte.

SPIEGEL: Und dann?

Hassemer: Dann hätten wir ein Problem. Ich bin mir aber absolut sicher, dass der Menschenrechtsgerichtshof das in seiner Entscheidung bedenken würde.

SPIEGEL: Die späteren Terroristen des Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) waren auf Demonstrationen gemeinsam mit prominenten NPDlern wie Voigt. Funktionäre der NPD sollen den NSU unterstützt haben. Die Ideologie, die die Terrorgruppe angetrieben hat, ist NPD-getränkt. Und eine Partei ist ja laut Grundgesetz auch nach dem Verhalten ihrer Anhänger zu beurteilen. Kann das in Karlsruhe eine Rolle spielen?

Hassemer: Das ist zwar ein einleuchtendes Argument. Das Gericht könnte aber auch sagen, das ist uns zu persönlich, zu viel individuelle Kriminalität, zu wenig allgemeine Botschaft der Partei. Eine Art militanter Arm der NPD war der NSU ja offenbar nicht.

SPIEGEL: Wie ist es mit den „National befreiten Zonen“? Dahinterstecken ja meist Kameradschaften, die zur NPD gehören. Ließe sich das der Partei zurechnen?

Hassemer: Das muss das Verfassungsgericht entscheiden. Aber ich muss sagen: Wenn einer durchsetzt, dass es Zonen gibt, die bestimmte Menschen in der Republik nicht mehr betreten können, ist das wirklich schlimm. No-go-Areas widersprechen der Freiheitsidee unserer Republik. Das wäre für mich ein ganz wichtiges Argument.

SPIEGEL: Wie stehen also die Chancen für ein Verbot? Bei mehr als 50 Prozent?

Hassemer: Es sprechen zu viele Gründe gegen eine Vorhersage, als dass ich mich da jetzt festlegen würde. Eine Prognose über ein Fußballspiel fiele mir leichter.

INTERVIEW: HUBERT GUDE, DIETMAR HIPPE

Was geht in den Köpfen der Innenminister vor, die sich auf so ein riskantes Spiel einlassen?

SONY
make.believe



Sony empfiehlt Windows 8.



GESCHAFFEN FÜR IHRE HÄNDE.

Erleben Sie den neuen VAIO™ Duo 11. Dieser 29,4 cm (11,6") Hybrid-PC im Slider-Design kann wahlweise als Ultrabook™ oder Tablet genutzt werden. Egal in welcher Anwendung: Er ist für Ihre Hände geschaffen. Zeichnen Sie mit Ihren Fingern. Schreiben Sie eine E-Mail mit dem Stylus-Pen. Oder genießen Sie ein großartiges Spielerlebnis – dank Windows 8.

JEDE BERÜHRUNG EINE NEUE ENTDECKUNG.

VAIO

VAIO™ Duo 11

Schön, schnell und flüssig

 Windows 8

„Sony“ und „make.believe“ sind Marken oder eingetragene Marken der Sony Corporation.

MEDIZIN

Fremdes Zeug

Eine Nadel, zwei Kompressen und Verbandstreifen: Im Körper eines Patienten fanden sich 15 Teile – der Operateur ist ein renommierter Chirurg.

Joachim Jähne versorgt seine Kollegen regelmäßig mit guten Ratschlägen. Wenn Patienten nach Operationen über Beschwerden klagten, so der Chefarzt am Diakoniekrankenhaus Henriettenstiftung in Hannover, sollten die Ärzte ins Kalkül ziehen, dass sie etwas im Körper vergessen haben könnten: Instrumente, Tücher – was der Operateur eben zum Einsatz bringt. Sobald ein Mediziner einen entsprechenden Verdacht habe, sollte

bliebene mit einer Hinhaltenaktik ruhigstellen.

Der Patient, Helmut Brecht aus Hannover, war im September 2009 gesundheitlich arg mitgenommen. Er hatte einen Herzinfarkt hinter sich, seine Nieren arbeiteten nicht mehr einwandfrei, er litt an Prostatakrebs. Durch die Bestrahlungen hatte sich der Darm entzündet, weshalb dem damals 74-Jährigen Teile des Organs entfernt und ein künstlicher Darmausgang angelegt werden sollten. „Er wollte unbedingt noch seinen 80. Geburtstag erleben“, sagt seine Tochter Heike Krause.

Doch nach der Operation in der Henriettenstiftung ging es Brecht mies. Die Wunden heilten schlecht, die Blutwerte waren desolat. Er kam erneut in eine Klinik, wo das Personal im Wundbereich eine Nadel fand, offenbar war sie bei der OP

wurden dabei unter anderem ein Verbandstreifen, zwei Kompressen und mehrere Jodoformstreifen gefunden. Insgesamt zählten die Angehörigen später zwölf Teile.

Nach der OP fühlte Brecht sich weiterhin angeschlagen, ein Zusammenbruch wegen eines akuten Nierenversagens folgte. Er war ans Bett gefesselt und starb im April dieses Jahres. „Die ständigen Entzündungsherde im Blut und die zahlreichen Nachoperationen mit Narkose“, so sieht es sein Hausarzt, hätten mit großer Wahrscheinlichkeit zur „massiven Schwächung“ und zum Nierenversagen geführt.

Im September 2010 hatte Helmut Brecht seinen behandelnden Arzt darauf angesprochen, dass bei der OP einiges schiefgelaufen sein müsse. Transparenz und Problembewusstsein? Er habe getan, was er konnte, beteuert Jähne. Nach dem Gespräch mit dem Ehepaar Brecht habe er den Fall sofort an seine Haftpflichtversicherung weitergereicht. Die VGH-Versicherungen boten

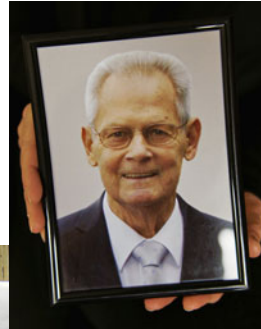
dem Patienten daraufhin „ohne Anerkennung der Rechtspflicht“ an, eine Entschädigung zu zahlen: 500 Euro.

Die Offerte empfand das Ehepaar Brecht als Frechheit, es schaltete die hannoversche Medizinrechtlerin Annette Corinth ein. Ein solches Ausmaß zurückgelassener Fremdkörper sei „in der medizinischen und arzthaftungsrechtlichen Fachliteratur“ einmalig, schrieb die Juristin an das Hospital und verlangte unter anderem 80 000 Euro Schmerzensgeld.

Jähne und die Henriettenstiftung reagierten nicht. Dafür meldete sich erneut die Versicherung und bot erst 10 000, dann 15 000 Euro. Ihr Argument: Die Tücher seien womöglich nicht im OP-Gebiet vergessen worden, sondern von außen in die Wundhöhle gelangt. Auch die ambulanten Pfleger hätten sie dort „platzieren“ können. „Eine absurde Vorstellung“, sagt Anwältin Corinth. Jähne beteuert, vor und nach Operationen würden routinemäßig alle eingesetzten Teile gezählt. Das Auffinden der Nadel könne er sich nicht erklären. Die Tücher seien mit großer Sicherheit nicht während der OP vergessen worden. Aber als Chirurg trage er auch die Verantwortung für Pflegefehler auf seiner Station.

„Für jeden Chirurgen ist so ein Verlauf sehr unangenehm“, sagt Jähne, „aber ich habe versucht, in aller Offenheit mit dem Patienten zu sprechen.“ Der aber hatte wie seine Angehörigen einen anderen Eindruck. „Herr Jähne hat gesagt, er sei an unserer Seite“, sagt die Witwe Margot Brecht, „aber dann hat nur die Versicherung Kontakt mit uns aufgenommen – und von der fühlen wir uns verklappt.“

UDO LUDWIG



FOTOS: KAI LOEFELBIN / DER SPIEGEL



Foto des Medizinopfers Brecht, gesicherte Fremdkörper: „Ständige Entzündungsherde im Blut“

er die umgehende Entnahme in Betracht ziehen, empfahl Jähne im Fachblatt „Der Chirurg“ und mahnte „Problembewusstsein und Transparenz“ unter Ärzten an. Doch nun steht ausgerechnet Jähne, Vizepräsident der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, im Mittelpunkt eines Falls, in dem zuerst vieles schief lief – und nach der Entdeckung nicht alles gut.

Aus dem Körper eines inzwischen verstorbenen Mannes, der von Jähne operiert worden war, wurden insgesamt 15 Teile herausgeholt, darunter eine Nadel und ein rund zwölf mal drei Zentimeter großes Bauchtuch. Und die Haftpflichtversicherung des Mediziners übte sich nicht in Transparenz, sondern versuchte, den Patienten und später dessen Hinter-

zurückgelassen worden. Zu Hause konnte er „vor Schmerzen oft nicht einmal sitzen“, erinnert sich seine Tochter. Der ambulante Pflegedienst entfernte bald darauf ein zigarrengroßes Tuch aus dem künstlichen Darmausgang.

Brecht stellte sich mehrmals bei Jähne vor. Wegen des angegriffenen Gesundheitszustands riet der Chirurg davon ab, den Körper wieder zu öffnen und nachzuschauen, man wollte erst noch warten. Brecht vertraute dem Mediziner trotz aller Beschwerden. Jähne ist eine Kapazität, er war Leiter der Akademie für chirurgische Weiter- und Fortbildung des Berufsverbands der Deutschen Chirurgen.

Schließlich empfahl der Arzt doch einen erneuten Eingriff. Laut OP-Bericht



JA ZUM NETZAUSBAU. DAMIT DIE ENERGIEWENDE GELINGT.

Nur mit neuen Stromleitungen können wir erneuerbare Energien überall nutzen.



Bundesministerium
für Wirtschaft
und Technologie

WIRTSCHAFT.
WACHSTUM.
WOHLSTAND.







**Tiefer gehen.
Mehr verstehen.**

Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.

Der digitale SPIEGEL lässt Sie so tief in ein Thema einsteigen, wie Sie möchten. Mit zusätzlichen Hintergrundseiten, exklusiv produzierten Videos, interaktiven Grafiken, 360°-Panoramafotos und 3-D-Modellen. Alles immer schon ab Sonntag 8 Uhr.

www.spiegel.de/digital

**DER
SPIEGEL**



Gedenkstelle für das Opfer K. am Tatort
Aus dem Leben geprügelt

VERBRECHEN

Tritt in die Brust

Nach der tödlichen Attacke vom Berliner Alexanderplatz steht die Anklage gegen vier junge Schläger bevor. Doch der Prozess wird schwierig.

Als die Ärzte den Leichnam von Jonny K. obduzieren, ist sein Körper mit Verletzungen übersät. Mit Zeichen „mehrfacher stumpfer Gewalteinwirkung“ gegen den Kopf, mit Hämatomen, Einblutungen, Abschürfungen. Der Grad der Gewalt, die über den 20-jährigen Oberschüler hereingebrochen war, ist mit dem nüchternen Vokabular des Sektionsprotokolls kaum zu beschreiben. Bei der Untersuchung seines Gesichts stellen die Mediziner eine Schwellung an der Unterlippe fest, für die sie kein anderes Wort als „monströs“ finden.

Jonny K. – aus dem Leben geprügelt auf dem Berliner Alexanderplatz, für tot erklärt auf der Intensivstation II des Vivantes Klinikums Friedrichshain, am 15. Oktober 2012, um 9.57 Uhr.

Die Ermittlungen zu dem Fall, der bundesweit für Empörung sorgte und die Debatte über jugendliche Gewalttäter befeuerte (SPIEGEL 44/2012), sind weit vorgeschritten. Die Berliner Staatsanwaltschaft hat insgesamt sechs Angreifer identifiziert; vier der Männer ließen sich bislang von der Mordkommission vernehmen. Die beiden übrigen – der 24-jährige Bilal K. und der frühere Amateurboxer Onur U., 19 – waren bis Freitag voriger Woche weiterhin auf der Flucht. Die Fahnder halten sie für die „treibenden Kräfte“ des tödlichen Angriffs. Jetzt sollen die Verfahren gegen sie wohl abge-

trennt werden, damit bald Anklage gegen die übrigen vier erhoben werden kann. Die Anklageschrift könnte schon im Januar dem Gericht vorgelegt werden.

Der Prozess jedoch dürfte nicht einfach werden: Herauszufinden, was genau geschah, wird für das Gericht unter anderem dadurch erschwert, dass sich laut Ermittlungsakten mehrere Verdächtige nach der Schlägerei wiederholt – teilweise in Begleitung ihres Vaters und anderer Verwandter – verabredet und über den Fall debattiert hatten. Die Fahnder befürchten, dass dabei Absprachen über das Aussageverhalten der Verdächtigen, darunter drei Cousins, getroffen wurden.

Die exakte Klärung des Tatgeschehens, also wer bei der Schlägerei wen attackiert hat, wer auf Jonny K. einprügelte und wer dessen Begleiter Gerhardt C. malträtierte und schwer verletzte, ist aber entscheidend für das mögliche Strafmaß gegen die Beschuldigten.

Eine Version über die Gespräche der Verdächtigen untereinander hat Hasan Y. bei der Polizei zu Protokoll gegeben. Er ist der Vater des Beschuldigten Melih Y. und will seinen Sohn nach der Tat zunächst für einige Tage in die Türkei geschickt haben. Dann habe er sich mit Angehörigen der anderen Beschuldigten beraten und ihnen mitgeteilt, dass sich sein Sohn stellen werde. Er habe ihnen empfohlen, sich einen Rechtsanwalt zu nehmen und ihre Söhne ebenfalls dazu zu bewegen, sich bei den Behörden zu melden.

Nach der Rückkehr von Melih, so dessen Vater, sei es zu einem weiteren Familienrat gekommen. Den Akten zufolge seien die Beschuldigten dabei aufgefordert worden, die Wahrheit zu sagen, wie „echte Kerle“, und für ihre Taten gerade-

zustehen. Sogar eine Art Moderator sei bei einem Treffen dabei gewesen.

Zu dieser Zeit fahndete die Polizei bereits intensiv nach den Beschuldigten und nahm zunächst Osman A., 19, fest, bevor der sich selbst stellen konnte. Kurz darauf erschienen Melih Y., 21, und Memet E., 19, freiwillig bei den Ermittlern.

Der Vierte im Bunde, Hüseyin I., blieb dagegen fünf Wochen lang untergetaucht. Er stellte sich am 22. November in Begleitung eines Rechtsanwalts der Mordkommission. Die Aussage des 21-jährigen Griechen ist derzeit eines der wichtigsten Glieder in der Beweiskette der Strafverfolger: Erstmals berichtete einer der Beschuldigten den Ermittlern konkret, wie Jonny K. in der Tatnacht zu Boden ging.

In einer knapp dreieinhalbstündigen Vernehmung schilderte I., manchmal unter Tränen, seine Version der Geschehnisse – und belastete vor allem die noch immer flüchtigen Verdächtigen Nummer fünf und sechs, Bilal K. und Onur U. Der Ex-Boxer U. habe die Schlägerei ausgelöst, indem er einem angetrunkenen Jungen aus der Gruppe um Jonny K., wohl aus Spaß, den Stuhl weggezogen habe.

Auf die Frage, was das solle, habe Onur U. einfach zugeschlagen, innerhalb kürzester Zeit sei eine Prügelei ausgebrochen. Laut Aussage von Hüseyin I. habe Bilal K. das spätere Todesopfer mit dem Fuß gegen die Brust getreten. Jonny K. habe sich nicht einmal mehr mit den Händen abstützen können, er sei sofort umgefallen und mit dem Kopf auf dem Boden aufgeprallt.

Danach habe Bilal dem wehrlosen Schüler noch einmal gegen den Kopf getreten, so I., „ob gestampft oder mit dem Spann“, das wisse er nicht mehr genau. Währenddessen habe U. über dem Freund von Jonny K. gehockt und „mindestens zehnmal“ mit den Fäusten auf dessen Kopf eingeschlagen. I., so sagte dieser der Polizei, habe Onur dann mit den Worten „Was machst du, willst du ihn umbringen?“ von dem am Boden Liegenden weggerissen.

Dann machte sich die Gruppe auf den Heimweg. Ein Zeuge, der die Angreifer nach der Tat in der Berliner U-Bahn-Linie 8 beobachtet haben will, berichtete der Polizei über ein Gespräch zwischen ihnen. Demnach habe einer der Männer – vermutlich Onur U. – über Schmerzen in der Hand geklagt, die offenbar vom Zuschlagen herrührten. Dessen Begleiter hätten ihn dafür gelobt: „Haste richtig krass gemacht, der war auf dem Boden“, „richtig knallhart“ habe er es dem „gegeben“.

ÖZLEM GEZER, SVEN RÖBEL



Tatverdächtiger U.
„Richtig knallhart“

Dr. Kirrily de Polnay behandelt den dreijährigen
Yaseen im Flüchtlingscamp Jamam, Südsudan.

© Robin Meldrum / MSF



**WIR HÖREN NICHT AUF ZU HELFEN.
HÖREN SIE NICHT AUF ZU SPENDEN.**

Leben retten ist unser Dauerauftrag: 365 Tage im Jahr, 24 Stunden täglich, weltweit. Um in Kriegsgebieten oder nach Naturkatastrophen schnell handeln zu können, brauchen wir Ihre Hilfe. Unterstützen Sie uns langfristig: Werden Sie Dauerspender.

www.aerzte-ohne-grenzen.de/dauerspende

**Spendenkonto 97 0 97
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 370 205 00**



**MEDECINS SANS FRONTIERES
ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.**

Träger des Friedensnobelpreises



KRIMINALITÄT

Eine Leiche zu viel

Am 11. März 2009 starben beim Amoklauf von Winnenden 16 Menschen. Auch Ernst Kappel war an diesem Tag im Einsatz. Körperlich blieb der Polizist unversehrt. Doch seitdem ist nichts mehr, wie es war. *Von Simone Kaiser*

DENIZ SAYLAN / DER SPIEGEL

Es sind jetzt die Nächte, die darüber entscheiden, ob der folgende Tag für Ernst Kappel ein guter oder ein schlechter Tag sein wird. Wenn es gutläuft in der Nacht, schreckt Ernst Kappel aus dem Schlaf hoch. Auf seiner Haut fühlt er kalten Schweiß, sein Herz rast. Er hat geträumt, aber er kann sich an nichts erinnern.

In den anderen Nächten schreckt Kappel aus dem Schlaf hoch – und an seinem Bett stehen die toten Kinder von Winnenden.

Er kann ihre Schusswunden zählen, die Löcher in den Bäuchen und den Köpfen. Die Kinder bedrohen ihn nicht, sie stehen einfach stumm im Schlafzimmer von Polizist Ernst Kappel und versperren ihm den Weg zum Klo. Er hört sein Herz trommeln. Wie ein gehetztes Tier fühlt er sich, alle Muskeln angespannt, er atmet mit offenem Mund, „wie wenn einer den Panikknopf gedrückt hätte“. Bis er aufstehen kann, vergehen manchmal Stunden.

Am nächsten Morgen kann sich Ernst Kappel an jedes Detail erinnern. An solchen Tagen kommt es ihm so vor, als läge der 11. März 2009 nicht dreieinhalb Jahre, sondern 24 Stunden zurück.

An diesem Tag erschoss der 17-jährige Berufsschüler Tim K. neun Jugendliche, sechs Erwachsene und sich selbst. Mehr als ein Dutzend Menschen wurden verletzt. Doch die Liste seiner Opfer ist noch viel länger. Tim K. nahm an diesem Tag eine ganze Stadt zur Geisel.

Kriminaloberkommissar Kappel hat versucht zu verarbeiten, wegzuarbeiten, was er beim Amoklauf in Winnenden erlebt hat. Mit noch mehr Überstunden, mit anderen Todesfällen. „Leichensachbearbeitung“ heißt das im Fachjargon, Polizeialltag eben. Ein paar Monate lang hielt er durch, es war schon fast Sommer, aber in ihm war etwas in Bewegung. Als hätte jemand die Sanduhr seines Lebens auf den Kopf gestellt. „Irgendwann war ich einfach völlig leer.“ Und Kappel, der Kommissar, 49 Jahre alt, durchtrainiert, in seiner Freizeit ein Karatekämpfer, klappte einfach zusammen.

Die Bilder von Winnenden verfolgen Ernst Kappel bis heute. Er kommt davon nicht los, und wie sollte er auch?

Seit Mitte November steht in Stuttgart der Vater von Tim K. erneut vor Gericht: Jörg K. wurde bereits 2011 wegen 15facher fahrlässiger Tötung, fahrlässiger Kör-

perverletzung in 14 Fällen und Verstoßes gegen das Waffengesetz zu einer Bewährungsstrafe von einem Jahr und neun Monaten verurteilt. Die Waffe, eine Beretta 92, mit der sein Sohn tötete, hatte unverschlossen in seinem Schlafzimmerschrank gelegen. Wegen eines Verfahrensfehlers muss der Prozess neu aufgerollt werden. Die Zeugen aber, die jetzt noch einmal vor Gericht aussagen müssen, sind nur ein kleiner Teil der Betroffenen dieser Tragödie.

Im Leben Dutzender Schüler, Lehrer und Eltern hat dieser kalte, graue Märztag Spuren hinterlassen. Auch für viele, deren Job es war, den Überlebenden von Winnenden zu helfen, ist seitdem nichts mehr, wie es war. Hunderte Rettungssanitäter, Feuerwehrleute und Polizisten wie Ernst Kappel waren in Winnenden und Wendlingen im Einsatz. Zwei Beamte wurden bei dem Amoklauf durch Schüsse schwer verletzt. Doch auch Kollegen, die scheinbar unversehrt blieben, haben Schaden genommen. Sie kämpfen mit ihren Erinnerungen an diesen 11. März. Ihre Verletzungen tauchen in keiner Statistik auf. Auch weil sie nicht in das Bild unserer Gesellschaft vom starken Retter passen.

Männer wie Ernst Kappel sind die unsichtbaren Opfer von Winnenden.

Wenn der Polizist von seinem 11. März erzählt, dann klingt das, als würde er ein Filmskript vorlesen. Kappel berichtet nüchtern und pointiert, wie im Zeitraffer, Regieanweisungen inklusive. „Wir hatten an diesem Tag eine Dienstversammlung mit rund 200 Kollegen in der Sporthalle in Urbach. Gegen halb zehn kam plötzlich die Durchsage: Ectlage. Amoklauf an der Albertville-Realschule in Winnenden. Da bist du sofort auf 1000 Prozent.“

Von einer unbekannten Anzahl Toter ist die Rede. Von einem flüchtigen Täter. Wahrscheinlich schwer bewaffnet. Zu allem bereit. Zusammen mit zwei Kollegen läuft Kappel zu einem Wagen; bevor er hinten einsteigt, überprüft er die Kindersicherung. „Mir war klar, wenn was ist, sitzt du da in der Falle.“ Im Schrittempo rollen die Beamten durch eine Schrebergartensiedlung, die Pistole in der Hand. Hinter jeder Hecke könnte der Amokläufer lauern und das Feuer auf sie eröffnen. Über Funk kommt die Meldung, dass der Täter auf der Flucht einen Mann erschossen habe. Jeden Moment rechnet Kappel damit, dass er dem schwarzgekleideten 17-Jährigen gegenübersteht und dass diese Begegnung nur einer von ihnen beiden überleben wird. Der, der zuerst schießt.

„Du verlierst das Zeitgefühl“, sagt Kappel, „irgendwann weißt du nicht mehr, bist du Jäger oder Gejagter.“ Der Polizist Ernst Kappel funktioniert, aber innerlich stirbt er tausend Tode. In seinen Träumen wird er Tim K. später immer wieder direkt gegenüberstehen. Der Amokläufer hat seine Waffe dann auf Kappels Kopf gerichtet. Und der Polizist kann sich nicht rühren – bis er aufwacht.

Irgendwann werden die Beamten abkommandiert. „Danach riecht der 11. März 2009 für mich nach Schwimmbad.“

Während Tim K. noch immer auf der Flucht ist, sammeln sich im Wunnebad in Winnenden, nur wenige hundert Meter von der Albertville-Realschule entfernt, verstörte Schüler und verzweifelte Mütter und Väter. „Es war ein einziges Chaos“, erinnert sich Kappel. Eltern rufen die Na-

men ihrer Kinder, Lehrer suchen nach Kollegen, Schüler liegen sich schluchzend in den Armen. Alle rennen und rufen wild durcheinander.

Die aufgeregten Stimmen hallen von den gefliesten Wänden. Der Geruch nach Chlor. Das diffuse Licht. Das Klatschen des Wassers. Dazwischen ein paar Rentner, die seelenruhig ihre Bahnen ziehen und nicht aus dem Becken wollen.

„Die Situation war total surreal“, erzählt Kappel. Er und seine Kollegen versuchen, die ersten Kinder zu befragen, aber die meisten finden keine Worte für das, was sie gerade erlebt haben. Der Kriminaloberkommissar, selbst Vater von zwei Kindern, damals 12 und 15 Jahre alt, kniet sich neben einen Siebtklässler, Block und Stift in der Hand. Der Junge kommt aus einem der Klassenzimmer, in denen der Amokläufer um sich geschossen hatte. „Er hat gesprochen wie ein

Er hat das Bedürfnis, den Kindern über die Wangen zu streichen, die Toten zu trösten.

Automat“, sagt Kappel, „der hat einfach durch mich hindurchgesehen.“

Kappel fährt den traumatisierten Jungen nach Hause, übergibt ihn den aufgelösten Eltern, dann muss er weiter. Nächster Einsatzort ist das Krankenhaus in Backnang. Dort wird eine Schülerin, die auf der Flucht vor Tim K. von der Feuerleiter fiel, auf eine Operation vorbereitet. Kappel und ein Kollege sollen das Mädchen vernehmen. Verwirrte Angehörige irren durch die Klinikflure, suchen ihre Kinder. Journalisten der Boulevardpresse sind auch schon da, um den Familien Fotos der Verletzten abzukaufen.

Kappel fährt zurück zu seiner Dienststelle, Polizeidirektion Waiblingen, Kriminalaußenstelle Backnang, zweiter Stock, sein Zimmer ist direkt unterm Dach. Er tippt die Vernehmungsprotokolle, vom Tod des Täters hat er über Funk erfahren, Kappel packt Wattestäbchen, Plastikbeutel, Einweghandschuhe zusammen, den

Kollegen von der Spurensicherung geht ständig das Material aus, es sind einfach zu viele Tote. Kappel schafft den Nachschub zur Schule.

Dann, es ist inzwischen etwa 17 Uhr, erhält er von einem Vorgesetzten den Auftrag, nach Stuttgart zu fahren, um zusammen mit den Rechtsmedizinern die Leichenschau durchzuführen.

„Ich habe gesagt: Das packe ich nicht mehr, schickt einen anderen, der noch klar im Kopf ist“, erzählt Kappel. Aber es gab keinen anderen. Alle verfügbaren Beamten waren an diesem Tag im Einsatz. Also setzte sich Kappel ins Auto und fuhr nach Stuttgart. Die nächsten Stunden sollten sein Leben für immer verändern.

Wenn Ernst Kappel erzählt, blickt er seinem Gegenüber fest in die Augen, als könne er darin ablesen, ob der ihm glaubt. Kappel, blaue Augen, blinzelt selten. Er hat mit diesem Blick als Kriminalist Hunderte Zeugen vernommen. Jetzt ist er selbst ein Zeuge, der seine Geschichte erzählen will. Er möchte, dass man ihn versteht. Dass man seine Kollegen versteht, die sich nicht trauen, darüber zu reden, so wie er. Kappel sagt, ein Polizist, das sei ein starker Kerl, so denken die Leute doch. Stark wie ein Soldat. Den haue nichts um. Der sei an das gewöhnt, was andere nur aus Horrorfilmen oder dem „Tatort“ kennen. Gewalt, Blut, Leichen. „Das habe ich auch gedacht, bis zu diesem Tag“, sagt Kappel. „Jetzt weiß ich: Es kann jeden treffen. Auch ein Polizist ist doch nur ein Mensch.“

Am Hintereingang des Robert-Bosch-Krankenhauses in Stuttgart stehen in der Nacht vom 11. März 2009 die Bestatter Schlange. Die Toten von Winnenden werden von den Rechtsmedizinern begutachtet. 16 leblose Körper in dunklen Leichensäcken, die meisten davon Kinder. Sie werden nicht obduziert – die Todesursache könnte jeder Laie feststellen, die Körper sind von Kugeln durchsiebt. Und der Täter ist tot.

Trotzdem müssen die Verletzungen dokumentiert, muss jeder Einschuss gezählt werden, Polizeioutine, unerlässlich für die weiteren Ermittlungen, die Rekonstruktion des Tathergangs, ein mögliches



Tatwaffe des Amokschützen, Einschusslöcher in Wendlingen, Gedenkstätte vor der Albertville-Schule in Winnenden 2009

Gerichtsverfahren. „Ich habe in meinem Dienstleben schon viele Tote gesehen“, sagt Kappel, „aber diese Kinder wurden nicht einfach nur ermordet. Das waren Hinrichtungen. Ein Massenmord. So muss sich Krieg anfühlen.“

Kappel und ein Kollege helfen, die Leichen zu entkleiden, die Einschusswunden zu fotografieren. Eine Schülerin hält noch im Tod ihren Stift umklammert, sie ist nicht viel älter als Kappels Tochter. Einer jungen Lehrerin zieht der Polizist den Ehering vom Finger. Es ist die Frau eines Kollegen. Tragödien im Akkord.

Jeder Schritt, jeder Satz hallt doppelt zurück, überall um Kappel wieder geflüsterte Wände, grelles Licht, er hat das Bedürfnis, den Kindern über die Wangen zu streichen, die Toten zu trösten. „Ich musste die ganze Zeit an die armen Familien denken. Es nahm einfach kein Ende“, sagt Kappel.

In einer kurzen Pause sinkt der Polizist draußen in die Hocke, vergräbt den Kopf in den Händen. „Du kannst nicht mehr. Aber dann gehst du trotzdem wieder rein und machst weiter. Irgendwie hast du das Gefühl, das bist du den Opfern schuldig“, sagt Kappel.

Wahrscheinlich war es nicht allein die Übermüdung oder die Todesangst in der Schrebergartensiedlung oder der Gedanke an die eigenen Kinder im Leichenschauhaus, die Kappel so zugesetzt haben. Sondern all das zusammen. Experten definieren eine Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) als „Reaktion auf ein belastendes Ereignis mit außergewöhnlicher Bedrohung“. Eine psychische Vorerkrankung oder Labilität liege dabei meist nicht vor. Zwar erleiden professionell geschulte Personen wie Feuerwehrleute oder Polizisten seltener ein solches Trauma. Aber auch gefestigte, stabile Retter können nach einer Situation, die sie scheinbar besonders tapfer gemeistert haben, an PTBS erkranken. Auch Helden sind nur Menschen. Panikattacken und Alpträume, wie sie der Polizist Kappel nach dem Amoklauf in Winnenden an sich bemerkte, sind typisch.

Militärmediziner haben das Syndrom früh beschrieben. Schon nach dem Ersten Weltkrieg brachten die „Kriegszitterer“ ihre erschütternden Fronterfahrungen mit nach Hause. Die US-Armee musste sich seit dem Vietnam-Krieg intensiv mit dieser Krankheit auseinandersetzen. Auch die Bundeswehr kämpft heute gegen die Schrecken des Krieges in den Köpfen ihrer Soldaten. Spätestens seit dem Einsatz in Afghanistan weiß man bei der Truppe, dass die fehlende gesellschaftliche Anerkennung des Soldateneinsatzes eine wichtige Rolle bei der Verarbeitung von Kriegserlebnissen spielt – und dass vor allem schnelle und intensive Hilfe nötig ist.

Nur bei der Polizei ist das Thema offenbar hierzulande noch ein Tabu. In der Regel dauert es einige Wochen oder Monate, bis sich nach dem traumatischen Erlebnis die ersten Symptome der Belastungsstörung bemerkbar machen.

Die Therapeuten bitten Kappel, den anderen Patienten nicht von seinen Erlebnissen zu erzählen.

Auch Ernst Kappel spürt schnell, dass der 11. März für ihn noch nicht vorbei ist. Nicht nur weil sich auf seinem Schreibtisch danach die Arbeit türmt – er kann nicht mehr durchschlafen, es fängt an mit den Besuchen, nachts, die toten Kinder an seinem Bett. Der Kommissar ist gereizt. Wenn seine Frau ihn bittet, die Wäsche einzusortieren, den Müll rauszubringen, flippt er aus, schreit herum. „Ich habe gespürt, wie ich mich veränderte, aber ich konnte nichts dagegen tun.“ Wenn Kappel erzählt, mit zittriger Stimme, die großen Hände fest um eine Tasse Pfefferminztee gepresst, dann hört man seine Hilflosigkeit.

Er schreibt eine „Dienstunfallanzeige“, die in irgendeiner Schublade verschwindet. Nichts passiert. Kappel wendet sich an den zuständigen Polizeiarzt. Der ist für Hunderte Beamte in der Region Stutt-

gart zuständig. Was soll er da mit Kappel, dem man nichts ansieht, der ganz gesund wirkt? „Als Kriminalbeamter sind Sie den Umgang mit Leichen doch gewohnt“, wundert sich der Mediziner.

Am nächsten Tag erscheint Kappel wieder zum Dienst. Aber wenn er die Klad-den mit den Leichenfotos aufschlägt, wird ihm schlecht. Er schwitzt, spürt wieder diese Panik im Bauch. Die Kollegen tuscheln. Kappel zieht sich zurück. Nachts wacht seine Frau durch seine Schreie auf. Er lässt sich krankschreiben, aber zu Hause hält er es nicht aus. Ein anderer Arzt schickt Kappel zur Kur. „Ich dachte, da kann ich endlich mal alles loswerden, mir das ganze Elend von der Seele reden. Vom Rumsitzen und Nachdenken geht das ja nicht weg.“ Doch es kommt anders.

„Dick, dünn, doof“, so fasst Kappel sarkastisch die Probleme seiner Mitpatienten zusammen. „Ich bin da einfach durchs Raster gefallen.“ In den Gesprächsrunden sitzt Kappel zwischen einer Altenpflegerin mit Burnout, einer Magersüchtigen, einem Schreiner mit Vaterkomplex. Die Therapeuten bitten den Polizisten, den anderen Patienten nicht von seinen Erlebnissen zu berichten – er könne sie damit ebenfalls traumatisieren. Eine junge Therapeutin erklärt Kappel nach einer Einzelsitzung, sie könne leider nicht weiter mit ihm arbeiten, sonst bekomme sie die Bilder auch nicht mehr aus dem Kopf.

Also schweigt Kappel, wenn die anderen reden. Er bastelt mit der Laubsäge eine Schlafwandlerfigur für seine Tochter, fährt Rad, bis zu 150 Kilometer an einem Tag, er verliert seinen Appetit und dann Kilo um Kilo, findet kaum noch Schlaf. Als er nach neun Wochen wieder nach Hause soll, bricht er bei einem Waldlauf weinend zusammen. Kappel wird als „dienstunfähig“ aus der Kur entlassen. Es ist Herbst 2009.

Der Kommissar will nicht aufgeben, er kämpft sich zurück an seinen Schreibtisch. Er weiß, dass er nicht mehr zu hundert Prozent funktioniert. Aber wie viel Prozent reichen, um als Polizist im Dienst bleiben zu können? Was verkraftet er – und was eben nicht mehr? Und



Sonderkräfte der Polizei auf dem Weg in die Realschule, Bestatter im Schulgebäude, Tatortreiniger 2009

Der Wirtschaftsstandort Thüringen ist perfekt für alle, die viel verlangen. Denn er bietet viel. Unternehmen, die innovative Produkte entwickeln und herstellen. Viele motivierte Fachkräfte mit fundierter Ausbildung. Eine hochmoderne Infrastruktur, die den Freistaat zum perfekten Logistikstandort macht. Eine Kombination, die keinen Investorenwunsch offen lässt. Mehr unter www.das-ist-thueringen.de oder unter +49 (0) 361 5603470.



Das ist Thüringen.

Egal, was Sie brauchen. Thüringen bietet es.





DENIZ SAYLAN / DER SPIEGEL

Polizist Kappel vor der Albertville-Schule: „Ich kann doch noch etwas leisten“

wie kann er das seinen Vorgesetzten erklären?

Mit den Routinearbeiten, den Zeugenvernehmungen, Telefonüberwachungen, dem ganzen Schreibkram hat Kappel keine Schwierigkeiten. Aber wenn er an Sondereinsätze denkt, daran, im Notfall seine Waffe gebrauchen zu müssen oder Mappen mit Leichenfotos zu überprüfen, dann wird ihm schwarz vor Augen.

Kappel sagt: „Das hat mir früher alles nichts ausgemacht, ich hatte einen dicken Schutzpanzer, daran prallte alles ab. Aber seit dem Amoklauf hat der Panzer Löcher. Ich habe einfach eine Leiche zu viel gesehen.“

Für den Kriminaloberkommissar Ernst Kappel, der nicht so kann, wie er will, und nicht so will, wie er soll, beginnt ein Kreislauf aus Krankschreibungen, Wiedereingliederung, Therapeutensuche. Er wird auf eine andere Dienststelle abkommandiert. Doch auch die neuen Kollegen und Vorgesetzten können ihm nicht helfen. Noch ein Zusammenbruch, noch eine Kur.

Zwischenzeitlich wird Ernst Kappel zwar die Dienstunfähigkeit bescheinigt, doch der Status gilt immer nur für wenige Monate, dann heißt es: zurück auf Los. Kappel kehrt in sein altes Revier nach Backnang zurück. Nach ein paar Wochen im Dienst bricht er erneut zusammen. Die Ärzte sagen zu ihm: Ein solches Trauma könne man nicht heilen, Kappel müsse lernen, damit zu leben.

Kappel erfüllt sich einen Lebenstraum, kauft sich eine Harley Davidson, die passende Lederjacke dazu, lässt sich zum ersten Mal in seinem Leben die Haare lang wachsen, braust durch den Schwäbischen Wald. Doch die Bilder aus Winnenden bleiben. Durch die dauerhafte Anspannung verkrampfen seine Schultermuskeln, er leidet unter stechenden Kopf- und Rückenschmerzen. Kappel versucht

es mit Akupunktur und homöopathischer Arznei. Er hat Angst davor, von Schmerz- und Schlaftabletten abhängig zu werden. „Ich habe lange genug im Drogendezer-nat gearbeitet, ich weiß, wie schnell man in eine Sucht hineinrutschen kann.“

Manche Kollegen raten Kappel, sich einfach in den Ruhestand zu verabschieden. „Warum quälst du dich so?“, fragt ihn einer, „das dankt dir hier doch keiner.“ „Aber ich liebe meinen Beruf“, sagt Kappel, „ich bin bald 30 Jahre im Dienst, ich habe so viel Erfahrung, die ich gern weitergeben möchte. Und ich kann doch noch etwas leisten – nur eben nicht mehr ganz so wie früher.“

„Zu den Opfern kommt der Weiße Ring, die Polizisten werden einfach nach Hause geschickt.“

Irgendwann erfährt Ernst Kappel, dass er nicht allein ist. Gut ein Dutzend Kollegen aus der Region hat seit dem 11. März 2009 mit ähnlichen Problemen zu kämpfen. Und das fast vier Jahre nach dem Amoklauf. Wie viele Polizisten sich nicht trauen, über ihre Probleme zu reden, wie viele versuchen, allein damit klarzukommen, kann man nur ahnen. Manche Kollegen zeigen wie Kappel die klassischen Symptome einer Posttraumatischen Belastungsstörung, Alpträume, Angstzustände. Andere leiden noch immer unter den Schussverletzungen, die sie bei dem Amoklauf davongetragen haben und die ihr Leben und das ihrer Familien von Grund auf verändert haben. Sie eint ein Wunsch: endlich gesehen, gehört und ernst genommen zu werden.

„Wir fühlen uns einfach im Stich gelassen“, sagt Kappel, manchmal ballt er vor

Enttäuschung die Fäuste. Seinen direkten Chefs macht er keine Vorwürfe, „die haben genug zu tun, die können sich doch nicht noch medizinisch fortbilden“. Und die Konfliktberater, von denen es bei der Polizei in Baden-Württemberg schon mehr als hundert gibt, sind zwar Ansprechpartner bei Zwist mit Kollegen oder Vorgesetzten, aber sie können keine professionelle psychologische Hilfe ersetzen. Dass man als Beamter aber trotz eindeutiger Symptome monatelang auf einen Therapieplatz warten müsse und es, wie in seinem Fall, Jahre dauern kann, bis man einem qualifizierten Traumatherapeuten gegenübersteht und eine Dienstunfähigkeit anerkannt wird – das will Kappel nicht länger hinnehmen.

Er hat lange überlegt, ob er mit seiner Geschichte an die Öffentlichkeit gehen soll. Er will niemandem persönlich schaden. Er will nicht als einer dastehen, der nur jammert. Und er will sich auf keinen Fall auf eine Stufe mit den Angehörigen der Toten aus Winnenden und Wendlingen stellen.

Aber Ernst Kappel will, dass sich in der „Firma Polizei“ etwas ändert. Dass ein Trauma kein Tabu mehr ist. Dass Kollegen nicht leise leiden müssen.

„Polizisten, die jeden Tag ihr Leben riskieren, sollten in so einem Fall schnell und unbürokratisch Hilfe bekommen“, fordert Kappel. Er hat sich inzwischen einen Anwalt genommen. Der möchte erreichen, dass endlich der Grad der psychischen Schädigung seines Mandanten medizinisch bestimmt und dienstrechtlich anerkannt wird, was vor allem bei zukünftigen Erkrankungen für den Beamten wichtig werden könnte. Zudem stünden Kappel dann Sonderzahlungen und zusätzliche Urlaubstage zu. „Es kann nicht sein, dass sich so ein Anerkennungsverfahren über Jahre hinzieht. Das ist für den Betroffenen ein unwürdiger Zustand“, sagt Rechtsanwalt Wolfgang Gschwinder. Die Beamten würden zu Bittstellern gemacht. „Der Staat hat seinen Beamten gegenüber eine Fürsorgepflicht“, erklärt Gschwinder. „Zu den Opfern kommen Hilfsorganisationen wie der Weiße Ring, die Polizisten werden einfach nach Hause geschickt.“

Im Oktober war Ernst Kappel zur Begutachtung am Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München. Jetzt wartet er auf den Bericht der Experten, damit sich endlich etwas bewegt. Viel Hoffnung hat Kappel jedoch nicht mehr. Bei dem Polizeimediziner, der für sein Anerkennungsverfahren zuständig ist, hat der Polizist aus Winnenden erst vor kurzem wieder vorgesprochen.

„Sie sind Polizist“, habe der Arzt, so Kappel, lapidar zu ihm gesagt, „wenn Sie keine Leichen sehen können, haben Sie Ihren Beruf verfehlt.“ Kappel kaut noch immer an diesem Satz. ♦



Kein Job wie jeder andere:
**Dienstleistungsmanagement als
Duales Studium bei der DB.**

Einer von mehr als 15 verschiedenen dualen Studiengängen bei der Deutschen Bahn.
Wir suchen jedes Jahr über 400 Studenten für unsere Ingenieur-, BWL- und IT-Studiengänge.
Jetzt bewerben unter: www.deutschebahn.com/karriere

DB. Zukunft bewegen.

ESSAY

Wir bleiben ein Sonderfall

Das Sommermärchen ist längst verblasst – sind die Deutschen wieder hässlich?

Von Dirk Kurbjuweit

Wie schön waren wir doch 2006. Da hat uns die Welt gemocht, geliebt, weil wir so überschwänglich feiern konnten. Die Deutschen tanzten zur Fußball-Weltmeisterschaft im eigenen Land, und nahezu alle freuten sich mit. 60 Jahre nach Weltkrieg und Holocaust schien sich die Nation der Täter von ihrer Bedrückung befreit zu haben, und die Welt zeigte sich bereit, diese Deutschen ins Herz zu schließen.

Jetzt wirken wir wieder hässlich. Wenn Griechen oder Spanier gegen das angebliche Diktat der Deutschen in der Euro-Politik demonstrieren, zeigen einige Plakate Nazi-Motive. Als der amerikanische Autor Tuvia Tenenbom durch Deutschland reiste, entdeckte er eine Menge Antisemitismus. Sein Buch ist gerade auf Deutsch erschienen und wird heftig diskutiert. Wir sind also wieder da, wo wir nicht mehr sein wollten: im Bann einer braunen Vergangenheit, die auch die Gegenwart beherrscht.

Aber dazu brauchen wir nicht einmal den Blick der anderen. Was waren unsere großen Themen im Jahr 2012? Im April schrieb Günter Grass ein Gedicht, das Israel so scharf kritisierte, dass der Nobelpreisträger in den Verdacht geriet, ein Antisemit zu sein. Einige Mitglieder der Piratenpartei redeten so unbedarft über die Nazis daher, dass man zumindest den Eindruck haben musste, sie hätten von der deutschen Vergangenheit nichts verstanden. Den halben Sommer hindurch wurde darüber diskutiert, ob Nadja Drygalla im Deutschland-Achter sitzen darf, obwohl sie einen Freund aus der Neonazi-Szene hatte. Die andere Hälfte des Sommers war mit der Debatte gefüllt, ob ein russischer Sänger mit Hakenkreuz-Tattoo in Bayreuth singen darf. Ende August berichteten einige Zeitungen, auch der SPIEGEL, dass ein Dortmunder Stadtteil von Neonazis unterwandert sei und dass die sich sogar im Fanblock von Borussia Dortmund eingenistet hätten. Das ganze Jahr über lasen wir Berichte über den kommenden Prozess gegen ein mutmaßliches Mitglied und Unterstützer der Terrorgruppe Nationalsozialistischer Untergrund (NSU). Oft ging es dabei um Versäumnisse der Behörden. Ein anderer Dauerbrenner war die Frage, ob die Innenminister ein neues Verbotverfahren gegen die NPD einleiten wollen.

Puh. Das ist eine Menge. 2012 wirkt in der Rückschau auf die Berichterstattung der Medien wie ein Jahr von brauner Farbe. Nichts scheint geblieben von dem fröhlichen, weltoffenen Deutschland des Jahres 2006, auch nicht von dem rauschenden Sommer 2010, als eine junge deutsche Mannschaft in Südafrika die Welt mit fohlenhaftem Angriffsfußball begeisterte. Viele Spieler waren Einwandererkinder, und Deutschland

machte den Eindruck, eine lässige Multikulti-Nation zu sein. Was ist schon Fußball, könnte man sagen. Aber für das Bild, das ein Land international abgibt, spielt er eine große Rolle. Brasilien wäre ohne seine Fußballspieler nicht die Nation der Leichtigkeit. 2010 waren es Deutsche, die der Welt Schönheit schenkten. Man gönnte ihnen Siege, was sonst eher nicht der Fall ist. Das waren unsere sonnigen Zeiten.

Am Ende des Jahres 2012 sieht es so aus, als seien wir wieder die Duster-Deutschen, die von ihrer fürchterlichen Vergangenheit nicht loskommen können oder wollen. Es sieht so aus, als müssten wir mal wieder unser Selbstbild justieren.

Die erste Erkenntnis dieses Jahres ist, dass uns die anderen keine Chance lassen, unsere Vergangenheit abzuschütteln. Wütende Griechen brauchen nicht Grass, NSU oder Drygallas Freund, um sich an die Nazis zu erinnern. Das Grauen der Besatzungszeit ist in der kollektiven Erinnerung verankert. Es gibt Zeiten, in denen das keine Rolle spielt, aber die Euro-Krise ist eine solche Zeit nicht. Von Deutschen will sich in Griechenland niemand mehr etwas vorschreiben lassen.

Natürlich wird hier auch Geschichte instrumentalisiert. In Wahrheit handelt Bundeskanzlerin Angela Merkel gar nicht so streng und erbarmungslos, und von einem neuen Hitler ist sie weit entfernt. Am Ende setzt sie sich stets dafür ein, den Griechen zu helfen. Aber wenn es darum geht, sie als besonders scheußlich darzustellen, statet man ein Foto oder eine Zeichnung eben mit einer Hakenkreuzbinde oder einem Hitler-Bart aus. Dann kapiert jeder, wie böse diese Frau angeblich ist und wie schlimm es um ihre Opfer stehen muss.

Die Nazis sind auch nützlich, sind für manche Leute im Ausland eine Story, mit der man etwas anfangen kann und die deshalb immer wieder erzählt wird. Wenn sich Hollywood für Deutschland interessiert, dann meistens für die braunen Jahre. Quentin Tarantino hat die dunkle Nazi-Komödie „Inglourious Basterds“ gedreht, Tom Cruise war Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg in „Operation Walküre“. Die Bundesrepublik ist Hollywood zu langweilig. Wenn man uns Deutsche dort braucht, dann als Nazis und deren Gegner. Auch für den Autor Tenenbom sind antisemitische Deutsche eine vielversprechende Story.

Da können wir noch so ausgelassen feiern, da können wir noch so herrlich Fußball spielen, das Nazi-Thema bleibt noch lange an uns kleben. Und in Wahrheit interessiert die Deutschen an sich selbst kaum etwas so stark wie ein Bezug zu Hitlers Zeit. Das zeigen die großen Debatten des Jahres: Grass,



Fußball-WM-Fan 2006

„Die Welt zeigte sich bereit, die tanzenden, fröhlichen Deutschen ins Herz zu schließen.“

JOHANNES EISELE / DAPD

Drygalla, NSU, Bayreuth. Es wirkt fast lächerlich, dass sich ein halbes Land damit befasst, ob es richtig ist, eine junge Frau, die einen zweifelhaften Freund hat, für Deutschland rudern zu lassen. Gibt es nichts Wichtigeres?

So lebhaft diese Debatten geführt werden, so groß ist der Überdruß daran. Immer wieder Hitler, immer wieder Vergangenheit, stöhnen manche. Dabei geht es vor allem um Gegenwart. Das Problem ist nicht Hitler, das Problem liegt in dieser Gesellschaft.

Der Skandal ist nicht, dass Nadja Drygalla im Deutschland-Achter saß. Der Skandal ist, dass junge Deutsche im 21. Jahrhundert meinen, Neonazis sein zu müssen. Der Skandal ist, dass es nun auch im Ruhrgebiet einen Ortsteil gibt, der von braunen Horden beherrscht wird, ausgerechnet im Ruhrgebiet, das lange stolz war auf seine Integrationskraft. Der Skandal ist, dass eine Terrorgruppe über Jahre unbehelligt Menschen mit Migrationshintergrund erschoss und dass manche Diener dieses Staats nicht sehen konnten oder wollten, welche Ungeheuerlichkeiten in Deutschland passieren.

Anderswo passiert das auch? Anderswo gibt es in den Nationalparlamenten sogar rechtsradikale Parteien, in Ungarn, in den Niederlanden, in Frankreich, in Dänemark. So schlimm ist es also nicht bei uns? Ist es doch. Auch nach fast siebzig Jahren macht es einen Unterschied, ob etwas Fremdenfeindliches in Deutschland passiert oder in Spanien. Wir bleiben ein Sonderfall, denn Hitler ist einer von uns.

Kürzlich traf ich einen Mann namens Noah Klieger, und die Konstellation war so: Er ist ein Jude aus Israel, der Auschwitz überleben konnte, weil er sich als Boxer ausgab und für Schaukämpfe höhere Essensrationen bekam. Ich bin ein Deutscher, dessen Großvater in der SA war. Ich weiß nicht, was er getan hat, weil er dazu schwieg. Wir haben in der Familie nur ein Personalblatt der SA, auf dem drei Wörter stehen, die ich schlecht verbinden kann mit meinem Opa, der in meiner Erinnerung ein schmaler, stiller und liebenswürdiger Mann war. Ich habe ihn geliebt. „Gut für Saalschlachten“ steht auf dem Blatt.

Als ich mit Noah Klieger sprach, dachte ich daran, dass mein Großvater nicht wollte, dass ein Mensch wie Klieger lebt. Mein Großvater hatte nichts dagegen, dass die Juden allesamt ausgelöscht werden, und womöglich hat er daran mitgewirkt. Ich habe nichts zu Klieger gesagt, weil nicht ich das Thema unseres Gesprächs war und mir ein solches Bekenntnis seltsam vorgekommen wäre, aber Klieger konnte sich denken, dass meine verstorbene Verwandtschaft zumindest toleriert hat, dass die Juden vernichtet werden. Das gilt für die meisten Deutschen, denen er begegnet.

Deshalb sollte niemand annehmen, dass es zwischen Deutschen und Israelis eine Normalität geben kann, die der Normalität zwischen Spaniern und Israelis gleicht. Deshalb lag Günter Grass mit seinem Gedicht gegen die israelische Politik so daneben. Natürlich dürfen Deutsche Israel kritisieren, auch ich kann die Siedlungspolitik der Regierung Netanjahu nicht gutheißen. Aber ich finde, dass wir hier einen besonderen Ton finden müssen, dass wir nicht ohne Rücksicht auf die Geschichte argumentieren können. Günter Grass, ein Mann des Wortes, hat diesen Ton nicht gefunden.

Das ist eine weitere Erkenntnis des Jahres 2012: Den Deutschen fehlt ein angemessener Umgang mit Fragen, die zu die-

sem Komplex gehören. Es war hilflos, wie die Sportfunktionäre mit Nadja Drygalla umgegangen sind. Sie hatten so viel Angst, in dieser Sache etwas falsch zu machen, dass sie die Frau so lange unter Druck setzten, bis sie nach Hause abfuhr. Im Fall NSU gab es dagegen so viel Wegsehen und Unachtsamkeit, dass inzwischen fünf oberste Verfassungsschützer zurückgetreten sind. Dazu kommen die losen Reden einiger Piraten, die manchmal nicht einem rechtsextremen Gemüt entsprungen sind, sondern einer eselhaften Gedankenlosigkeit im Umgang mit der deutschen Geschichte.

Das alles zusammengekommen heißt für Deutschland: Es ist nicht möglich, den Schatten der Nazi-Jahre abzuschütteln, weil Menschen anderer Nationen sich weiterhin an die Gräueltaten erinnern müssen oder erinnern wollen. Es ist nicht möglich, da sich der Schatten ständig erneuert, denn die Geschichte der Fremdenfeindlichkeit geht weiter, und deutsche Fremdenfeindlichkeit wirkt anders als spanische oder britische.

Es ist nicht einmal wünschenswert, diesen Schatten abzuschütteln. Alle Nationen leben mit ihrer Geschichte und in ihrer Geschichte. Ein Spanier zu sein heißt, Spaniens Geschichte verinnerlicht zu haben. Aus der Summe der Erinnerungen ergibt sich eine Mentalität. Die Auseinandersetzung mit der

Vergangenheit klärt die Menschen über sich selbst auf und macht das Leben interessant. Wenn es gutläuft, dann bewahrt sie einen auch vor Fehlern, die früher passiert sind.

In den fünfziger Jahren haben sich die Deutschen der Auseinandersetzung mit dem bösen Teil ihrer Geschichte weitgehend verweigert, sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR. Als Reaktion hat sich Ende der sechziger Jahre eine alarmistische Haltung entwickelt. Nun wurde der Bezug auf die Nazi-Diktatur und den Holocaust zu einer Totalität, erfasste nahezu alle Lebensbereiche. In vielen Köpfen herrschte eine permanente Angst vor der Wiederholung. Linksextreme Terroristen haben sogar Willy Brandts Staat, der mehr Demokratie wagen wollte, als präfaschistisch bekämpft. Das war absurd, idiotisch.

Es sollte nicht um Totalität, sondern um Parallelität gehen. Manchmal beschäftigen wir uns mit unserer Geschichte und ihren Ausstrahlungen in die Gegenwart und manchmal nicht. Dann feiern wir oder arbeiten oder was auch immer. Das geht, selbstverständlich. Es gibt Stunden, in denen mir mein Großvater eine schwere Last ist, in denen ich mich frage, was

er getan hat und warum und was davon in mir steckt. Aber es sind nur diese Stunden, ich gehe nicht bedrückt durch mein Leben.

Niemand erwartet das von uns. An kaum einem anderen Ort feiert die Jugend der Welt so gern wie in Berlin, einst das Zentrum von Hitlers höllischem Reich, heute die Hauptstadt des Partylebens. Sie kommen am Wochenende eingeflogen, tanzen im Berghain oder im Kater Holzig mit fröhlichen Deutschen, müssen, leider, in ihren Reiseführern lesen, dass sie als Dunkelhäutige in manchen Gegenden aufpassen sollten, erleben einen lässigen Alltag in Kreuzberg oder am Prenzlauer Berg, und vielleicht findet der eine oder andere die Zeit, sich das Holocaust-Mahnmal anzuschauen. Wenn der dann heimfliegt, nimmt er ein treffendes Bild von diesem Deutschland mit. ♦



Neonazi 2011

„Es ist für dieses Land nicht möglich, den Schatten der Nazi-Jahre abzuschütteln.“



Chen

Was war da los, Herr Chen?

Chen Zibao, 38, chinesischer Koch, über sanfte Schnitte: „Das Fleisch, das ich zerschneiden wollte, war schön zart, Schwein, ein Filetstück. Ich wollte den Luftballon als Unterlage benutzen, ohne dass er platzt. Seit fast 20 Jahren arbeite ich als Koch, dabei hatte ich das gar nicht geplant: Als ich in der Armee war, wollte ich am liebsten Trucks fahren, die Artilleriegeschütze ziehen, aber ich war dafür zu klein. Deshalb steckte mich mein Vorgesetzter zu den Köchen. Heute bin ich Chefkoch in einem Hotel in Shandong. An diesem Tag aber war meine Küche auf einem Festival in Wanzhou. Ich benutzte ein stinknormales Messer. Der Luftballon lag auf vier Nadeln. Ich habe mal geübt, Fleisch auf Tofu zu schneiden, und war sehr gut darin. Aber das mit dem Luftballon hat mich einen Monat gekostet. Am Anfang platzten die Ballons sofort. Die Kunst ist, das Fleisch mit wenig Druck zu bearbeiten. Man muss mit dem Messer die runde Form des Ballons nachfühlen. Ich schaffte es, in 30 Sekunden zwei Dutzend Schnitte zu machen, ohne dass er platzte. Normalerweise benutze ich aber trotzdem ein Brett.“

Wie erfindet man Schokolade, die nicht dick macht, Herr Windhab?

Der Lebensmittelingenieur Erich Windhab, 56, arbeitet in Zürich an einer Schokolade, die halb so viele Kalorien hat wie üblich, aber genauso süß ist.

SPIEGEL: Schweizer Schokolade schmeckt doch schon großartig, warum wollen Sie die verändern?

Windhab: Es gibt vieles, was man verbessern kann. Hier am Institut für Lebensmittelwissenschaften der Eidgenössischen Technischen Hochschule haben wir etwa das Schmelzverhalten von Schokolade optimiert, auch das Bruchverhalten, die Knackigkeit. Außerdem konnten wir erreichen, dass die Schokolade bei der Lagerung nicht mehr so leicht grau wird. Und es gibt den Trend zur Kalorienreduktion.

SPIEGEL: Kalorienarme Schokolade, das klingt wie Sex ohne Ausziehen. Will das jemand?

Windhab: Der Käufer wird solche Produkte nur akzeptieren, wenn der Genuss nicht auf der Strecke bleibt. Es gab ja verschiedene Produkte auf dem Markt, etwa Diätschokolade mit Cerealien, die haben nicht lange überlebt, weil sie einfach nicht schmeckten. Die Industrie buhlt um Lösungen.

SPIEGEL: Gleich süß, weniger fett: Wie geht das?



Windhab

Windhab: Zum Beispiel indem wir zuckerhaltige Wassertröpfchen einbauen. In normaler Schokolade sind die Zuckerteilchen von Fett ummantelt, sie müssen erst im Speichel gelöst werden, das braucht Zeit. Deshalb schlucken wir zwei Drittel des Zuckers, ohne seine Süße zu spüren. Ist der Zucker aber schon im Wassertröpfchen vorgelöst, kann er schneller mit den Rezeptoren der Zunge interagieren. Weil das Geschmacksempfinden so intensiver wird, muss man weniger Zucker hineinpacken und hat einen Teil des Fetts durch Wasser ersetzt. So reduziert man die Kalorien um 30 bis 50 Prozent.

SPIEGEL: Können Sie Schokolade noch genießen?

Windhab: Absolut. Ich esse etwa dreimal täglich welche, auch weil ich weiß, wie gesund sie ist. Kakao enthält Antioxidantien, die wirken krebsvorbeugend. Dunkle Schokolade mag ich am liebsten, mit 70 Prozent Edelkakao aus Venezuela. Tolles Zeug.

Beim Barte des Führers

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Ein Deutscher erfährt in Norwegen, wie sich Fremdenhass anfühlt.

Peter Fassbender hoffte, das gelobte Land erreicht zu haben, ein Land ohne Türken. Das bessere Deutschland glaubte er gefunden zu haben, aber dann hinterließen irgendwelche Menschen einen Kohlkopf in Fassbenders Vorgarten, aufgespießt auf einen Pfahl, mit einem Gesicht aus Klebestreifen und einem schmalen schwarzen Schnäuzer. Adolf Hitler sah ihn eines Morgens vom Garten aus an, nichts anderes sollte dieser Kohlkopf sagen, die Botschaft kam bei Fassbender an. Wollten Nachbarn ihn provozieren? Ist der Staat Norwegen, in den er vor elf Jahren eingewandert war, keinen Deut besser als das verkommene Land, das er verlassen hatte? Fassbender stellt sich jetzt viele Fragen.

Er vermutet, dass es Menschen aus seiner neuen Heimat Skreia waren, die ihn beleidigen wollten. Knapp 1300 Einwohner hat Skreia, die Zahl der Verdächtigen ist überschauubar. „Ist auch nicht alles Gold hier“, sagt Fassbender in seiner Küche. Die Wände sind gestrichen, er hat alles selbst renoviert, er war sehr stolz auf sich und dieses Land, das bereit war, ihn als neuen Bürger aufzunehmen.

Ein Jahrzehnt lang herrschte Frieden zwischen Peter Fassbender, einem ehemaligen Maler, und dem Land, das Fassbenders Sehnsuchtsort war, einem reichen Wohlfühlstaat. Die harmonische Beziehung hätte wahrscheinlich gehalten, wenn die Hecke nicht gewesen wäre, die Fassbenders Grundstück begrenzt. Er müsse sie herausreißen, meinten einige Leute im Ort, sie blockiere die Sicht auf die Hauptstraße. Fahre man im Auto an Fassbenders Grundstück vorüber, sehe man nichts vom Verkehr, nur die Hecke.

Fassbender tat, was ein Deutscher im Konfliktfall tut, er beruft sich auf die Vorschriften: Maximal 80 Zentimeter dürfe eine Hecke hoch sein, das wusste er aus der Kommunalverwaltung. Höher, sagt Fassbender, sei sie tatsächlich nicht. Sechsmal im Jahr schneide er sie, mindestens, die Hecke sei in Ordnung.

Der Streit schaukelte sich hoch, und Fassbender benahm sich wieder recht deutsch, vielleicht war er nie deutscher

als in diesem Konflikt. Fassbender suchte nie einen Kompromiss, grüßte seine Nachbarn zwar weiterhin, nun aber verhalten. Als schließlich der Kohlkopf im Garten steckte, ging Fassbender zur Polizei. Aber auch die Männer auf der Wache enttäuschten ihn, sie fertigten ein Protokoll an, dann war der Fall für sie erledigt. Für Fassbender war er das nicht.



Hitler-Figur, Fassbender

Nachbarn setzen Hitler-Puppe im Streit um Heckenhöhe ein

OSLO :: Der Nachbarstreit um die Höhe der Hecke hat einem Deutschen in Norwegen den Vergleich mit Hitler eingebracht. In zwei Zeitungen

Aus dem „Hamburger Abendblatt“

Die Sache mit dem Kohlkopf war gerade vorbei, da erreichte eine SMS Fassbenders Handy: Er solle mal nach draußen schauen. Draußen sah er so etwas wie eine lebensgroße Vogelscheuche. Sie trug Military-Shorts, ein blaues Hemd, kurze schwarze Haare. Und wieder war da ein schmales Hitler-Bärtchen. Auf einem Schild, das an der Figur baumelte, stand auf Norwegisch: „Früher hieß ich Fassbender, jetzt heiße ich Hitler“.

Wieder ging Fassbender zur Polizei, wieder wurde ein Protokoll geschrieben, und

die Beamten versprachen, sich um Aufklärung zu bemühen. Aber nichts geschah. Die Menschen aus Skreia grüßten den Einwanderer nach wie vor, aber zum ersten Mal dachte er darüber nach, ob Norwegen seine Zuneigung verdient hatte.

Als Arbeitsloser war er gekommen, in Deutschland hatte er keinen Job mehr gefunden. 42 Jahre lang war er Maler gewesen, meist in Berlin, doch plötzlich verlor er seine Arbeit, und es ergab sich nichts Neues. 61 Jahre alt war er, kein gutes Alter für den Arbeitsmarkt. Er hatte eine Frau, zwei Söhne. Als ihm jemand von Norwegen erzählte, klang das wie eine Offenbarung.

Maler wurden dort gesucht, das Exil schien perfekt – auch, weil Fassbender Ausländer offensichtlich nicht mag, und mit jedem Ausländer, der nach Deutschland kam, schien ihm seine Heimat verdächtiger zu werden. Fassbender, der Ausländerfeind, entschied, zum Ausländer in Norwegen zu werden, so begann seine Schizophrenie. Spricht er von Ausländern, dann meint er vor allem die Türken. Er leidet an einer sehr deutschen Schizophrenie.

Arbeiten Türken nicht, hält er sie für faul. Arbeiten sie, nehmen sie den Deutschen Arbeitsplätze weg. Für Türken ist es nahezu unmöglich, es Fassbender recht zu machen. Norwegen jedoch schien ihn versöhnen zu können, denn dort leben nur wenige Türken.

Jetzt aber, seit ein Hitler-Bärtchen Fassbenders Leben durcheinanderbringt, gilt Fassbender plötzlich als der seltsame Deutsche, mit dem man sich nicht normal unterhalten kann, weil er

noch immer kaum ein Wort Norwegisch spricht. Fassbender findet das ungerecht.

Der 72-jährige Fassbender und seine 56-jährige Frau Juliette sehen abends viel fern, deutsche Programme, Nachrichten. Bringen sie etwas über Türken, regt Fassbender sich auf. Die Fremden, sagt er, kämen mit ihrer ganzen Sippe und arbeiteten dann nicht. Juliette stimmt ihm zu. Fassbender lernte sie über einen Freund kennen, heiratete sie. Sie stammt nicht aus Deutschland, sie kommt von den Philippinen.

BARBARA HARDINGHAUS



HAUSHALTE

Das Sparschwein

Die Not der öffentlichen Finanzen wird nirgends so spürbar wie in Kommunen.
In Essen kämpft ein Kämmerer gegen die Lasten des Sozialstaats
und die Verschwendungssucht. Er macht sich unbeliebt. *Von Christoph Scheuermann*



Schuldenkontrolleur Klieve

ROLAND GEISHEIMER / ATTENZIONE / DER SPIEGEL

Klieve geht lächelnd am Rasen entlang. Er lächelt, als er die Tribüne hochsteigt. Er lächelt auch, als er den VIP-Bereich des neuen Stadions betritt. Lars Martin Klieve, 42 Jahre alt, arbeitet als Kämmerer in Essen, der neuntgrößten deutschen Stadt, und hat irgendwann beschlossen, sich nicht die Stimmung verderben zu lassen, wenn andere Leute Geld ausgeben, das er nicht hat.

Essen schiebt über drei Milliarden Euro Schulden vor sich her, so viel wie kaum eine andere Kommune in der Republik. Klieve will sparen, er sagt, die Stadt habe das dringend nötig. Wie es aussieht, muss Essen vor sich selbst gerettet werden. Hier oben, auf der Haupttribüne des neuen Stadions, sieht es allerdings nicht so aus, als wolle Klieves Stadt sich retten lassen.

Er schaut über die Stuhlreihen, die in der Nachmittagssonne glänzen. Auf der Tribüne gegenüber brüllen sich Arbeiter Anweisungen zu. Klieve wirkt in seinem dunklen Dreiteiler und der fliederfarbenen Krawatte, als wäre er gerade vom Captain's Dinner auf eine deprimierende Insel gestolpert. Das Stadion liegt vor ihm wie ein riesiges Geschöpf aus Stahl und Beton, 42 Millionen schwer. Für einen Fußballverein, der in der 4. Liga spielt.

Klieve zog vor drei Jahren von Gelsenkirchen hierher, um Essen aus dem Defizitsumpf zu reißen. Er wollte der Stadt beibringen, nicht mehr Geld auszugeben, als sie einnimmt, schon das war ein waghalsiges Unterfangen. Wenn es gut lief, könnte er sogar damit beginnen, die Schulden zurückzuzahlen. Es war komplizierter als gedacht. Er stand einer Stadt gegenüber, die sich mit den Schulden arrangiert hatte wie mit einem dunklen Monolithen, der vom Himmel gekracht war. Klieve musste den Bürgern beibringen, dass ihr Gemeinwesen auf dem Spiel stand, ihre kleine Demokratie.

Der Haushalt einer deutschen Kommune ist mit einem Stausee vergleichbar, in den auf der einen Seite etwas hinein- und aus dem auf der anderen Seite etwas herausfließt. Hinein fließen unter anderem Gewerbesteuern, etwas Einkommensteuer, Grundsteuern, Zuweisungen des Landes. Heraus fließen die Aufwendungen für Sozialleistungen, Investitionen, für städtisches Personal und Zinsen für Kredite.

Die Einnahmen sind nicht das Problem, die Stadt nimmt mehr Steuern ein als viele andere Städte in Nordrhein-Westfalen. Wie anderswo sind die Sozialausgaben der Posten, der am schnellsten steigt, vor allem die Zahlungen für Alte und Junge, die staatliche Hilfe brauchen. Das Haupt-

problem in Essen ist allerdings die Großzügigkeit, oder besser: die Lust an der Verschwendung. Seit Ende der Achtziger hat die Stadt bis auf wenige Ausnahmen jedes Jahr mehr Geld ausgegeben, als sie eingenommen hat. Die Schulden lassen sich an vielen einzelnen Projekten beschreiben, kleinen und größeren Ausgaben, die in der Summe den Drei-Milliarden-Berg erklären, vor dem Klieve steht. Das neue Stadion zählt dazu, aber auch ein viel größeres Projekt. Klieve wird einsilbig, wenn man ihn auf die Erneuerung der Messehallen anspricht.

Der Einfluss eines Kämmerers im Machtgefüge einer Großstadt ist begrenzt. Sein Erfolg bemisst sich vor allem daran, wie gut er Politiker, Beamte und Verwaltungsleute in ihrem Eifer zügelt, Dinge zu versprechen, die sie nicht bezahlen können. Klieve ging dieses Projekt in Essen mit großem Ehrgeiz an. Inzwischen hat sich seine Euphorie gelegt.

Wie jeder Bürger und jedes Unternehmen kann sich auch eine Kommune überschulden. In Nordrhein-Westfalen bestimmen dann Beamte der Bezirksregierung, wofür eine Stadt Geld ausgeben darf. Es kommt einer Entmündigung gleich. Lars Martin Klieve von der CDU kämpft in Essen auch dafür, dass die Stadt weiterhin sich selbst regieren kann.

Er ist ein heiterer Mann, der gern redet, man muss ihm nur eine Frage stellen und kann sich dann für eine Weile zurücklehnen. Sein iPhone hat er mit einem Zusatzakku auferüstet. Er geht durch den VIP-Raum des Fußballstadions und sieht sich um. Seit einer Operation trägt er Metallschienen im Bein, wodurch er ein wenig humpelt. Dieses Handicap versucht er mit Schnelligkeit zu kompensieren, so dass Klieves Kopf bereits am Ziel ist, während sein Körper nachkommt.

Neben ihm spricht Andreas Hillebrand in eines seiner beiden Mobiltelefone. Hillebrand ist Geschäftsführer der Grundstücksverwaltung Stadt Essen GmbH, einer Tochterfirma der Stadt, die Schulen saniert, Parkhäuser baut oder Fassaden streicht. Das Stadion ist für ihn eine schöne Abwechslung.

Hillebrand beendet das Telefonat und blickt zu den Arbeitern auf der Tribüne. „Das ist 'ne schöne Baustelle, weil die Handwerker hier richtig Spaß haben.“ Wenn man ihn fragt, wo sich die Baukosten gerade befinden, sagt er fröhlich: „Bei 39.“ Die Millionen verschluckt er.

Klieve ist der Mann, der das Geld beisammenhält. Hillebrand ist der, der sich



Deutscher Fußballmeister Rot-Weiss Essen 1955*, neues Essener Stadion: Die Seele einer Stadt

über Baustellen freut. So läuft es immer. Die Stadt hält Mehrheitsbeteiligungen an 27 Unternehmen, von der Müllabfuhr bis zur Weißen Flotte Baldeney, einer Schifffahrtslinie. Jedes dieser 27 Unternehmen hat einen Chef, der nur das Beste für seine Firma will, was nicht zwangsläufig deckungsgleich ist mit dem, was Klieve für das Beste hält. Klieve will gute Zahlen, keine Baustellen. Essen aber ist voll von gutmütigen Perfektionisten, die gern die beste, solideste, deutscheste Lösung wählen. Die Tribünen fassen jetzt über 20 000 Zuschauer, obwohl ins alte Stadion im Schnitt nur 7000 kamen.

In guten Momenten spürt man in einem Stadion die Seele einer Stadt, ihren Stolz, ihre Verletzlichkeit. Rot-Weiss holte 1953 den DFB-Pokal und zwei Jahre darauf die Meisterschaft, goldene Zeiten, in denen deutsche Helden noch in Essen aus dem Boden wuchsen, Helmut Rahn, Franz „Penny“ Islacker und all die anderen. Viele Essener erinnern sich wehmütig daran. Der letzte Aufstieg in die erste Bundesliga liegt fast 40 Jahre zurück.

Klieve sagt, Essen sei eine stolze Stadt. Im Gegensatz zu ihren Nachbarn liegt sie wie eine Insel im Ruhrgebiet, auf der noch etwas zu verteilen ist. Es gibt zwar arme Viertel im Norden, es gibt aber auch den reichen Süden mit dem Baldeneysee und der Villa Hügel. RWE, Thyssen-Krupp, Aldi Nord und Hochtief haben in Essen ihren Sitz.

Klieves Rolle als Spielverderber in diesem kleinen Stück Deutschland ist nicht einfach, aber er akzeptiert sie. Mit 31 wurde er Kämmerer in Hürth bei Köln, mit 35 in Gelsenkirchen. Als Klieve dort anfang, hatte Gelsenkirchen 337 Millionen Euro Schulden, die Stadt war so arm, dass sie aufgeplatzte Straßen und Schäden an

öffentlichen Gebäuden nicht reparieren konnte. Der Gelsenkirchener Oberbürgermeister Frank Baranowski hat miterlebt, wie seit Ende der Achtziger Schwimmbäder und Büchereien geschlossen wurden, bis fast nichts mehr zum Schließen übrig war. Politik ist in Gelsenkirchen die Kunst, aus nichts etwas zu machen. Baranowski sagt, es gebe immer Spielräume, man müsse sie nur nutzen.

Klieve war da zunächst anderer Meinung. Bei den ersten Haushaltsberatungen habe es zwischen dem Kämmerer und den Ratsmitgliedern geknirscht, sagt Baranowski. Klieve spricht von „jugendlichem Eifer“. Er musste lernen, Kompromisse zu schließen. Als er im Oktober 2009 nach Essen wechselte, stand er vor 2,86 Milliarden Euro Schulden und einem Haushaltsplan, der eine zusätzliche Lücke von 410 Millionen aufwies.

Auf Klieve wirkte Essen damals wie unter Kollektivhypnose. „Man hatte sich in einer Scheinwahrheit eingerichtet“, sagt er. „Die Haltung war: Wir sind arm und leisten uns ohnehin sehr wenig. Und auch wenn wir das Wenige streichen, das wir uns leisten, reicht es nicht aus, um das Defizit auszugleichen.“ Klieve nennt das die zwei Lebenslügen.

Er schlug vor, die Überschuldung dadurch abzuwenden, dass die Stadt schrittweise ihr Eigenkapital verbraucht und gleichzeitig ihre Ausgaben senkt. Um die Idee anschaulicher zu machen, ließ Klieve die Zahlen in ein Kurvendigramm umwandeln und auf eine Schautafel drucken. Die Zeitungen nannten das Diagramm die „Klieve-Kurve“. Klieve war eitel genug, sich nicht dagegen zu wehren.

Eine Linie auf einem laminierten Blatt Papier genügte aber nicht, die Stadt musste auch tatsächlich weniger Geld ausgeben. Klieve war sich sicher, dass jede Abteilung der Verwaltung kürzen konnte – zwei Prozent aller Ausgaben. Ihm half dabei, dass die Vier-Parteien-Koalition aus CDU, Grünen, FDP und Essener Bürgerbündnis im Stadtrat seine Vorschläge unterstützte. Noch besser wäre aber, die Bürger auf seine Seite zu bekommen. Wenn er es schaffen würde, die Essener von den Kürzungen zu überzeugen, dann wäre die Schlacht gegen das Minus zu gewinnen.

Im März 2010 stellte er sein Zwei-Prozent-Ziel der Öffentlichkeit vor. Ende April schaltete die Verwaltung die Seite www.essen-kriegt-die-kurve.de frei, auf der die Bürger eigene Ideen unterbreiten konnten. Innerhalb von vier Wochen registrierten sich 3757 Teilnehmer, die vorschlugen, Glühbirnen aus Fußgängerampeln herauszuschrauben, Klieves Gehalt zu kürzen und eine Fahrradsteuer einzuführen. Die größte Ablehnung bekam der „Denkansatz“ der Verwaltung, sieben Büchereien zu schließen. Die Leute wollten lieber Hauptschulen dichtmachen und eine Sexsteuer für Puffs einführen.

Das von Klieve vorgegebene Kürzungsziel verfehlten die Bürger um 118 Millionen. Trotzdem sah er die Umfrage als Erfolg. Zumindest ein Teil der Stadt war jetzt wach. Klieve besuchte die Fraktionen im Stadtrat, ging zu Sportvereinen, Gewerkschaften, Kirchengemeinden, zur Handelskammer, in den Lions-Club und zu den Rotariern, um Werbung für sein Konzept zu machen. Am liebsten hätte er jedem Bürger persönlich geschildert,

Um Geld zu sparen, schlugen die Bürger vor,
die Glühbirnen aus den Fußgängerampeln zu schrauben.

* Mit den Spielern Joachim Jänisch und Bernhard Termath auf den Schultern von Fans nach dem 4:3 im Endspiel gegen den 1. FC Kaiserslautern am 26. Juni in Hannover.



WORLDCLASS TRAVELERS

David Beckham. Ein Mann von Welt, der sich der Perfektion verschrieben hat. Der Präzision und dem Stil. Eine Legende, die High Performance zelebriert. Am Handgelenk die Breitling Transocean Chronograph Unitime, die ultimative Reiseuhr mit von der COSC offiziell Chronometer-zertifiziertem Manufakturkaliber B05 und 5-jähriger Breitling Garantie. Automatischer Hochleistungschronograf. Patentierter Universalzeitmechanismus mit ständiger Zeitanzeige aller 24 Zeitzonen und ultrabediensfreundlichem Korrektursystem über die Krone. Komfort und Eleganz für First-Class-Reisen. Von Breitling.



€ 9870 unverbindliche Preisempfehlung

Katalog und Info unter
Tel. 0721 98 48 30

BREITLING.COM



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

was passiert, wenn die Stadt pleitegeht.

„Ich habe nie gesagt, das Spar-konzept ist alternativlos. Es war klar, dass es eine Alternative gibt, und zwar die Handlungsunfähigkeit.“ Selbst die Anschaffung eines Krankenwagens hätten die Beamten in der Bezirksregierung dann genehmigen müssen. „Wir wären auf die Rolle von Antragstellern zurückgefallen“, sagt Klieve.

Wenn es in Essen einen kollektiven Kraftakt gab, den Monolithen zu beseitigen, dann im Frühjahr und Sommer 2010. Vielen wurde damals bewusst, dass das Fundament ihres Gemeinwesens marode geworden war. Wenn wir überschuldet sind, sagte Klieve damals, gehören wir nicht mehr den Bürgern, sondern den Banken.

Er sitzt im Fond seines Dienstwagens und lässt sich durch die Stadt fahren. Der Sommer 2010 sei eine tolle Zeit gewesen, sagt Klieve, „ich habe unglaublich viel gearbeitet“. Doch danach ließ die Energie nach. Bei der Haushalts-Umfrage 2011 meldeten sich zehnmal weniger Bürger an als im Jahr davor. Wie es aussieht, geht das jährliche Haushaltsdefizit allmählich zurück, die Altschulden aber bleiben. Am Anfang verbrachte Klieve in Essen noch Tage und Nächte mit dem Kampf gegen die roten Zahlen. Er sagt, es gab keine Uhrzeit, zu der er nicht im Büro war. Vor kurzem hat er zum zweiten Mal geheiratet. Er kümmere sich jetzt auch ums Familienleben, sagt er.

Sein Schuldenberg war 3,186 Milliarden Euro hoch, als sich im März der Unterausschuss „Finanzen und Beteiligungen“ des Stadtrats im Rathaus traf. Im Raum saßen vorwiegend ältere Männer, die am Gürtel ihre Hose hochrüttelten, wenn sie sich erhoben. Auf der Tagesordnung stand das Stadion, zunächst ging es aber um die Tochterfirmen. Klieve legte sein iPhone beiseite und blickte mit ernster Miene in die Runde.

Etliche Töchter der Stadt machen seit Jahren hohe Verluste, darunter die Messe, die Verkehrsbetriebe und der Gruga-Park. Wie die Stadt häuften auch ihre Tochterfirmen Schulden an, über 1,6 Milliarden, die so im kommunalen Haushalt gar nicht auftauchen, sondern in den einzelnen Bilanzrechnungen versteckt sind.

Als der Tagesordnungspunkt 9, Neubau Stadion Essen, aufgerufen wurde, brach Unruhe aus im Saal. Die Linksfraktion kritisierte die steigenden Kosten, die CDU hielt dagegen. Die Kosten seien höher als gedacht, das schon, sagte ein Politiker, man müsse aber das „große Potential dieses Vereins“ sehen. Klieve blickte auf



Stadtkämmerer Klieve: Vorträge im Lions-Club

„Potential“ ist einer dieser Begriffe im Fußball, gegen die sich ein Kämmerer nicht wehren kann, ohne das Herz einer Stadt zu zerquetschen. Am Ende versicherte selbst die Linkspartei, sie sei nie gegen das Stadion gewesen. Klieve kaufte sich einen Donut und fuhr heim.

Er gibt sich Mühe, nicht der Antiheld zu werden. Das Sparschwein. Man müsse den Bürgern nur gut genug erklären, was die Stadt riskiere, wenn sie zu viel Geld ausbebe. Klieve ist beseelt vom Kampf gegen das Minus, man fragt sich, was er macht, wenn er ihn gewonnen hat.

Zwei Monate später waren die Essener Schulden leicht gesunken, auf 3,17 Milliarden Euro.

Die Schulden einer Kommune lassen sich in Investitions- und Kassenkredite teilen. Investitionskredite strecken sich über mehrere Jahre, vergleichbar mit einem Darlehen für ein Haus; die Zinsen liegen derzeit um die zwei Prozent. Eine Stadt baut dafür Schulen oder kauft sich einen Rettungswagen.

Kassenkredite sind vergleichbar mit dem Dispo auf dem Girokonto, allerdings mit günstigeren Zinssätzen. Für einen Kämmerer sind diese Kredite praktisch, weil sie täglich verfügbar und billiger sind als langfristige Darlehen, derzeit bei

0,15 Prozent. Etliche Kommunen schraubten daher in den vergangenen Jahren das Volumen dieser Kredite hoch, und das bedeutet, die Gefahr besteht, dass mit steigenden Zinsen und Zinseszinsen die Schulden täglich steigen. Von allen deutschen Städten steckt Essen mit rund 2,3 Milliarden am tiefsten im Dispo.

Es lässt sich nicht nachvollziehen, wofür Essen dieses Geld in den vergangenen Jahren ausgegeben hat. Für Lehrer, Putzfrauen, Hartz-IV-Unterkünfte. Sicher ist nur, dass es weg ist. Übrig sind aufgenommene Kredite.

Für seine Darlehen zahlt Essen jeden Tag über 200 000 Euro Zinsen, Beamte von Klieves Kämmererei sind täglich damit beschäftigt, billig Geld zu besorgen. Clemens Stoffers leitet die Abteilung seit zwölf Jahren, aber es fällt ihm immer noch nicht leicht, den Unterschied zwischen einem Convertible Cap und einem EONIA-Forward-Swap zu erklären.

Als sich Anfang Juni die Schulden der Stadt dem Stand von 3,236 Milliarden näherten, stand Stoffers neben dem Schreibtisch

von Stadtoberinspektor Lars Meurer, der sich auf dem Bildschirm Zahlenkolonnen ansah. Essen hat bei 13 Banken kurzfristige Kassenkredite, die auslaufen und dann erneuert werden müssen. Das ist Meurers Job. Die Nummern der wichtigsten Banken liegen auf den Kurzwahltasten seines Telefons. Er sagte: „Ich brauche viereinhalb Millionen.“ Nach fünf Telefonaten hatte Meurer das Geld, es dauerte nicht einmal zehn Minuten.

Es ist verlockend einfach für Kämmerer, an Kapital zu kommen, so einfach bisweilen, dass sie die Risiken und Gefahren vergessen, die in den Nischen des Finanzmarkts lauern. Essen hat seit 1997 mehrere Cross-Border-Leasings abgeschlossen, ein Geschäft, mit dem viele Städte schnelles Geld zu machen hofften. Essen verleaste an amerikanische Investoren für einen Gewinn von 21 Millionen Dollar die Messehallen und für 77 Millionen Straßenbahnen und das Schienennetz. Nun müssen amerikanische Anwälte ihr Okay geben, wenn die Stadt zum Beispiel beschließt, über der U-Bahn ein Gebäude zu errichten.

Als er sich Mitte Juli in einem Konferenzraum des Rathauses einem Mann in Jeans und Strickjacke gegenüber setzte, lagen die Schulden der Stadt bei 3,179 Milliarden. Der Mann in der Strickjacke

Nach fünf Telefonaten mit den Banken hatte er viereinhalb Millionen Euro. Es dauerte keine zehn Minuten.

Sieger tanken TOTAL



RED BULL - DPPI



TOTAL gratuliert Sebastian Vettel und Red Bull Racing zu ihrem beeindruckenden Erfolg: Formel-1-Weltmeister in der Fahrer- und Konstrukteurswertung* 2012 – der 3. Doppelsieg in Folge!

Diese außergewöhnliche Leistung ist eine Bestätigung für das Engagement von TOTAL, immer effizientere Kraft- und Schmierstoffe zu entwickeln – für das Team von Red Bull Racing, für Renault-Motoren und für alle unsere Kunden.

*Vorbehaltlich der offiziellen Veröffentlichung der Resultate durch die FIA



www.total.de



TOTAL

Endlich: gute Luft in der Heizperiode!

Luftbefeuchtung durch Luftwäsche

Venta Luftwäscher, ab 149,- €

(unverbindliche Preisempfehlung)



Ideal gegen:

- > Erkältungen und Reizhusten aufgrund ausgetrockneter Schleimhäute
- > Kratzen im Hals und verstopfte Nase, trockene Haut und spröde Lippen
- > Hausstaub, Tierhaare und Pollen
- > kalten Tabakrauch und Gerüche
- > Risse in Holzmöbeln, Parkettböden und Musikinstrumenten



Trockene Heizungsluft erhöht die Erkältungsgefahr. Mediziner empfehlen eine Luftfeuchtigkeit von ca. 45–55 %.

Made in Germany

Rufen Sie uns an für weitere Infos und kostenlosen Test.

Service-Telefon: 0751 5008-88

www.venta-luftwaescher.de

venta
LUFTWÄSCHER
Das Original

Gesellschaft

heißt Hans Peter Leymann-Kurtz, ist Diplomsozialarbeiter, Fraktionschef der Linken im Stadtrat und einer von Klieves zähesten Kontrahenten. Er kam 1994 in den Rat, ungefähr zu jener Zeit, als Essen deutlich in die roten Zahlen rutschte, und tritt häufig gegen allzu rigide Kürzungen auf. Aus Klieves Sicht ist Leymann-Kurtz nicht unbedingt ein Teil der Lösung.

Ihm missfalle schon Klieves Wortwahl, sagte Leymann-Kurtz. „Wir sparen gar nicht. In Wahrheit kürzen wir seit 20 Jahren. Es wäre ein erster Schritt, nicht dauernd vom Sparen zu sprechen, sondern vom Kürzen.“ Die Verwaltung schließe Sportplätze, Schwimmbäder, Bibliotheken. „Es wird unausgewogen gestrichen“, sagte Leymann-Kurtz.

Klieve antwortete, dass die Einwohnerzahlen in Essen seit Jahren rückläufig seien. Weniger Menschen, weniger Sportplätze, ganz einfach. Leymann-Kurtz fragte, weshalb die Stadt teure Büros für die Zentrale ihres Jobcenters miete, obwohl Verwaltungsgebäude leer stünden. „Hätten wir dafür nicht ein städtisches Gebäude gehabt?“ Und warum leiste sich Essen ein Jugendzentrum, das im Monat 25 000 Euro Miete koste?

Klieve stieß seine Tasse um. Einen Moment lang herrschte Stille, während sich ein Kaffeeteich auf dem Tisch ausbreitete. Dann sagte Leymann-Kurtz, Klieve bleibe ohnehin nicht mehr lange in Essen. Im Landtagswahlkampf 2011 in Rheinland-Pfalz holte Julia Klöckner, die CDU-Spitzenkandidatin, Klieve als Finanzminister in ihr Schattenkabinett. Nachdem die CDU die Wahl verloren hatte, kehrte Klieve mit der Ahnung nach Essen zurück, dass er mehr sein könnte als Kämmerer. Leymann-Kurtz schaute Klieve an und sagte: „Ich bleibe Bürger dieser Stadt, Sie werden bestimmt irgendwann Minister.“

Dann wird Klieve leise. Er redet nicht gern über Niederlagen. Dabei geht die Geschichte auf eine Zeit zurück, als er noch gar nicht in Essen war.

Die Debatte um die Messe ist ein Beispiel dafür, wie schwer es einer hochverschuldeten Stadt fällt, kein Geld auszugeben. Wie beim Stadion überrumpelte der Stolz die Sparsamkeit. Obwohl Köln und Düsseldorf große Ausstellungsflächen besitzen und Essen zwischen 1996 und 2010 bereits über eine Viertelmilliarde in die Messe investierte, wollte die Stadt ihre Messe nicht nur behalten, sondern völlig umbauen. Drei Szenarien waren im Gespräch: Erstens, man behält den Status quo mit dem Risiko, dass das Geschäft noch schlechter läuft; zweitens, man kooperiert mit der Düsseldorfer Messe; oder, drittens, man stemmt die Sanierung allein. An der ersten Variante haftete der Makel der Kapitulation, die zweite scheiterte an Düsseldorf. blieb Variante drei.

Im November 2011 beschloss der Rat trotz einiger Bedenken von Wirtschafts-

prüfern mit den Stimmen von CDU, Grünen, FDP und dem Essener Bürgerbündnis „die Ertüchtigung des Messe-Geländes“. Diese „Ertüchtigung“ sieht vor, für rund 123 Millionen Euro neun von zwölf Hallen abzureißen und vier neu zu bauen. Zudem hat die Messengesellschaft gerade einen Parkplatz gekauft, für noch einmal zwölf Millionen.

Lars Martin Klieve verzieht das Gesicht, als hätte er auf etwas Faules gebissen, wenn er diese Zahlen hört. Er hält die aufwendige Sanierung für einen Fehler. Noch eine Baustelle. Wie glaubwürdig wirkt die Stadtverwaltung, wenn sie bei den einen kürzt und den anderen Millionen gibt? Wie mächtig ist ein Kämmerer, der nicht verhindern kann, dass seine hochverschuldete Stadt neue Messehallen baut, obwohl niemand weiß, ob sich das jemals lohnen wird?

Vor wenigen Tagen erfuhr Klieve, dass er wegen eines Rechenfehlers vom Land weniger Geld bekommt als versprochen, 7 Millionen nächstes Jahr, ab 2014 sogar 18 Millionen weniger im Jahr. „Meine schlimmsten Alpträume wurden übertroffen“, sagt er. Wie soll er das den Essenern erklären?

Als er in seinem Büro im 16. Stock des Rathauses ans Fenster tritt, haben die Schulden den Stand von 3,23 Milliarden Euro erreicht. Ein katastrophaler Misserfolg, so sieht es jetzt aus. Von Klieves Büro aus wirkt die Stadt wie aus einem Modellbaukasten, fast so, als könne man sie mit wenigen Handgriffen neu formen. Es ist aber alles nicht so einfach, wie es von oben wirkt. Klieve erzählt von seiner Hochzeitsreise nach Miami, die vor ein paar Wochen zu Ende ging. Die vergangenen Jahre kosteten ihn Kraft, eine Beziehung und sehr viel Schlaf. Erholen wollte er sich, auch von den Schulden.

Klieve hat es nicht geschafft, der Wasserstand des Stausees mit dem Essener Geld fällt. Er ist ein Versager, ein fleißiger Blender, ein engagierter Nichtsnutz. So könnte man über ihn reden, wenn man nur die Zahl nimmt, die sich ihm in den Weg stellt. 3,23 Milliarden. Aber Klieve hat etwas Überraschendes erreicht, das nicht selbstverständlich ist, zumal in Essen, der Stadt des Geldausgebens: Im Haushalt 2016 wird nach aktuellem Plan erstmals seit vielen Jahren ein Überschuss erreicht, rund 23 Millionen Euro. Das ist kein gewaltiger Erfolg, weil die Altschulden diesen Gewinn lächerlich klein, fast unsichtbar erscheinen lassen. Aber ein Erfolg ist es. Es ist ein Beweis dafür, dass Klieves Kampf sich lohnt, dass man den Abfluss des Stausees verengen kann und dass unkontrollierbare Pegelstände kein Naturgesetz der Demokratie sein müssen.

Über Klieves 23-Millionen-Plus könnte man abschätzig lächeln, aber es ist eine phantastische kleine Nachricht, in Essen die Nachricht des Jahres 2012.



Sale!

ORTSTERMIN: Kurz vor dem Ende versteigert die „Financial Times Deutschland“ ihr Inventar.

Das seltsamste Stück, das zur Versteigerung steht, ist die braune Unterschenkelprothese „mit charakteristischem Fuß aus Autoreifengummi“, die ein Redakteur vor Jahren aus Kambodscha mitbrachte, als er die Geschichte einer Behinderten-Volleyballmannschaft recherchierte. Für die Prothese, „womöglich in Handarbeit gefertigt“, werden an diesem Tag 44,50 Euro geboten. Nicht schlecht für ein halbes Holzbein aus Kambodscha.

„Der Preis wird noch steigen“, sagt Nicolas Schöneich, Redakteur der „Financial Times Deutschland“ („FTD“). Er war in den vergangenen Tagen damit beschäftigt, die Auktionsgegenstände bei Ebay anzubieten und kurze ironische Erklärtexte zu schreiben.

Schöneichs Büro ist ein bisschen verrumpelt, weil sich hier vieles sammelt, was von der „FTD“ übrig bleiben könnte, wenn es die Zeitung nicht mehr gibt. Auf dem Fensterbrett steht ein hölzerner Schaukasten mit sechs Heuschrecken, darunter eine „peruanische Laubheuschrecke“ und eine „Riesengespensterschrecke“. Den Schaukasten bekam Steffen Klusmann, der Chefredakteur, vor ein paar Jahren zum 40. Geburtstag. „Das ideale Geschenk für ironiefähige Finanzinvestoren!“, heißt es jetzt in der Beschreibung auf Ebay.

Auf dem Fensterbrett liegt auch ein Schmuckkarton mit der Erstausgabe der „FTD“ vom 21. Februar 2000, dem Tag, an dem die Geschichte der Zeitung begann, die nun, fast 13 Jahre später, endet. Wäre die „FTD“ ein Mensch, würde man sagen: Er ist zu früh gestorben. Nicht mal volljährig.

Die kurze Geschichte über den Tod geht so: Die „FTD“ war eine gute, anerkannte Wirtschaftszeitung, aber sie machte in all den Jahren nur Verluste, insgesamt rund 250 Millionen Euro. In der langen Version ist die „FTD“ ein Symbol für den Zeitenwechsel. Manche reden vom großen Zeitungssterben, das jetzt beginne. So steht es in Leitartikeln und auf Medienseiten.

Sogar Angela Merkel schaltete sich in die Totenreden ein. Sie halte die Printmedien für sehr wichtig. Lesen zu können sei etwas anderes, als im Internet zu sein. Wahrscheinlich ist die Lage also wirklich brenzlich, wenn die Kanzlerin Aufrufe zum Zeitungslesen startet.

Schöneich ist seit fünf Jahren bei der „FTD“. Es sind auch seine letzten Tage. Er zeigt auf ein gelbes T-Shirt, das zur Versteigerung steht. Es trägt den Schriftzug: „Wir sind Opel“. Damit lässt sich die aktuelle Stimmung im deutschen Printjournalismus gut beschreiben.

gner zur Erstausgabe der „FTD“, der fast 13 Jahre lang in einem Redaktionsregal einstaubte? Mehr Leute, als man dachte. Es gab über 1500 Interessenten.

Am Ende der Auktion ist die Flasche 211 Euro wert. Die „Heuschrecken im Schaukasten“ bringen 1211 Euro. Ein Abendessen mit „FTD-Chefökonom Thomas Fricke“ wird für 271 Euro ersteigert.

Nicolas Schöneich liest eine von Hunderten E-Mails vor, die in den vergangenen Tagen die Redaktion erreicht haben: „Ich hätte gerne ein Stück von Euch, es ist schrecklich, dass Ihr zumacht.“

Vielleicht ist die gute alte Zeitung doch beliebter, als man denkt. Oder die Leser wollen einfach nur etwas Historisches in den Händen halten. Etwas, das sie später ihren Enkelkindern zeigen: „Guck mal, das ist aus einer Zeitungsredaktion! Zeitungen gibt es heute nicht mehr. Das waren so iPads aus Papier!“ Und dann schauen die Enkel auf die Erstausgabe der „FTD“, ersteigert für 1810 Euro, wie auf einen in Bernstein eingeschlossenen Dinosaurierzahn.

Schön ist natürlich der Gedanke, Zeitungsleser könnten anhängliche Menschen sein. Verliebt in eine Zeitung, die riecht, Geräusche macht, keinen Strom braucht, die jeden Morgen

in den Briefkasten fällt. Leser, die daran glauben, dass eine Zeitung aus Papier noch immer die beste Wirklichkeitsmaschine ist. Immer einen Tag zu spät. Inaktuell in Zeiten ständiger Aktualität.

Vielleicht gibt es ja bald Zeitungen für Romantiker und Nostalgiker. Oder als Wellnessprodukt zur Entschleunigung.

Die „FTD“ ist dann längst Geschichte, verstorben am 7. Dezember 2012.

Am vorletzten Tag versteigert Nicolas Schöneich auf Ebay noch zwei vom chinesischen Künstler Ai Weiwei handbemalte Sonnenblumenkerne aus Porzellan. Ein Geschenk an eine Redakteurin. Der Erlös beträgt 1760 Euro.

1760 Euro für zwei Redaktions-Blumenkerne. Nicht schlecht. Das spricht dafür, dass die Leiche nicht wirklich tot ist.

JOCHEN-MARTIN GUTSCH



„FTD“-Redakteure beim Auszug: „Wir sind Opel“

Als im November das Ende der „Financial Times Deutschland“ verkündet wurde, gab es in der Redaktion schnell die Idee, ein paar Sachen zu versteigern. Zumindest der Name der Zeitung sollte weiterleben. Auf Kaffeetassen, Kugelschreibern, Feuerzeugen oder mit Zeitungs-Dummys, die man bei Ebay anbietet. Ein kleines Vermächtnis, darum ging es.

Das eingenommene Geld wollte man vertrinken, was verständlich gewesen wäre. Alkohol ist der Sanitärer in der Not. Später entschied man sich, das Geld an die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ zu spenden.

Die Frage war nur: Wer will eine Medaille vom „Journalistenskiennen in Davos“? Wer interessiert sich für eine Flasche Moët & Chandon, einen Champa-

HARTZ IV

„Arbeitslosigkeit macht krank“

Heinrich Alt, 62, Vorstandsmitglied der Bundesagentur für Arbeit, will Langzeitarbeitslose auf Trab bringen.



CHRISTIAN O. BRUCH / LAIF

SPIEGEL: Das Jobcenter Brandenburg hat einige seiner Kunden mit Schrittzählern ausgerüstet. Wer innerhalb von 40 Tagen am meisten läuft, bekommt einen Preis. Was soll das denn?

Alt: Da gibt es nichts zu verteuern. Jeder fünfte Hartz-IV-Empfänger hat gesundheitliche Einschränkungen, die sich direkt auf die Vermittlung auswirken. Außerdem wissen wir, dass längere Arbeitslosigkeit krank machen kann, auch in Folge von Bewegungsmangel. Daher ist der Gesundheitsgedanke fest in die Beratungs- und Vermittlungsarbeit der Jobcenter integriert. Wir schulen unsere Mitarbeiter, gesundheitliche Probleme ihrer Kunden zu erkennen und gemeinsam mit ihnen eine Strategie zu erarbeiten, wie sich diese lösen lassen.

SPIEGEL: In einem Jobcenter in Niedersachsen hat man Langzeitarbeitslose zu einem Kurs zur Raucherentwöhnung eingeladen – und drohte bei Nichtteilnahme mit Leistungskürzung. Ist das nicht zu viel Bevormundung?

Alt: Gesundheit kann man nicht aufzwingen. Dennoch: Die Angebote finde ich gut, zumal auch viele Unternehmen ihren Beschäftigten die Zigaretten abgewöhnen und sie zu mehr Bewegung animieren wollen. Leider wird aber mit zweierlei Maß gemessen: Wenn in Managerkursen Schrittzähler getragen werden, ist das eine tolle Idee, wenn es Arbeitslose tun sollen, ist es automatisch Blödsinn. Dabei ist es doch ganz einfach: Wer sich gut fühlt, wer sich fit fühlt, hat auch Selbstvertrauen – und bekommt nachweislich schneller einen Job.

SPIEGEL: Müssten die Jobcenter deswegen nicht eigentlich noch mehr tun, um Langzeitarbeitslose gesundheitlich fit zu machen für den Arbeitsmarkt?

Alt: Sie sollten auf jeden Fall weitermachen wie bisher, und wenn es etwas bringt, dann auch mit Schrittzählern. Übrigens: Die Mitarbeiter im Jobcenter Brandenburg tragen die Geräte nun zum Teil auch selbst.

Aluminiumwalzwerk

ENERGIE

Hohe Stromkosten für Großkonzerne

Die Zeit großzügiger Nachlässe bei den Strompreisen für die Großindustrie soll zu Ende gehen. So will das Bundesumweltministerium im Februar neue Bestimmungen vorstellen. Diese setzen fest, welche Unternehmen nur reduzierte Sätze für jene Umlage zahlen müssen, die im Rahmen des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG) die höheren Herstellungskosten für Ökostrom ausgleicht. In Regierungskreisen heißt es, die Pläne im Ministerium von Peter Altmaier (CDU) ähnelten jenen, die in einer Studie des Umweltbundesamts (UBA) erarbeitet wurden. Als Vorbild dient den Beamten dort der im europäischen Emissionshandelssystem erprobte Indikator „Handelsintensität“: Kann ein Unternehmen im brancheninternen Vergleich eine bestimmte Menge an Im- und Exporten nachweisen, hat es Anspruch auf Privilegien. Einen ähnlichen Indikator

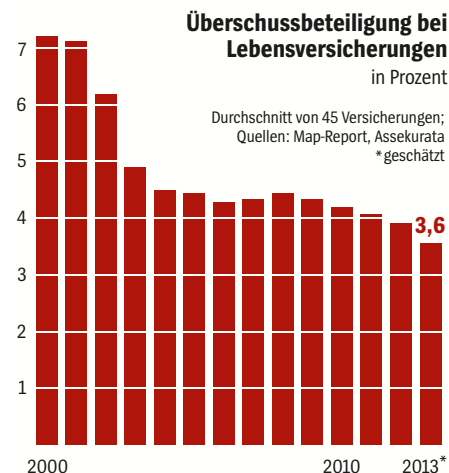
schlägt das Umweltbundesamt auch für die Ausnahmen bei der EEG-Umlage vor, die ab kommendem Jahr mit 5,3 Cent pro Kilowattstunde zu Buche schlägt. Würde der Entwurf übernommen, könnten etwa der Kohlebergbau, die Zement- oder auch die Ziegelindustrie nicht mehr mit verbilligtem Strom rechnen. „Wir haben schon häufiger empfohlen, die sehr weit gefassten Ausnahmeregelungen wieder auf ihren sinnvollen Kern zu beschränken“, begründet UBA-Präsident Jochen Flasbarth die Reform. Bislang können Unternehmen ab einem bestimmten Stromverbrauch beantragen, einen reduzierten Umlagesatz zu zahlen. Dieses Limit ist für das kommende Jahr herabgesetzt worden, weshalb statt der bislang 734 begünstigten Betriebe mehr als 2000 einen Antrag auf Strompreisreduzierung gestellt haben.

LEBENSVERSICHERUNGEN

Keine Gnade für Sparer

Hunderttausende Kunden von Lebensversicherungen, deren Verträge bald auslaufen, bleiben wohl doch nicht von geringeren Ausschüttungen verschont. Eine entsprechende Forderung des CDU-Parteitags aus der vergangenen Woche will das Bundesfinanzministerium möglichst nicht erfüllen. Das Votum sei „blanker Populismus“, heißt es dort. Die Delegierten hatten gegen den Willen der CDU-Führung einen Beschluss gefasst, in dem sie Regierung und Fraktion aufforderten, eine erst im November beschlossene Gesetzesänderung rückgängig zu machen. Damit soll die Beteiligung der Versicherten an den sogenannten Bewertungsreserven der Lebensversicherungen geändert werden. Kunden, deren Verträge in der aktuellen Niedrigzinsphase auslaufen, werden geringere Ausschüttungen erhalten als erhofft. Die durchschnitt-

liche Überschussbeteiligung halbierte sich in den vergangenen Jahren: 2000 lag sie noch bei 7,2 Prozent, für 2013 werden nur 3,6 Prozent erwartet.



KORRUPTION

Gehirntumor rettet Mitscherlich

Nach jahrelangen Ermittlungen in einem der größten deutschen Korruptionsskandale steht das Verfahren gegen den früheren Chef der Ferrostaal AG, Matthias Mitscherlich, 63, vor dem Ende. Noch fehlen die Unterschriften, doch Mitscherlichs Anwälte und die Staatsanwaltschaft München haben sich auf ein Bußgeld von 400 000 Euro geeinigt. Der Ex-Konzernchef zahlt die Summe, weil er seine Aufsichtspflicht als Vorstandsvorsitzender des Essener Anlagenbauers verletzt hat. Das Unternehmen hatte sich bereits 2011 mit einer 140-Millionen-Buße freigekauft. Mit diesem Abschluss bleibt dem Sohn der Psychoanalytiker Margarete und Alexander Mitscherlich ein Prozess erspart, obwohl die Staatsanwaltschaft noch bis vor kurzem entschlossen war, gegen ihn in die Hauptverhandlung zu ziehen. Das Blatt wendete sich überraschend, als Mitscherlich eine Krankenakte mit Kernspinaufnahmen und einem Operationsbericht aus dem Jahr 2003 vorlegte.

Damit wies er nach, dass er damals an einem gutartigen Gehirntumor litt. Er sei seinerzeit nicht in der Lage gewesen, mögliche Hinweise auf korruptives Handeln bei Ferrostaal zu verfolgen. Die Ermittler ließen daraufhin ein Gutachten anfertigen, das diese Aussage stützte. Auch frühere Mitarbeiter berichten, dass sie ihrem Chef seinerzeit Dinge vortrugen, an die er sich schon Stunden später nicht mehr erinnern habe. Zahlen muss Mitscherlich nun wegen der Freigabe von Geldern an eine Briefkastenfirma in der Karibik im Jahr 2007, also Jahre nach der erfolgreichen Operation. Die Firma hatte in Verbindung zu dubiosen Beratern gestanden, die dabei geholfen haben wollen, einen milliarden schweren U-Boot-Auftrag mit Griechenland herbeizujagen – möglicherweise mit Hilfe von Schmiergeld. Von Mitscherlichs Anwalt war in Sachen Bußgeld ebenso wenig eine Stellungnahme zu erhalten wie von der Staatsanwaltschaft.

AUTOMOBILINDUSTRIE

Wiko statt Wopo

Wolfgang Porsche wird einen Posten, an dem er sehr hängt, demnächst aufgeben: Der Sprecher des Familienstamms der Porsches will im kommen-

den Jahr den Aufsichtsratsvorsitz bei der Porsche AG abgeben. Wopo, wie man ihn im Unternehmen nennt, wird dann 70 Jahre alt. Der promovierte

Kaufmann hat noch immer ein Büro in der Unternehmenszentrale in Zuffenhausen, das mit dem Mobiliar seines Vaters Ferry Porsche ausgestattet ist. Künftig soll das Kontrollgremium der Sportwagenfirma von VW-Chef Martin Winterkorn, genannt Wiko, geführt werden. VW hat für insgesamt gut acht Milliarden Euro alle Anteile der Porsche AG übernommen. Die Luxusmarke ist mittlerweile eine Tochter des VW-Konzerns wie Audi. Winterkorn will diese Firmen über den Vorsitz im Aufsichtsrat kontrollieren.



Wolfgang Porsche

JOSE GIRIBAS

Der digitale SPIEGEL

Jetzt auch für

Windows 8



In dieser Ausgabe:

Töten auf Knopfdruck –

Ein amerikanischer Ex-Soldat erzählt im **Video**, warum er kein Drohnen-Pilot mehr sein will

Möbel für die Massen –

Videoreportage über das Ikea-Museum in Schweden

Kampf gegen die Muslimbrüder –

Video über die neuen Unruhen in Ägypten

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen
- Alles immer schon **ab Sonntag 8 Uhr!**

www.spiegel.de/digital


Einfach QR-Code scannen, z.B. mit der App „Sminna“

DER SPIEGEL

IKEA

Die Welt-Raumausstatter

Ikea hat mit seinen praktisch-bunten Möbeln den Globus erobert, das Design bestimmt den Massengeschmack. Doch der Konzern steckt voller Widersprüche. Das schwedisch-heimelige Image übertüncht die dunklen Seiten.





Wartende vor der Ikea-Filiale in Centennial, Colorado (USA), vor deren Eröffnung im Juli 2011

GETTY IMAGES

Was für ein Kaff! Rathaus, Bahnhof, Möbelhaus – und fertig. Drum herum ein paar Läden und Häuser für die nicht mal 10 000 Einwohner, eine wirre Anhäufung von Verkehrskreiseln, am Ortseingang als Kunst ein meterhoher Stuhl aus Holz.

Wer nachts mit dem letzten Zug hier ankommt, möchte am liebsten gleich wieder weg. Wenn er denn könnte. Nach 22 Uhr gibt es nicht einmal mehr die Chance auf ein Taxi. Auf den Parkplätzen vor dem Bahnhof stehen zwar zwei Wagen, doch es sitzen keine Fahrer darin, und in der Telefonzentrale ist nur noch der Anrufbeantworter wach.

Und hier soll das Design entstehen, das weltweit den Geschmack bestimmt?

Småland heißt die Gegend, Älmhult der Ort. Es ist ein Städtchen, das im Verhältnis zum Konzern, den es beherbergt, geradezu grotesk mickrig ist: Ikea, die größte Möbelkette der Welt.

Doch die Mickrigkeit des Ortes ist kein Zufall. Ikea macht sich gern kleiner, als es ist. Der Konzern geht auch seinen Kunden gegenüber in die Hocke, suggeriert Augenhöhe, sagt „du“ und tut überhaupt so, als hätte man keine Geschäftsbeziehung zueinander, sondern wäre Partner, Team, Familie.

Vielleicht erklärt das, warum manche Kunden den Namen Ikea geradezu mit Liebe aussprechen, vielleicht erklärt es auch, warum der 86-jährige Ikea-Gründer Ingvar Kamprad von den hereinströmenden Menschen gefeiert und geherzt wurde, als wären alle auf einem Verwandtschaftstreffen, als er kürzlich in Älmhult seinen neuen Store eröffnete.

Es war Freitag, der 2. November 2012. Kamprad, grauweißes Haar, schwarzer Pulli, stand leicht gebeugt unten an der Rolltreppe, eingerahmt von Mitarbeitern in gelben Shirts, die meisten nicht einmal halb so alt wie er. Sie klatschten rhythmisch, während er die ersten Kunden begrüßte. Kamprad reichte ihnen die Hand. Verhalten, fast schüchtern. Sie strahlten ihn an, sie nahmen ihn in den Arm, sie hielten ihm ihre Kinder hin.

Ikea ist die erfolgreichste Möbelmarke der Welt, Einrichter der globalen Mittelschicht, Geldmaschine.

Weltweit gibt es kein Entkommen vor dem Latte-macchiato-Glas „Pokal“, dem Landhaus-Sofa „Ektorp“, dem Couchtischchen „Lack“ und den allein 45 Millionen Exemplaren des Bücherregals „Billy“. Von Nordnorwegen bis Australien, von Kanada über Kuwait nach Japan, insgesamt in 41 Ländern, schleust Ikea seine Kunden durch 338 Filialen.

Ikea richtet die Heimwerkernation Deutschland genauso ein wie das kitschverliebte Amerika und das konsumverrückte China. Der Ikea-Katalog hat eine

Auflage von 212 Millionen Stück, und er ist überall gleich – wenn Ikea nicht gerade Frauen aus den Seiten retuschiert, wie in Saudi-Arabien geschehen. Ikea produziert Jahr für Jahr 50 Millionen jener Inbusschlüssel, mit deren Hilfe seine Kunden aus Einzelteilen ihr Zuhause zusammenschrauben.

Jeden Tag schieben Ikea-Kunden in ihren Einkaufswagen 7,5 Millionen jener flachen Möbelpakete, für die der Konzern berühmt ist, aus den Filialen. Das sind eine Million mehr, als McDonald's weltweit klassische Hamburger verkauft.

Ikea ist eine Geschmackskrake, der sich immer weiter ausbreitet. Es ist eines jener wenigen Konsumsymbole, die weltweit verstanden werden. Es ist eine der wenigen Marken, die nicht bloß für Produkte stehen, sondern für eine Lebenswelt, einen Lebensstil.

Aber Ikea möchte mehr sein. Der Konzern, so steht es in „Das IKEA Konzept“, einer Broschüre, die er an seine Mitarbeiter und Zulieferer verteilt, versteht sein Bestreben als „vorrangig sozial“, will „einen wertvollen Beitrag zum Demokratisierungsprozess leisten“ und geht ansonsten davon aus, dass im Unternehmen „alle effizient und fröhlich miteinander umgehen“.

„Ein für alle Mal haben wir uns entschieden, auf der Seite der vielen Menschen zu stehen“, schrieb Kamprad vor 36 Jahren, gerade 50 Jahre alt, im Ton des Sozialreformers in einem Büchlein mit dem Titel „Das Testament eines Möbeldhändlers“, und er gab als Parole aus, sein Unternehmen solle „den vielen Menschen einen besseren Alltag schaffen“.

Es scheint, als glaubten die Mitarbeiter daran. Und die Kunden auch. Umfragen belegen das auf für die Konkurrenz geradezu deprimierende Weise.

Ikea gilt als sympathisch, als sozial, als billig und nachhaltig zugleich. Sein Design halten die meisten für zeitgemäß, die Preise für fair, das Einkaufen für ein Erlebnis, die Läden für kinderfreundlich. Noch Fragen?

Sicherlich hat der Erfolg etwas mit den Schwedenbildern zu tun, die jeder im Kopf hat, mit unendlichen Wäldern, tiefen Seen, Hütten aus Holz. Er hat damit zu tun, dass Ikea seinen Kunden den Inbusschlüssel selbst in die Hand drückt und sie so zu Kollaborateuren macht. Er hat damit zu tun, dass Ikea den simplen Instinkt des Konsumenten anspricht, möglichst billig einzukaufen, zugleich aber viel Mühe darauf verwendet, ihm das Gefühl zu geben, ein prima Mensch unter lauter prima Menschen zu sein.

„Wir wollen die Menschen zu einem besseren Leben inspirieren“, sagt Produkt- und Designchefin Tina Petersson-Lind. „Unser Ansatz ist ein humanistischer“, sagt Marketingchefin Claudia Willvonsen-

der. „Wir sind getrieben von unserer Vision, unseren Ideen und unseren Werten“, sagt Ikea-Weltchef Mikael Ohlsson.

Das ist alles nett gesagt. Doch je näher man dem Möbelriesen, der sich gern so klein macht, kommt, desto weniger entspannt wirkt er. Sein Erfolg ist nicht, wie Ikea das glauben machen will, das Ergebnis einer menschenfreundlichen Philosophie, die sich am Ende auszahlt. Er ist das Resultat einer Unternehmensführung, die dem kleinen Preis und dem großen Absatz im Zweifel so gut wie alles unterordnet.

Das ist zu besichtigen im internen Schulungszentrum im schwedischen Älmhult, in dem die Mitarbeiter penetrant auf diese Ikea-Ideale eingeschworen werden. Es ist

Der Konzern steht vor einem Umbruch. Jahrzehntlang galt die Gleichung Kamp-rad ist Ikea, und Ikea ist Kamprad. Doch „Ingvar“, wie ihn im Konzern alle nennen, vom Vorstandschef bis zum Lagerarbeiter, zieht sich mehr und mehr zurück. Weshalb die umjubelte Eröffnung in Älmhult zugleich auch eine Zäsur bedeutet.

Zwei Tage zuvor hatte Kamprad – nur einen kurzen Spaziergang entfernt – den ersten Ikea für immer zugeschlossen. Es war der Laden, mit dem 1958 alles begann, in dem er zum ersten Mal in großem Stil die Idee ausprobierte, Möbel in flachen Kartons zu verkaufen, damit sie besser in den Kofferraum der Autos seiner Kunden passen.

Feldsteinen. Die Steine sind das Wahrzeichen der Region Småland, sie symbolisieren die frühere Armut der Region. Um überhaupt etwas anpflanzen zu können, mussten die Bauern Jahr für Jahr die Steine von den Feldern klaben. Um zu überleben, so der Mythos, zimmerten sie nebenher Stühle und Tische. Sie waren Kamprads erste Lieferanten.

„Tillsammans“ bedeutet so viel wie „gemeinsam“, Ikea nennt es „unser Zentrum für Unternehmenskultur“. Hier, in einem unscheinbaren zweigeschossigen Flachbau, schlägt das Herz von Ikea.

Wie in jedem Herzen gibt es zwei Kammern. Im Keller ist das öffentliche Ikea-Museum untergebracht, ein fröhliches Stil-Potpourri aus 60 Jahren Möbelkonzern-Geschichte. Die Besucher laufen an orange-quietschigen Sofas der siebziger und braunen Scheußlichkeiten der achtziger Ikea-Jahre vorbei. Viele bleiben bei einzelnen Epochen stehen und kichern. „Ach, weißt du noch, das hatten wir auch mal“, oder „Schau mal, so sah das früher aus“.

Im Erdgeschoss wird der Ton strenger, ist der Spaßfaktor geringer. Hier befindet sich die zweite Herzkammer, das Allerheiligste des Konzerns, das Schulungszentrum, durch das alle Filialleiter und Führungskräfte durchmüssen, wenn sie bei Ikea einsteigen oder befördert werden. Hier werden die Ikea-Dogmen zelebriert: Demut, Sparsamkeit, Effizienz.

Es geht vorbei an einer Wand mit Fotos aus Wohnungen aller Herren Länder. In den meisten sieht es chaotisch aus, unaufgeräumt, die Möblierung wirkt provisorisch – und nirgends sind Ikea-Möbel zu sehen. Der Mitarbeiter wird aufgefordert: „Stopp, reflektiere, und frage dich selbst. Wenn du die Ikea-Vision und das Geschäftsprinzip wirklich leben willst, musst du mehr über die Leute und ihr Zuhause wissen als irgendjemand sonst. Kannst du die versteckte Mitteilung auf den Bildern erkennen?“, steht auf Schildern neben den Rahmen.

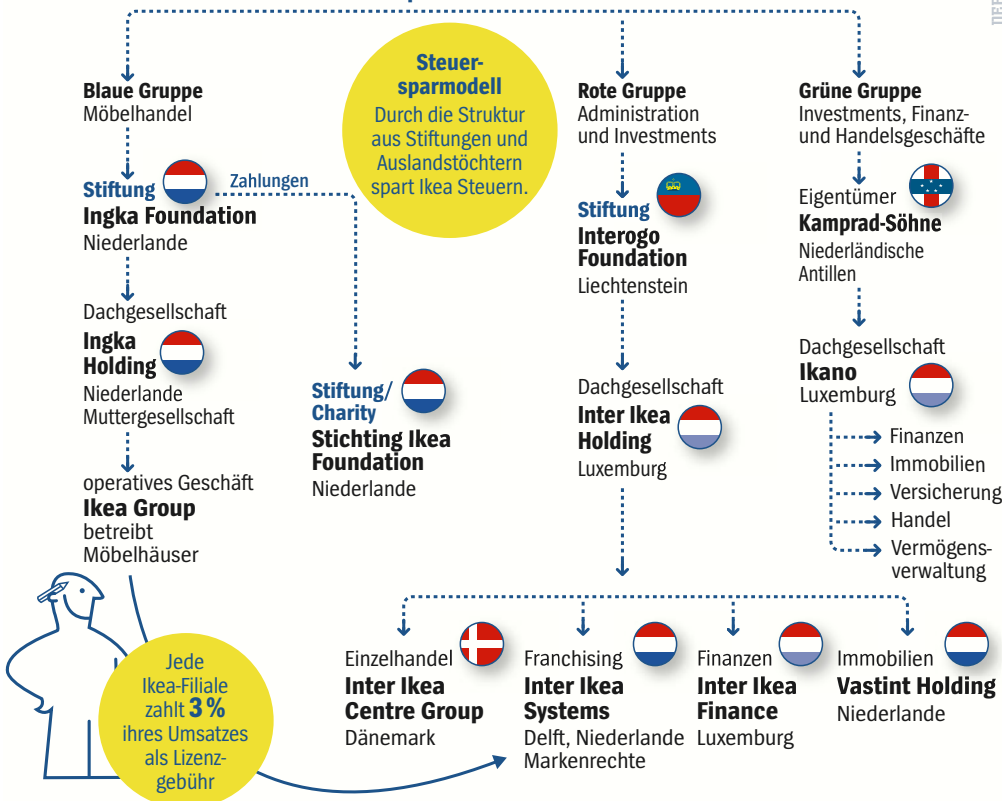
Ein paar Meter weiter ist die Mitteilung nicht mehr versteckt: Eine Art Echtzeituhr zählt, wie viele „Billy“-Regale seit Beginn des neuen Geschäftsjahrs am 1. September weltweit verkauft wurden. Es sind exakt 632 343.

Es reiht sich Botschaft an Botschaft. „Stopp, reflektiere, und frage dich selbst: Die langfristigen Einrichtungswünsche der Menschen sind der Antrieb des Ikea-Geschäfts. Welche Rolle spiele ich selbst dabei? An welcher Stelle kann ich die Zukunft beeinflussen?“

So geht es Station um Station. Durch einen Container, der auf einer großen Fototapete symbolisch bis auf den letzten Zentimeter mit den „Flat-Packs“ beladen ist. Hier das nächste Dogma: „Wir hassen es, Luft zu transportieren.“ Luft in Pake-ten und Containern verursache nur Kosten ohne Nutzen für den Kunden.

Ikea ohne Schweden Unternehmensstruktur

Familie Kamprad und Vertraute kontrollieren



zu besichtigen in seinen Möbelhäusern, in denen der Konzern jeden Quadratzentimeter nutzt, um seine Kunden zu Käufen zu verleiten. Es ist zu besichtigen in der komplizierten Struktur, die sich über die Niederlande, Liechtenstein, Luxemburg und die Niederländischen Antillen erstreckt, nur zu dem Zweck, Steuern zu sparen – und die das Schweden-Image von Ikea ad absurdum führt. Es ist zu besichtigen in den Wäldern der Welt, die für Ikea gerodet werden, und in den Fabriken in Asien, deren Produktionsbedingungen fragwürdig sind. Es ist zu besichtigen in London, wo ein Stadtteil von Ikea gebaut wird, geplant jedoch für Leute, die mit der üblichen Zielgruppe der „vielen Menschen“ nicht mehr viel zu tun haben.

Bei der Eröffnung des neuen Geschäfts an dem symbolträchtigen Ort hielt Kamprad selbst keine Rede mehr. Auch seine drei Söhne Peter, Jonas und Mathias, die ihn begleiteten und für eines der raren Familienfotos für die Kamera des Mitarbeitermagazins posierten, hielten sich zurück.

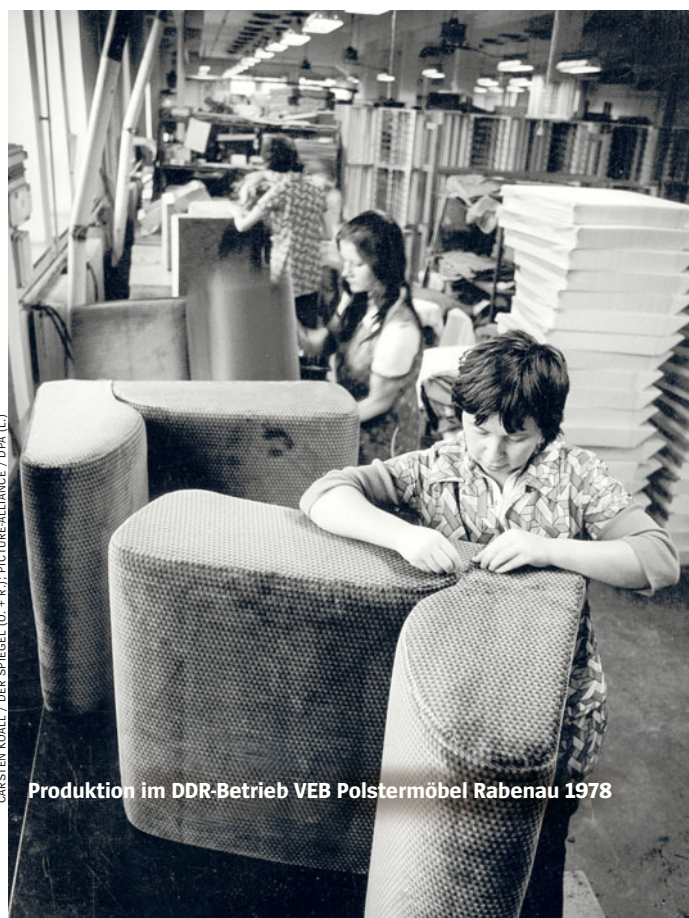
Ikea hat sich damit eingerichtet, ohne Kamprad auszukommen. Es ist die Frage, ob das gelingt.

Der Mythos

Immerhin hat der Senior selbst an einem der zentralen Orte in Älmhult Vorsorge getroffen, dass sein Vermächtnis bewahrt wird. Vor dem Gebäude „Tillsammans“, direkt gegenüber dem gerade geschlossenen Laden, steht eine kleine Mauer aus



Ikea-Möbelentwickler Lindgren

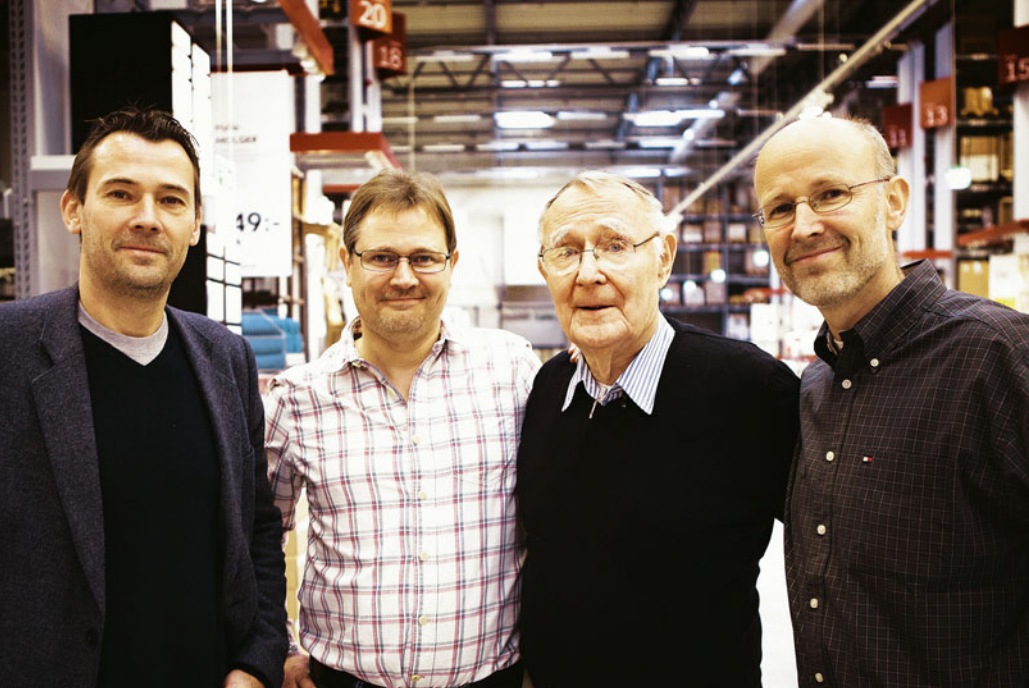


CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL (D. + R.): PICTURE-ALLIANCE / DPA (L.)

Produktion im DDR-Betrieb VEB Polstermöbel Rabenau 1978



Ikea-Produkt- und -Designchefin Petersson-Lind



Vater Ingvar Kamprad (2. v. r.), Söhne Jonas, Mathias, Peter: „Auf der Seite der vielen Menschen“

das sich aus einem Ideal speist, das in Kurzform heißt: Design für alle.

Das Problem an diesem Ideal ist: Es führt dazu, dass irgendwann alles den gleichen Look hat. Ein Problem, dessen sich Tina Petersson-Lind durchaus bewusst ist. Sie ist seit 25 Jahren bei Ikea, seit 5 Jahren als Produkt- und Designchefin des Konzerns verantwortlich für 10 000 Artikel, von denen jedes Jahr 3000 ausgetauscht werden.

Bloß zwölf festangestellte Designer arbeiten bei Ikea, dazu kommen 72 Freiberufler. Außerdem ein paar Dutzend Produktmanager. Ihr Domizil ist ein Großraumbüro im ersten Stock, in Grautönen gehalten wie die Sachbearbeitung einer Versicherung. Kreativität ist hier keine Frage von Geniestreichen, sondern der Organisation. Jedes neu zu schaffende Sofa, jedes Kissen wird in ein Raster aus vier mal vier Kästchen eingeordnet, das sich aus vier Stilrichtungen und vier Preissegmenten zusammensetzt. Die Stilrichtungen heißen: „Scandinavian Modern“, „Popular Modern“, „Scandinavian Traditional“ und „Popular Traditional“.

Was darüber hinausreicht, existiert nicht im Reich von Ikea. Doch erstaunlicherweise reichen die paar Kästchen offenbar aus, den Geschmack der Welt abzubilden. „Es gibt nur wenige Unterschiede zwischen den Ländern“, sagt Petersson-Lind.

Aber wie passt das zusammen, dieses kleine Karo der Stile, die globale Geschmacksherrschaft, die Allgegenwart der Ikea-Gläser, -Schränke, -Regale, -Sofas in den Wohnungen der Welt – und die ständige Aufforderung an die Kunden, ihr Zuhause mit Ikea zu einem ganz persönlichen Zuhause werden zu lassen? Mit Möbeln, die jeder andere auch hat?

Die eine Antwort ist, dass Ikea daran arbeitet, die Möbel persönlicher werden zu lassen. „Derzeit denken wir in meiner Abteilung darüber nach“, sagt Petersson-Lind, „ob Ikea nicht künftig anbieten sollte, dass jeder Kunde auf seine Couchtische, Küchenmöbel und Wohnzimmer-schränke eigene Muster und Bilder drucken lassen kann.“

Die andere Antwort ist, dass Möbel von Ikea den kleinsten gemeinsamen Nenner der Welt bilden. Dass Ikea an der Vereinheitlichung der Welt arbeitet wie Coca-Cola und Burger King, Apple und Starbucks auch. Dass sein Design längst nicht mehr schwedisch-egalitär ist, sondern global-egal. So wie Ikea längst kein schwedischer Konzern mehr ist – auch wenn der Konzern viel tut, um so zu wirken. Und das mit gutem Grund.

Die Marke

„Es gibt vieles, was man vom Ikea-Konzept kopieren kann, aber das Schwedische ist unser Alleinstellungsmerkmal“, sagt Thomas Bergström, Chef der Franchise-Tochter von Ikea, Inter Ikea Sys-

Am Ende der Schulung endlich, bei Station 18, gerät der Besucher vor eine Wand mit Karteikarten. Hier werden Banalitäten zu lösungsorientierten Innovationen: Es sind die verschiedenen „Herausforderungen“ über all die Jahre formuliert, die Ikea zu bewältigen hatte.

Auf Karte 27 heißt es: „Nach dem Kassieren sind die meisten Kunden müde, hungrig und ungnädig.“ Als Lösung steht darunter: „Einen positiven Eindruck in Verbindung mit einer dramatischen Niedrigpreisbotschaft erzeugen. Die Idee des Hotdog für fünf schwedische Kronen war geboren.“

Und was haben wir daraus gelernt? Auch das soll das Nachwuchsmanagement zu Papier bringen, auf Karteikarten unter den Stichwörtern „Stop doing“ in Rot und „Start doing“ in Grün. Die Antworten, wie die Mitarbeiter nun also ihr eigenes Leben umkrempeln wollen, hängen an einer Pinnwand: „Unnütz Auto fahren“? „Zu viel fliegen“? „Müll verursachen“? Bäääh! – „Spazieren gehen“? „Ehrenamtlich arbeiten“? „Sich weiterbilden“? Toll!

Die Slogans verfolgen die Mitarbeiter bis aufs Klo: Dort feiert Ikea sein Konzept selbst als „soziales und kulturelles Phänomen“ und zitiert Stimmen, die sagen, dass das „Ikea-Konzept mehr zur Demokratisierung der Welt beigetragen hat als viele politische Anstrengungen zusammen“.

Börje Lindgren hat dieses Glaubensbekenntnis wie kein anderer verinnerlicht, seit den siebziger Jahren ist er Produktentwickler bei Ikea. Jahrelang hat er an der Entwicklung des „Billy“-Regals mitgearbeitet. Heute leitet er die Abteilung.

Lindgren ist ein freundlicher kleiner Mann, ein Turnschuhträger mit schütterem Haar. Kein Freund großer Worte. Aber wenn er von Optimierung und Materialersparnis erzählen kann, startet Lindgren einen wahren Redeschwall.

„Sehen Sie hier“, sagt er und zeigt auf zwei vermeintlich identische Kunststoffschrauben. „Erkennen Sie den Unterschied?“ Die Schrauben sind gleich lang, gleich dick. Doch dann deutet Lindgren auf die Stelle unterhalb des Schraubenkopfs. In die Rundung sind jeweils vier kleine Nuten von höchstens neun Millimeter Länge und einem Millimeter Tiefe eingefräst. „Das entspricht einer Gewichts- und Materialersparnis von 0,1 Gramm pro Schraube – bei gleichbleibender Qualität“, sagt Lindgren. 300 Millionen solcher Schrauben werden Jahr für Jahr in Ikea-Möbeln verbaut. Seitdem in der Schraube die vier Nuten eingefräst sind, spart der Konzern eine Million Schwedische Kronen jährlich.

Derzeit arbeitet Lindgren daran, die Wohnzimmerschränkwand „Bestå“ noch billiger herzustellen. Denn Echtholz ist teuer, Kunststofffolie schwer. Nach seiner Materialrevolution werden nicht nur die Hohlräume aus Papier bestehen, sondern auch die Oberflächen. Im Auftrag von Lindgren hat eine japanische Firma ein täuschend echt wirkendes Furnier aus Papier entwickelt. „Das wiegt nur noch 30 Gramm pro Quadratmeter“, sagt Lindgren, „das ist ein Quantensprung.“

Es gibt viele Börje Lindgrens in Älmhult, viele Tüftler, viele vom Projekt Ikea Überzeugte wie etwa den Chef des konzerneigenen Testlabors, Mattias Andersson, der voller Begeisterung erzählt, wie seine Leute neue Ikea-Produkte prüfen, wie Roboter Türen 10 000-mal auf- und zumachen, Matratzen beschweren, ja selbst bei einem simplen Seifenspender 9000-mal auf die Düse drücken.

Sie sind nicht wegen des kostenlosen Fitnessstudios hier, wegen des Gemeinschaftszentrums, in dem auch Ikea-Renter noch umsonst einen Kaffee bekommen, sondern weil sie irgendwie alle an dieses Projekt Ikea zu glauben scheinen,

HENRIK PETERSSON

Die Geburt eines Giganten

Ikeas Aufstieg zum größten Möbelkonzern der Welt

1943
Ingvar Kamprad gründet Ikea. Der Name steht für Ingvar **Kamprad** **Elmtaryd** (Hof der Eltern) **Agunnaryd** (Heimatsdorf). Er verkauft zunächst Stifte, Portemonnaies, Bilderrahmen, Tischläufer, Uhren, Schmuck und Nylonstrumpfhosen.

1948
Möbel werden in das Sortiment aufgenommen. Sie werden von lokalen Herstellern in der Nähe von Kamprads Wohnort produziert. Die Nachfrage ist groß, die Sparte expandiert.

1952
Der Umsatz des Unternehmens beträgt 1 Mio. Schwedische Kronen (SEK).

1953
Kamprad eröffnet im südschwedischen Dorf Älmhult einen Ausstellungsraum für Möbel. Hier steht bis heute die Verwaltungszentrale des Konzerns.

1959
Ikea hat jetzt **100** Mitarbeiter.

1963
Ikea geht ins Ausland: Filiale in Oslo.

1965
Flagship-Store in Stockholm mit Selbstbedienungsladen

1972
Umsatz steigt auf 300 Mio. SEK.

1974
Erster deutscher Ikea in München

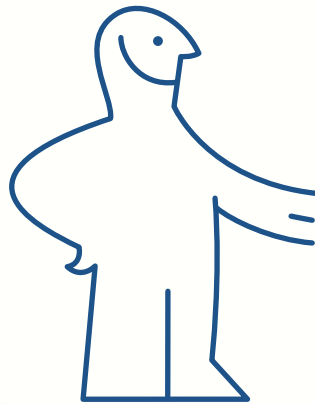
1975
Ikea in Hongkong

1976
Sessel „Poem“ (Vorläufer des Klassikers „Poäng“)

1978
3 Mrd. SEK Umsatz an 21 Standorten

1979
Bücherregal „Billy“ und Sofa „Klippan“ im Sortiment

80
Millionen Hotdogs lassen sich die Kunden jährlich schmecken.



Angeblich wurde jeder **10.** Westeuropäer in einem Ikea-Bett gezeugt.



50
Millionen Inbusschlüssel helfen jährlich beim Aufbau der Möbel.



1984
Der Kundenclub „Ikea Family“ entsteht. Heute hat er etwa 15 Mio. Mitglieder.

1983
6000 Mitarbeiter und Ladenöffnung in Saudi-Arabien

1982
Gefängnisinsassen in der DDR müssen, mit Wissen des Konzerns, Möbel produzieren.

1982
Der Ikea-Konzern entsteht. Eigentümerin ist die „Stichting Ingka Foundation“ mit Sitz in den Niederlanden.

2012
Mitarbeiter in Frankreich sollen bespitzelt worden sein.

2006
Über **100 000** Mitarbeiter

2004
200. Möbelhaus in New Haven (USA)

2002
Öko-Test weist in einigen Billy-Regalen Formaldehyd nach.

Heute arbeiten für das größte Möbelhaus der Welt 131 000 Menschen in 41 Ländern; der Konzernumsatz wird auf **27,5 Mrd. €** geschätzt.

Verkaufsfläche weltweit

9,5 km²

zum Vergleich:
Monaco
2,0 km²

Geschäftsjahr 2012

2001
Verlegung der Konzernzentrale nach Leiden (Niederlande)

2000
Start des Online-Shoppings; Ikea in Moskau

1998
Der erste chinesische Ikea eröffnet in Shanghai.

1997
Sortiment für Kinder – Ikea-Kinderwelt; Ikea im Internet

1994
Ingvar Kamprad muss sich zu seiner rechtsextremistischen Vergangenheit äußern.

1986
Anders Moberg löst Kamprad als Konzernchef ab. Kamprad wird Berater der Muttergesellschaft Ingka Holding B.V.

1985
Weltweit **10 000** Mitarbeiter und über 60 Märkte

480

Millionen Portionen Köttbullar werden jährlich verkauft.



Prinzip Wachstum

Veränderung des Umsatzes gegenüber 2000, in Prozent



Quelle: Wieselhuber & Partner

2000 2005 2010 2011



CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

Ikea-Manager Bergström: „Wie Sie sehen, bin ich im Anzug nicht wirklich ich selbst“

tems, und damit Herr über das, was für die Firma am wichtigsten ist: die Marke. Ausgerechnet er sagt das, der selbst weit weg von Älmhult im niederländischen Delft sitzt. Das Schweden-Image wird gepflegt – in den Niederlanden.

Es wird dort gepflegt, indem bei jedem neuen Produkt wie im Zwang nach einem Namen gesucht wird, der möglichst den kleinen Kringel über dem a enthält. Es wird gepflegt, indem man den Sprecher der Fernsehwerbung, Jonas, einen schwedischen Akzent imitieren lässt. Das Schwedische steht für das Anderssein. Irgendwie netter, irgendwie menschlicher. Irgendwie besser. Auch Bergström ist, natürlich, ein ganz Netter.

An einem Abend im November betritt er die Bühne der Aula der Universität im belgischen Antwerpen. Er trägt Anzug, Hemd, Krawatte. Er beginnt seinen Vortrag mit Fotos, sie zeigen ihn bei einem Geschäftsführertreffen, mit Politikern aus Älmhult und vor der Ikea-Zentrale im holländischen Delft. Auf allen Fotos trägt Bergström Stoffhose und Pullover. „Wie Sie sehen, bin ich im Anzug nicht wirklich ich selbst“, sagt er dann. „Deshalb werden Sie es mir hoffentlich auch nicht übelnehmen, wenn ich erst mal versuche, ein bisschen mehr ich selbst zu sein“ – spricht es, entledigt sich seiner Krawatte und lockert unter erstem Beifall des Publikums seinen Hemdkragen.

Bergström ist hier, um einen Preis für Ikea entgegenzunehmen, der sich pompös „Global Citizen Award“ nennt. Eine Gelegenheit, die Bergström nicht ungenutzt verstreichen lässt. Er zeigt Filmchen, in denen Ikea-Angestellte über ihre Erfahrungen sprechen. Da erzählt eine Anna aus Kanada, dass sie unbedingt ein bestimmtes Sofa im Sortiment haben wollte, ihr Chef aber dagegen gewesen sei. Sie habe insistiert, sei schließlich in Tränen ausgebrochen, bis er gesagt habe: „Dann soll Anna

eben ihr Sofa haben.“ Es sei zum Verkaufschlager geworden. Eine Mitarbeiterin aus Seattle berichtet, wie sie sich gemeinsam mit ihren Kollegen die Haare abasierte – aus Solidarität mit ihrer krebskranken Chefin. Es klingt nach einem Unternehmen, das zu gut ist, um echt zu sein.

Was Bergström nicht erwähnt, ist die Struktur des Ikea-Reichs, in der seine Franchise-Tochter Inter Ikea Systems nur ein Puzzleteil ist. Ikea ist nicht ein Unternehmen, es ist ein Netz aus Firmen und Stiftungen, Tochtergesellschaften und Holdings. Es ist ein Konstrukt, in dem die Milliarden hin und her geschoben werden, so dass am Ende niemand mehr weiß, wen Ikea eigentlich reich macht.

Die Schaltzentrale

Die Bargelaan-Straße 20 im niederländischen Leiden ist ein schlichter Neubau aus rotem Klinker, unmittelbar neben dem Bahnhof der Stadt. In dem Gebäudekomplex hat sich ein Copyshop eingemietet. Hier sitzt die Ingka Holding BV, die Muttergesellschaft, mit einem Eigenkapital von 25 Milliarden Euro. Besser müsste es heißen: die Schaltzentrale. Wenn in Älmhult das Herz von Ikea ist, hier in Leiden ist das Gehirn. Ganze drei DIN-A4-Seiten braucht man, um aus dem Handelsregister allein die Struktur der Ingka Holding abzubilden. Ikea Financial Assets, Ikea Services, Ikea Finnish Real Estate oder Ikea Capital heißen die insgesamt 20 Tochtergesellschaften, die wiederum 20 Subgesellschaften haben, die wiederum Töchter haben.

Schon vor Jahren hat Ikea-Gründer Kamprad sein Reich der Öffentlichkeit entzogen. Unter dem Dach von zwei milliardenschweren Stiftungen in Liechtenstein und den Niederlanden und einer Offshore-Gesellschaft, die ihren Sitz auf den Niederländischen Antillen hat, schuf er ein Netz aus Holdings, Firmen und Geldtransfers.

Das undurchschaubare Netz dient aber zwei klaren Zielen: das Unternehmen sowohl von außen als auch von innen so unangreifbar wie möglich zu machen und möglichst wenig Steuern zu zahlen.

Wichtig sind zwei Stiftungen: Die Ingka-Stiftung kontrolliert die Möbelhäuser, die Interogo-Stiftung in Liechtenstein das Franchise-Geschäft. Alle Geschäfte abseits der Ikea-Welt organisieren die drei Kamprad-Söhne über die Ikano-Gruppe auf den Niederländischen Antillen. Wer in den Stiftungen das Sagen hat, ist nicht bekannt. Nach wie vor aber soll das die Familie Kamprad sein.

„Durch dieses Konstrukt spart Ikea heute rund 150 Millionen Euro Steuern im Jahr, in den vergangenen 20 Jahren also weit mehr als zwei Milliarden Euro“, sagt Stellan Björk, ein schwedischer Journalist, der die Strukturen des Ikea-Konzerns kennt wie wohl kein anderer.

Durch das Lizenzverfahren sowie die Interogo-Stiftung in Liechtenstein habe man ein irrsinniges Kapital anhäufen können, von dem die Öffentlichkeit bis vor wenigen Jahren nichts wusste. „Aus Sicht des Konzerns ist dieser Aufbau logisch“, sagt Björk. „Ikea betont immer wieder, ein kostensparender Konzern zu sein – und Steuern sind für das Unternehmen nichts anderes als Kosten. Kein Wunder also, dass es alles daran setzt, auch diese zu minimieren – gleichzeitig sichert sich Kamprad durch die Stiftung maximalen Einfluss auf das Unternehmen.“

Für Franchise-Chef Bergström ist das nicht ehrenrührig. Die günstigen Preise könne man nur anbieten, weil man die Kosten reduziere, und Steuern seien nun mal Kosten, sagt er. Ikea zahle in jedem Land die gesetzlich vorgeschriebenen Steuern. Die Gewerkschaft Ver.di hat für diese Art der Argumentation wenig übrig. Dass Ikea auf gerade mal 20 Prozent Steuern stolz ist, ärgert die Gewerkschaft: „Betriebswirtschaftlich ist das rational, volkswirtschaftlich ist es schädlich, und moralisch-ethisch ist es asozial.“

Das Geheimnis des Erfolgs

Es ist Vorweihnachtszeit, und bei Ikea in Hamburg stehen Kerzen vorn am Eingang im ersten Stock, da, wo die Möbelausstellung beginnt. Dicke weiße Blockkerzen. „Fenomen“ heißen sie, 2,29 Euro kosten sie. Sie stehen kistenweise da, bestimmt ein Kubikmeter.

BTI heißen solche Lockvögel intern, „breath taking items“, den Atem raubende Angebote. Sie haben vor allem einen Zweck: dem Kunden das Portemonnaie zu öffnen. Je früher sich einer darauf einstellt, dass er hier und heute Geld ausgibt, so das Kalkül, desto mehr wird er am Ende in der Kasse lassen.

Die meisten Kunden nehmen zumindest eine der Kerzen in die Hand. Das ist kein Zufall – so wie nichts in den Ikea-Häusern



SIEMENS

Die Stadt der Zukunft ist eine, die nichts auf morgen verschiebt.

Deutschland geht neue Wege. Mit Antworten für nachhaltige Stadtentwicklung.

Städte sind die Impulsgeber unserer Gesellschaft. Doch auch beim Klimawandel liegen sie vorn: Heute sind Städte für rund zwei Drittel des weltweiten Energieverbrauchs und für bis zu 70% der weltweiten Treibhausgas-Emissionen verantwortlich. Und die urbanen Zentren wachsen.

Geht der Klimawandel heute vielfach von Städten aus, bieten sich genau hier auch zahlreiche Möglichkeiten, ihn zu bekämpfen. So lassen sich CO₂-Emissionen von Gebäuden mit energieeffizienter Technik um bis zu 50% senken. Aber nicht nur die Zukunft des Klimas entscheidet sich in den Städten: Als Wirtschafts- und Lebenszentren, deren Bruttonationaleinkommen dem ganzen Länder entsprechen kann, sind Städte auch Ausgangspunkt für nachhaltige Entwicklung überhaupt.

Berlin, Hamburg, München: Städte bringen Menschen, Wirtschaft und Klimaschutz gewinnbringend zusammen, indem sie konsequent auf zukunftsweisende Technologien setzen. München, zum Beispiel, möchte bis 2030 seine CO₂-Emissionen pro Einwohner im Vergleich zu 1990 halbieren. Und bis zum Jahr 2025 so viel Ökostrom erzeugen lassen, wie zur Versorgung der gesamten Stadt notwendig ist. Und München ist nicht allein: Überall in Deutschland und auf der Welt arbeiten Planer und Entscheider daran, Konzepte für die Stadt von morgen in die Tat umzusetzen.

Die Antworten für die Stadt der Zukunft sind da. Und die Zeit für neue Wege ist jetzt. Denn die Welt von morgen braucht unsere Antworten schon heute.

siemens.com/answers

Baden wünscht
genussreiche Festtage!



**Probierpaket
FESTTAGS-EDITION!**

Jetzt bestellen unter
www.badischerwein.de

Knisterndes Kaminfeuer, besinnliches Kerzenlicht, ein herrlich duftendes Festtagsmenü – und Badens exklusive Weine!

Was kann es Schöneres geben, als im Kreise der Familie die Feiertage zu genießen oder mit Freunden ins neue Jahr zu starten? Die Einladungen sind verschickt, das Menü ist zusammengestellt und die Vorfreude groß. Dann brauchen Sie nur noch die passende Begleitung!

Testen Sie unsere Festtags-Edition 2012 mit prämierten Weinen Badens – unsere Empfehlung für die schönsten Stunden des Jahres!

Katharina Zimmer
Badische Weinkönigin 2012/13



BADISCHER WEIN
Von der Sonne verwöhnt

Titel

„Am Ende entscheiden wir“

Ikea-Chef Mikael Ohlsson, 54, über den schwindenden Einfluss von Gründer Ingvar Kamprad

SPIEGEL: Greift Ikea-Gründer Ingvar Kamprad noch ins Tagesgeschäft ein?

Ohlsson: Er ist 86 Jahre alt. Er hat das Unternehmen mit 17 gegründet. Er hat sein Leben dafür gelebt. Aber der Übergang hält schon 25 Jahre an, er hat sich immer mehr aus dem operativen Geschäft zurückgezogen. Seit 15 Jahren ist er unser Senior-Berater.

SPIEGEL: Was macht er da?

Ohlsson: Wir haben ein Management-Team, wir haben einen Aufsichtsrat. Ich kenne Ingvar sehr lange, man trifft sich mit ihm fünf- bis sechsmal im Jahr. Als Gründer inspiriert er natürlich alle, aber er greift nicht ins operative Geschäft ein. Sein Einfluss ist da nur noch sehr gering.

SPIEGEL: Und wenn er doch mal interveniert? Bei der Entscheidung, Fernseher ins Ikea-Sortiment aufzunehmen, soll das der Fall gewesen sein.

Ohlsson: Dann sagt er seine Meinung, und wir entscheiden trotzdem so, wie wir es für richtig halten. Wir werden integrierte Home-Entertainment-Systeme ins Angebot aufnehmen, in fünf Märkten wird das gerade getestet. Früher war die Stärke von Ikea die Anwesenheit von Ingvar. Er hat diese Stärke auf die Organisation als Ganzes übertragen.

SPIEGEL: Ist es nicht ein Widerspruch, sich als soziales Unternehmen darzustellen, andererseits aber Steuern zu umgehen, wo es nur möglich ist?

Ohlsson: In jedem Markt, in dem wir tätig sind, zahlen wir die Steuern, die wir zahlen müssen. Das sind 21 Prozent in der gesamten Ikea-Gruppe, also 780 Millionen Euro plus Grundsteuer im letzten Jahr. Wir halten uns an Standards und Gesetze. Wir mögen es aber nicht, doppelt Steuern zu zahlen oder mehr, als wir müssen.

SPIEGEL: Warum ist Ihre Konzernzentrale nicht in Schweden?

Ohlsson: Die Ikea-Gruppe hat ihren Konzernsitz in den Niederlanden, weil Herr Kamprad 1982 das Unternehmen

in eine Stiftung dorthin übertragen hat. Die Ikea-Gruppe und Inter Ikea sind zwei unterschiedliche Unternehmen mit unterschiedlichen Eigentümern.

SPIEGEL: Konnte man Ikea nicht in eine schwedische Stiftung übertragen?

Ohlsson: Man wollte Ikea absichern für die Zukunft.

SPIEGEL: Das ging in Schweden nicht?

Ohlsson: Das weiß ich nicht. Es war Ingvars Entscheidung. Ikea sollte auch dann sicher sein, wenn er einmal tot ist, unabhängig davon, was seine Nachfahren planen. Das war eine gute und sehr langfristige Entscheidung.

Wir sind von keiner Börse abhängig und müssen auf keine Gesellschafter Rücksicht nehmen.

SPIEGEL: Ikea ist bekannt dafür, nicht nur bei den Steuern zu sparen, sondern auch bei den Löhnen.

Ohlsson: Wir zahlen immer den Durchschnittsverdienst einer Berufsgruppe des jeweiligen Landes, ob das eine Kassiererin ist, eine Designerin, ein Lastwagenfahrer oder ein Manager, wie ich es bin. Es gibt keine

Ausschläge nach oben und keine nach unten. Der wesentliche Ansporn bei Ikea ist niemals das Gehalt.

SPIEGEL: Wie viele neue Ikea-Filialen verträgt das Unternehmen?

Ohlsson: Wir haben in der Vergangenheit zwischen 5 und 12 Läden pro Jahr neu eröffnet. Künftig werden es zwischen 20 und 30 neue Läden jährlich sein. Allein in China wollen wir die Zahl unserer Filialen verdreifachen. Statt einer sollen dort drei pro Jahr neu eröffnen.

SPIEGEL: Auch gegen diese schnelle Expansion soll sich Ingvar Kamprad ausgesprochen haben.

Ohlsson: Er ist Senior-Berater. Er gibt seinen Rat, aber am Ende entscheiden wir im Management und im Aufsichtsrat.

Die Langfassung dieses Interviews lesen Sie auf www.spiegel.de.



Ikea-Manager Ohlsson

„Ingvar greift nicht ein“

CARSTEN KOALL / DER SPIEGEL

ohne Absicht geschieht. Der Möbelhändler hat in Jahrzehnten gelernt, seine Kunden zu analysieren, zu steuern, er zählt sie, er weckt Wünsche in ihnen, die sie bis zum Betreten des Ladens nicht hatten.

Wim Neitzert ist Ex-Manager von Ikea. Er hat den Store in München aufgebaut. Das ist zwar Jahre her, aber Neitzert kennt sich immer noch aus. Er berät die Konkurrenz. In der Ikea-Filiale in Regensburg nimmt Neitzert sich eine Tragetasche und hält sie in die Luft. „Was ist wohl der Witz an dieser Tasche?“

Was wohl? Man kann darin Dinge bis zur Kasse tragen. Möglichst viele Dinge.

„Falsch“, ruft Neitzert. „Der Witz ist: Die Hände bleiben frei. Die Hände braucht der Kunde nämlich noch.“

Zumindest bei Ikea. Denn hier soll der Kunde möglichst alles selbst machen. Nicht erst beim Aufbau mit dem Inbusschlüssel. An den meisten Produkten im Laden hängen Zettel, auf denen alles Wichtige draufsteht, und um die zum Lesen heranzuziehen, braucht es freie Hände.

Es sind simple Dinge, die den Erfolg von Ikea ausmachen. Hundertmal erprobt, tausendmal überprüft. Jede neue Idee, die irgendwann auch in den deutschen Stores landet, ist zuvor in Delft überprüft worden. Kein Store-Manager darf wild draufloexperimentieren. Das Concept Center in Delft prüft, und erst wenn nachgewiesen ist, dass die Idee für mehr Umsatz sorgt oder die Kunden lieber kommen, darf sie weltweit angewandt werden.

Zurzeit ist in Delft ein Leuchtdisplay in der Testphase, das schon am Eingang zum Laden die Speisekarte des Restaurants zeigt. Überhaupt probieren sie in Delft viel am Restaurant herum. Ob die Kunden hohe Tische mögen, ob sie für ein frisch gegrilltes Steak sieben Euro zahlen. Das Restaurant ist wichtig. Hier werden zwar nur sechs Prozent des Umsatzes erzielt. Aber hier sitzen die Kunden, ruhen sich aus, reden über Möbel und entscheiden sich, weil es gerade so behaglich ist, zum Kauf. Das Restaurant, hat Kamprad gesagt, „ist unser bester Sofaverkäufer“.

Ex-Ikea-Manager Neitzert führt weiter durch den Laden, wie ein Chemiker durch eine Versuchsanordnung. Er analysiert die Laufwege der Kunden, sagt genau voraus, an welcher Stelle sie gebannt stehen bleiben sollen und wie sie, fasziniert von einem preiswerten Sofa, immer weiter in die Ausstellung hineingezogen werden und schließlich bei einem teuren landen. Wie sie zigital abbiegen müssen, weil das Ladenlayout es so vorgibt, und dabei immer wieder vor neue verlockende Angebote gelenkt werden.

In manchen Filialen wird der Kunde bis zu 84-mal zum Abbiegen gezwungen. Fast 30-mal hat er die Möglichkeit, sich eine der gelben Taschen zu greifen.

Es geht wie auf Schienen von Attraktion zu Attraktion, wie bei einer Konsum-



Kunden in der Ikea-Filiale in Shenzhen, China: Global-egal statt schwedisch-egalitär

geisterbahn, aus der der Kunde nicht aussteigen kann. An Dutzenden Produkten läuft er mehrmals vorbei, permanent poppt irgendwo ein Sonderpreis ins Blickfeld. „Ein komplettes Kinderzimmer für 447,98 Euro“. „Rahmen ‚Ribba‘: 2,59 Euro“, „Tischleuchte ‚Knubbig‘: 7,99 Euro“.

„Ikea nutzt sehr geschickt den Mere-Exposure-Effekt“, sagt die Konsumverhaltensforscherin Andrea Gröppel-Klein. „Dinge, die man oft sieht, werden sympathisch.“ Und Dinge, die einen Namen haben, rücken einem näher. Selbst wenn sie „Ivar“, „Pöäng“ und „Knubbig“ heißen.

Neitzert hat dazu eine schöne Anekdote parat. Ein paar Mitarbeiter damals in München fanden es bloß albern, dass sie Tische und Stühle verkaufen sollten, die Namen trugen. Ein schwedischer Ikea-Mann habe darauf ein Experiment gemacht. „Ihr glaubt, Namen haben keinen Einfluss auf den Verkauf?“, fragte er. Dann nahm er das Schild „Sörgarden“ von einem Tisch und ersetzte es durch „Stalingrad“. Der Absatz brach auf ein Fünftel ein.

„Es gibt hier keinen Quadratzentimeter“, sagt der Ex-Ikea-Manager, „der nicht hundertprozentig mit Zahlen belegt ist.“ Ikea weiß so viel über seine Kunden, dass selbst Facebook und Google neidisch werden könnten. Und Ikea macht das schon ein paar Jahre länger. Ikea-Mitarbeiter laufen in allen Läden Kunden mit Klemmbrettern hinterher, auf denen sie genau notieren, wer wann wie reagiert hat, was er oder sie gekauft hat, an welchen BTI er oder sie vorbeigelatscht ist, ohne dass der Atem stockte.

Ikea-Mitarbeiter besuchen Kunden zu Hause, schauen sich deren Wohnungen an, suchen Wohnprobleme für spätere Wohnlösungen. Und zwar nicht nur deutschlandweit, sondern für jeden einzelnen Store.

Ikea-Mitarbeiter mieten sich sogar zu Meetings in den Häusern von Kunden

ein. Zweimal im Jahr hat das etwa die deutsche Marketingabteilung gemacht, erzählt Claudia Willvonseder. Die heutige Marketingchefin des Konzerns war bis vor wenigen Monaten noch für das deutsche Marketing zuständig.

„Wir wollen sehen, wie etwa Familienleben heute wirklich aussieht. Nur dann geschieht es auch, dass der Kunde zu uns kommt und sagt: Die verstehen mich.“ Im Ikea-Katalog, in TV-Spots und in den Ikea-Family-Mitgliederzeitschriften taucht deshalb eher selten die „Vater-Mutter-zwei-Kinder-Familie beim Rama-Frühstück“ auf, wie Willvonseder das formuliert.

„Wir erzählen da lieber von einer alleinerziehenden Mutter und einem alleinerziehenden Vater mit jeweils einem Kind, die zusammenziehen – und die Kinder haben keine Lust darauf.“ Der Wunsch nach Realismus ist so groß, dass für den Katalog keine Models gebucht werden, sondern Ikea-Mitarbeiter.

373 Euro gaben die Deutschen pro Kopf im vergangenen Jahr für Möbel aus. Etwa 20 Prozent davon lassen sie bei Ikea, mehr als in irgendeinem anderen Möbelgeschäft. „Es ist frappierend“, sagt Unternehmensberater Timo Renz von Wieselhuber & Partner, „der deutsche Möbelhandel nimmt Ikea gar nicht mehr als Wettbewerber wahr. Die sehen Ikea als eine Klasse für sich und greifen deshalb auch nur zaghaft an.“

Das liegt auch daran, dass die Schweden ihr Sortiment komplett anders organisieren. Möbelhäuser wie XXXLutz, Möbel Höffner und Segmüller haben Einkäufer, die sich auf Messen anschauen, was Einrichtungshersteller anbieten. Ikea dagegen befragt die Kunden – und entwickelt in Eigenregie sein Sortiment.

Und dann ist da noch eine Sache, die Ikea offenbar besser verstanden hat als die Konkurrenz. Die wenigsten Kunden wissen überhaupt, was für Möbel sie su-



dingungen von Ikea-Zulieferern in Bangladesch und Thailand untersucht und festgestellt, dass vor allem die Bereiche Bezahlung und Arbeitszeiten nicht „IWay“-konform sind. Selbst in Italien protestierten Mitarbeiter von Ikea-Zulieferern gegen schlechte Verträge und unbezahlte Überstunden. Bereits im Jahr 2005 waren elf Fälle von Kinderarbeit in Südasiens und China bekanntgeworden. 2008 hatten Ikea-Angestellte in den USA Probleme, einen Betriebsrat zu gründen, 2009 wehrten sich Angestellte in einer türkischen Textilfabrik gegen Arbeitsrechtsverletzungen.

Und in China, jenem Land, in dem Ikea-Deutschland-Chef Betzel unmenschliche Arbeitsbedingungen zu hundert Prozent ausschließen will, hat China Labor Watch in einem Report vielfältige Arbeitsrechtsverletzungen festgestellt – darunter exzessive Überstunden ohne angemessene Bezahlung, fehlende Unfallversicherungen, verbale und körperliche Belästigungen sowie schlecht gesicherte Arbeitsplätze. „Die Bedingungen in China in der Möbelherstellung sind hart“, kritisiert Li Qiang von China Labor Watch und kündigt an, in Zukunft gerade Ikeas Zulieferer in China mehr unter die Lupe zu nehmen.

Dazu kommen Umweltprobleme: Stolz verkündete Ikea, Filialen nicht mehr nur am Stadtrand an Autobahnabfahrten bauen zu wollen, sondern auch in Innenstädten. In Hamburg-Altona wird am 19. Dezember der Grundstein für den ersten innerstädtischen Laden gelegt. Doch das Vorhaben wurde lange mit Skepsis begleitet. Anwohner befürchten, dass Autokarawanen die Stadt verstopfen und Abgase die Luft verpesten.

Auch mit Greenpeace liegt Ikea im Clinch. Die Umweltschützer kritisieren den massenhaften Verbrauch von Palmöl als Rohstoff für die Hunderte Millionen Kerzen, die Organisation „Rettet den Regenwald“ den illegalen Holzkahlschlag in den letzten Urwäldern dieser Erde.

Spricht man ihn auf die Kritik an, wird Nachhaltigkeitsmanager Howard zickig. Wie auf Knopfdruck fängt er an, die Arbeit von Ikea zu verteidigen. Er spricht davon, dass man die Zahl der Zulieferer auf 1100 verringert habe, mit 80 eigenen und zusätzlichen externen Auditoren zusammenarbeite; dass man sich im August dieses Jahres von 70 Zulieferern getrennt habe, weil die sich nicht an die Standards gehalten hätten; dass man mit recyceltem Holz experimentiere, nach Alternativen zu Palmöl suche; dass man mit der Regierung von Bangladesch über eine Anhebung des Mindestlohns verhandle und von 2016 an nur noch LED-Lampen anbieten wolle, weil die weniger Energie brauchten. Er klingt so überzeugt wie alle, die bei Ikea über Ikea reden. Aber die Zukunft von Ikea ist nicht bloß LED und recyceltes Holz.

Proteste gegen Ikea in Piacenza, Italien: Anspruch und Wirklichkeit nicht deckungsgleich

chen, und noch weniger wissen sie, wie sie eine ganze Wohnung so einrichten sollen, dass sie sich darin wohl fühlen.

Bei Ikea stehen die Möbel in Milieus. In komplett eingerichteten Wohnzimmern, Schlafzimmern, Küchen – ja ganzen Wohnungen, die so aussehen, als wäre der Besitzer nur gerade zum Zeitungholen aus der Tür raus. „Wer weiß schon, welche Lampen, Kissen, Bezüge und Decken zusammenpassen“, sagt der Ex-Manager. „Ikea nimmt das dem Kunden ab. Und wer sich dann das neue Sofa doch nicht kaufen will, der nimmt dann wenigstens Kissen, Lampe und Decke mit.“

Die Glaubwürdigkeit

Die Frage kommt zielgenau, der scharfe Ton duldet keine Ausflüchte: „Können Sie garantieren, dass Ikea künftig nichts mehr unter unmenschlichen Bedingungen herstellt? Sie produzieren doch in China, das ist auch ein kommunistisches Land, wie wollen Sie das kontrollieren?“

Peter Betzel sitzt auf einem kleinen, improvisierten Podium im Bildungszentrum der Stasi-Unterlagen-Behörde. Der Ikea-Deutschland-Chef ringt sich zu einer riskanten Antwort durch: „Das, was in der DDR passiert ist, können wir quasi zu hundert Prozent ausschließen.“

Es ist Mitte November, und Betzel hat gerade eine Untersuchung vorgestellt, die kein gutes Licht auf den Wohlfühl-Konzern wirft. Anfang Mai waren Vorwürfe laut geworden, Ikea habe in den achtziger Jahren Möbel auch in DDR-Gefängnissen produzieren lassen. Jetzt muss Betzel zugeben: Ja, der Konzern habe in Haftanstalten produzieren lassen. Ja, der Konzern wusste davon. Nein, das habe den Konzern nicht davon abgehalten, von den billigen Produktionspreisen zu profitieren. Man müsse das im Kontext der Zeit und der politischen Situation sehen, trotzdem tue es ihm sehr, sehr leid.

Es ist wohl der größte Kotau, den ein Unternehmenschef in den vergangenen Jahren in Deutschland geleistet hat – denn tatsächlich haben die Vorwürfe den Konzern an seiner empfindlichsten Stelle getroffen: seiner Glaubwürdigkeit. In den nächsten Jahren wird es nicht mehr um Zwangsarbeit gehen, sondern um Nachhaltigkeit. Um die Frage, ob es Ikea ernst meint mit dem Erhalt der Wälder, dem Einsparen von Energie, der Vermeidung von Müll.

Hier stecken die Widersprüche, die man so gern weglächelt. Denn natürlich muss man fragen, wie gut ein Unternehmen sein kann, das Nachhaltigkeit propagiert, aber auf Gewinnmaximierung und Wachstum fixiert ist; das die CO₂-Reduktion predigt, aber zuletzt 14,5 Millionen Kubikmeter Holz pro Jahr schlagen ließ, viel davon in den letzten Urwäldern der Erde; das nicht bis zum letzten Baumstamm nachweisen kann, ob das Holz aus illegaler Rodung stammt oder nicht.

Es ist keine Frage, dass Ikea an diesen Widersprüchen arbeitet. Die Frage ist, ob das, was der Konzern tut, reicht.

Um zu zeigen, wie ernst es Ikea ist, hat der Konzern an die Spitze der Nachhaltigkeitssektion einen Mann gesetzt, dessen grüne Biografie tadellos ist. Bevor Steve Howard 2011 zu Ikea kam, hat er bei etlichen NGOs gearbeitet, war Mitgründer und Chef der Climate Group, hat bis vor kurzem beim Weltwirtschaftsforum den Bereich Klimawandel betreut und beim WWF einen Standard für nachhaltige Forstwirtschaft entwickelt.

Schon Jahre zuvor hat Ikea einen Lieferantencodex entwickelt. Er heißt „IWay“, und Ikea hält ihn für „einen der fortschrittlichsten und anerkanntesten Lieferantencodices der Welt“.

Doch Anspruch und Wirklichkeit sind nicht immer deckungsgleich. Das niederländische Centre for Research on Multi-national Corporations hat die Arbeitsbe-

Die Zukunft

Die Zukunft von Ikea ist ein zehn Hektar großes Areal in London – und findet incognito statt. Zumindest deutet nichts an diesem Ort auf das etablierte Logo hin, fast wirkt es so, als wolle man den Markennamen bewusst verschweigen. Dafür wird auf überdimensionierten rot, weiß und grün getünchten Bauzäunen werberisches Wohlfühl-Kauderwelsch verbreitet: „Working and Living, Loving and Laughing, Eating and Resting“ steht da. Und gearbeitet, gelebt, geliebt, gelacht, gegessen und gerastet werden soll schon in sechs bis acht Jahren in dieser von Ikea gebauten Wohnsiedlung. Wobei Wohnsiedlung nicht ganz korrekt wäre, es ist ein ganzer Stadtteil, der da im Londoner Osten entsteht, direkt an der High Street gelegen und nur wenige hundert Meter vom Olympiastadion entfernt.

Andrew Cobden, der von Inter Ikea eingesetzte Landeschef von LandProp. Er selbst sitzt in einem mit Ikea-Büromöbeln ausgestatteten Büro in einem restaurierten Loft am Nordostzipfel von „Strand East“ und erklärt das von Kanälen eingefasste Areal. Die Hippie-Hausboote könnten sicher bleiben, sagt der Manager, Flächen würden renaturiert, und die alte Sugar-House-Lane werde zur neuen Flaniermeile ausgebaut. Alles ganz wunderbar.

Dabei geht es in London nicht um Wohnungen für die Ikea-Kunden mit kleinem Geldbeutel. Die Ikea-Philosophie spielt hier gar keine Rolle mehr. Geldverdienen ist endgültig zum Selbstzweck geworden, jeder Vision einer Verbesserung der Welt entkleidet.

„Strand East“ ist ein Stadtteil für Menschen, die Ikea-Möbel nicht brauchen.

orientieren“, sagt der Brite. Wenn es LandProp nicht täte, würde ein anderer Investor die Wohnungen günstig kaufen und sie teuer weiterverkaufen, so Cobdens Argumentation. Diesen Profit wolle man schon gern selbst machen.

Der Mond

Am Ende des öffentlichen Museums in Älmhult hängt ein Acrylgemälde, auf das sie bei Ikea besonders stolz sind. Gemalt hat es der russische Kosmonaut Alexej Leonow. Er war 1965 der erste Mensch, der ein Raumschiff verlassen und einen Spaziergang im All unternommen hat. Sein Bild zeigt die Kraterlandschaft des Mondes, Sternenschweife und am Horizont die blau schimmernde Erde.

Mitten auf den Mond hat Leonow eine Ikea-Filiale gesetzt. Wenn es jemand schafft, dort oben einen Laden zu eröff-



> Das kostenlose Girokonto mit Zufriedenheitsgarantie¹.

- Kostenlose Kontoführung
- Kostenlose Visa-Karte
- Kostenlos Bargeld weltweit²



04106-70 88

www.comdirect.de .comdirect

¹Details unter www.comdirect.de/zufriedenheitsgarantie.

²Im Ausland an Geldautomaten mit der Visa-Karte, im Inland mit der girocard an rund 9.000 Automaten der Commerzbank, Deutschen Bank, HypoVereinsbank und Postbank.

Spätestens 2020 sollen die Industriebrachen verschwinden und mehr als 1200 Wohnungen entstanden sein, knapp 85.000 Quadratmeter Laden- und Büroflächen gebaut worden sein, und ein Hotel mit 350 Betten soll eröffnet haben.

„Strand East“ heißt das Vorhaben, und würde man nicht in irgendwelchen Handelsregistern nachlesen können, dass die ausführende Projektfirma LandProp eine Tochter von Inter Ikea ist, kein Mensch würde die Pläne mit dem Schwedenkonzern in Verbindung bringen.

Das ist gewollt. Denn Ikea plant hier nicht etwa einen neuen Absatzmarkt für seine Möbel – im Gegenteil: Die Wohnungen sollen bewusst nicht schon vorab mit Ikea ausgestattet werden, damit sie sich besser vermarkten lassen. „Wir überlassen es den Leuten, die hier einziehen, wie sie ihre Apartments einrichten“, sagt

„Schon in einem frühen Stadium beim Bau der Sportstätten für die Olympischen Spiele sind die Grundstückspreise enorm gestiegen“, erzählt Cobden. Natürlich hat Ikea längst vor dem Sportereignis begonnen, die Grundstücke zu kaufen, spekuliert nun auf weiter steigende Immobilienpreise und will sie bald gewinnbringend vermarkten. Vermieten oder verkaufen – je nachdem, was sich besser rechnet.

Sein Kalkül scheint aufzugehen. Allein zwischen dem Kauf des Londoner Areals und heute sind die Grundstückspreise in jener Gegend um das Olympiastadion um rund 40 Prozent gestiegen. Das Ganze ist lukrativ und steuersparend dazu.

Wird es in „Strand East“ – ganz im Geiste von Ikea – auch günstige Wohnungen geben? Cobden schüttelt den Kopf. „Wir werden uns an den Marktpreisen

nen, so der russische Ikea-Fan, dann seien das die Schweden. Niemand sonst habe so schöne flache Pakete, niemand sonst könne so problemlos den Mond damit beliefern, sagte er bei der Übergabe scherzhaft. Bei Ikea finden sie das nur wenig übertrieben. Die Museumsführerin zitiert das letzte Postulat aus Kamprads „Testament eines Möbelhändlers“, Vers 9: „Das meiste ist noch nicht getan. Wunderbare Zukunft!“

SUSANNE AMANN, MARKUS BRAUCK,
JANKO TIETZ



Video: Janko Tietz über die Recherchen beim Möbelgiganten Ikea

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app502012ikea

DEUTSCHE BANK

Wettlauf gegen die Vergangenheit

Ein ehemaliger Mitarbeiter bringt Deutschlands größte Bank in Bedrängnis. Der Vorwurf: Das Institut hat in der Finanzkrise seine Bilanz geschönt und milliardenschwere Verluste verschwiegen. Sonst hätte es möglicherweise vom Staat gerettet werden müssen.

Zentrale der
Deutschen Bank
in Frankfurt
am Main

RAULH ORLOWSKI / REUTERS

Eine Spezialität der New Yorker Anwaltskanzlei Labaton Sucharow sind Whistleblower aus der Finanzwelt: Banker, die dubiose oder illegale Praktiken ihrer Arbeitgeber ans Licht bringen wollen. Und deswegen sitzt Dr. Eric Ben-Artzi nun hier, übernächtigt und angespannt, in den luxuriösen Räumen der Kanzlei im 35. Stock eines Wolkenkratzers, mit Blick auf die Wall Street und den nur knapp 300 Meter entfernten Büroturm seines alten Arbeitgebers: die Deutsche Bank.

Bis Ende vergangenen Jahres noch war Ben-Artzi angestellt im amerikanischen Hauptquartier des Frankfurter Konzerns in Manhattan. Vice President in the Legal, Risk & Capital Division, so lautete sein Titel, und zu seinen Aufgaben gehörte unter anderem die Offenlegung „inadäquater Anwendungen quantitativer Modelle für Gap-Options-Bewertungen gehobelter Super-Senior-Tranchen, abgesichert von Credit Default Swaps“.

Das klingt fürchterlich kompliziert und undurchsichtig, und genau das war Ben-Artzis Job: die komplizierten und exotischen Finanzinstrumente zu prüfen und im Auge zu behalten, die viele der Banker selbst nicht mehr verstanden, aber in den Jahren vor der Finanzkrise in riesigen Mengen gehandelt wurden.

Ben-Artzi wühlte sich durch Zahlen und Rechenmodelle und prüfte, ob das, was die Bank offiziell über ihre verschachtelten Wertpapiere gegenüber Kunden und in ihren Bilanzen behauptete, auch

stimmte. Am Ende kam er zu dem Schluss: Es stimmte nicht.

In der Bilanz der Bank tauchten nach Ben-Artzis Rechnung Milliardenbelastungen nicht auf, die aber da hätten stehen müssen. Die Bank, da ist sich ihr ehemaliger Risikoanalyst sicher, habe sich gefährliche Geschäfte schöngerechnet, und



Whistleblower Ben-Artzi, Anwalt Thomas
„Das ist Betrug“

zwar auf illegale Weise. Er sagt: „Das ist Betrug.“

Ben-Artzi wandte sich mit seinen Bedenken an seine Vorgesetzten, dann an weiter oben angesiedelte Führungskräfte und schließlich an die Tipp-Hotline der Bank. Wenige Monate später, Ende 2011, wurde er entlassen. Weil seine Abteilung aufgelöst und in das neue Risikozentrum nach Berlin verlagert wurde, sagte die Bank ihm. Als Strafe für seine Hartnäckigkeit, sagt er.

Zwischenzeitlich informierte Ben-Artzi auch die amerikanische Börsenaufsicht SEC. Er war allerdings nicht der Erste: Bereits im Frühjahr 2010 hatte ein anderer Mitarbeiter – es soll der Händler Matthew Simpson gewesen sein – intern den Vorwurf erhoben, die komplizierten Geschäfte seien falsch verbucht worden. Die Deutsche Bank untersuchte die Vorwürfe zunächst intern und wandte sich im März an die SEC. Ein weiterer Mitarbeiter soll dort ebenfalls eine falsche Bilanzierung angezeigt haben.

Seitdem ermitteln die Aufseher.

Wenn die Anschuldigungen stimmen, wären sie von enormer Tragweite: Sie bedeuteten, dass die Deutsche Bank ihre Bilanzen geschönt hätte. Mehr noch: Die verschwiegenen Milliardenverluste hätten unter Umständen so schwerwiegend sein können, dass die Bank vom Staat hätte gerettet werden müssen. Und sowohl der aktuelle Co-Chef Anshu Jain als auch sein Vorgänger Josef Ackermann hätten von den Praktiken wissen müssen und sie gebilligt.



Wertstück Langlebigkeit ist eine kostbare
Eigenschaft – USM Möbelbausysteme schaffen
Einzelstücke mit bleibendem Wert.



Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.

Deutschland: USM U. Schärer Söhne GmbH, D-77815 Bühl, Tel. +49 72 23 80 94 0, info@de.usm.com
Schweiz: USM U. Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72, info@usm.com
Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, New York, Paris, Tokio
www.usm.com

USM
Möbelbausysteme



MARIO VEDDER / DAVID

Ex-Chef Ackermann: Stolz darauf, keine Staatshilfe in Anspruch genommen zu haben

Die Bank wehrt sich energisch gegen diesen Verdacht. „Die Vorwürfe, die Deutsche Bank habe nicht korrekt berichtet, sind mehr als zweieinhalb Jahre alt“, erklärt sie. Sie seien Gegenstand einer sorgfältigen und umfangreichen Untersuchung gewesen und hätten sich als vollkommen unbegründet erwiesen. „Wir haben in dieser Angelegenheit mit der SEC kooperiert und werden dies auch weiterhin tun.“

Es ist nicht das erste Mal, dass die Deutsche Bank mit schweren Vorwürfen konfrontiert wird. Zahlreiche Kunden klagten in den vergangenen Jahren auf Schadensersatz, weil sie sich bei komplizierten Hypothekengeschäften in den USA übervorteilt fühlten. Sogar das amerikanische Justizministerium klagt.

Die meisten juristischen Auseinandersetzungen haben ihren Ursprung in den wilden Jahren nach der Jahrtausendwende bis zur Eskalation der Finanzkrise 2008. In dieser Zeit stieg die Deutsche Bank, angeführt von Ackermann und Jain, der das Kapitalmarktgeschäft verantwortete, zu einer der führenden Investmentbanken der Welt auf.

Der Schlüssel zu diesem Aufstieg lag in den USA, und er lag im Geschäft mit immer gewagteren Finanzkonstruktionen. Die Wertpapiere wurden von der Deutschen Bank kreiert, um sie zunächst an Investoren zu verkaufen und später mit dem Handel der Papiere noch einmal Geld zu verdienen.

Das Geschäft funktionierte jahrelang prächtig, der Erfolg half Jain, sich als Ackermanns Kronprinz zu positionieren. Doch dann fiel erst der amerikanische Immobilien-Boom in sich zusammen, dann platzten viele Finanzwetten, die an diesem Boom hingen, und schließlich kollabierten auch Banken.

Die Deutsche Bank kollabierte nicht. Sie brauchte nicht einmal direkte Staatshilfe, worauf vor allem Ackermann immer wieder hinwies, auch wenn sein Haus von den Hilfen für zahlreiche andere Ban-

ken in großem Stil profitierte. „Ich würde mich schämen, wenn wir in der Krise Staatsgeld annehmen würden“, sagte er im Oktober 2008 vor Managern der Bank.

Der Fall Ben-Artzi, der jetzt für Schlagzeilen sorgt, wirft aber die Frage auf, ob die Deutsche Bank womöglich nur deshalb vergleichsweise gut durch die Krise kam, weil sie Werte in der Bilanz falsch ansetzte.

Sicher ist bislang nur, dass es auch diesmal wieder um Geschäfte mit exotischen Finanzinstrumenten geht. Um Finanzinstrumente, die die Deutsche Bank eigentlich vor allem an Kunden verkaufen wollte, auf denen sie aber sitzenblieb, als die Finanzkrise ausbrach.

Die Finanzkrise ist auch der Grund, warum so schwer zu beurteilen ist, ob die Deutsche Bank richtig bilanziert hat. Wertpapiere, die eine Bank nur hält, um sie bald wieder zu verkaufen, muss sie stets zu aktuellen Marktwerten bilanzieren. In dieser Zeit brach der Markt für viele komplizierte Wertpapiere jedoch zusammen, es gab also keine verlässlichen Preise. Deshalb leiteten Banken die in ihrer Bilanz angesetzten Werte über



SEAN GALLUP / GETTY IMAGES

Co-Chef Jain
Folgen undurchsichtiger Geschäfte

Modelle ab. Willkürlich aber durften sie deshalb trotzdem nicht bilanzieren.

Bei den Geschäften, die Ben-Artzi kritisiert, geht es um „Leveraged Super Senior Notes“ (LSS). Vereinfacht gesagt sind das Wertpapiere, denen ein sehr großer Korb verschiedenster Kreditforderungen zugrunde liegt, in diesem strittigen Fall beispielsweise Anleihen globaler Konzerne.

LSS-Papiere sind eine Art Versicherung für derartige Kredit-Körbe. In einer Krise steigt der Marktwert dieser Versicherung, zugleich aber verlieren die Sicherheiten hinter den Krediten an Wert. Diesen Wertverlust soll die Deutsche Bank nicht korrekt abgebildet haben, so der Vorwurf des früheren Risikomanagers. Laut Ben-Artzi geht es nicht einfach um eine falsche Risikoeinschätzung – darüber könne man tatsächlich streiten. „Aber das geht am Kern des Problems vorbei“, sagt er. „Es geht nicht um ein Risiko, sondern um einen falschen Wert. Da gibt es keine Grauzone, das ist einfach schwarz.“

Der Unterschied zwischen den Bewertungen kann für die Stabilität einer Bank in einer Finanzkrise entscheidende Bedeutung haben. Die Deutsche Bank hielt zu dem Zeitpunkt, auf den sich die Vorwürfe beziehen, LSS-Papiere mit einem Nennwert von 130 Milliarden Dollar. Sie hat selbst einmal angegeben, dass sie die Nummer eins in diesem Geschäft war und auf einen Marktanteil von bis zu 80 Prozent kam.

Hätte die Deutsche Bank so bilanziert, wie sie es laut ihren Kritikern hätte tun müssen, wäre bei ihr womöglich ein Verlust von vier Milliarden Dollar angefallen, und es hätten noch mehr werden können.

Hat die Bank deshalb zeitweise falsch bilanziert, wie Ben-Artzi es ihr unterstellt? War den Beteiligten klar, dass die Finanzkrise nur durchzuhalten war, indem man alle, ihre Kunden und Aktionäre, die Öffentlichkeit, die Bankenaufsicht, belügt?

Und wenn das so gewesen sein sollte: Welche Kultur herrscht in einem Unternehmen, wenn Angestellte, deren Job es ist, Probleme aufzudecken, mundtot gemacht werden, wenn sie es dann auch tatsächlich tun?

Die Antworten auf diese Fragen könnten für die Reputation der Deutschen Bank tödlich sein. Und sie könnten das von ihrer Führung so sorgsam verbreitete Bild zerstören, dass sie als einer der ganz wenigen großen Spieler an der Wall Street unbeschadet durch die Finanzkrise gekommen sei.

Es ist unwahrscheinlich, dass die Vorwürfe sich in Luft auflösen werden oder Ben-Artzi einfach diskreditiert werden kann. An seiner Qualifikation lässt sich kaum zweifeln, der Mann hat an der New York University in Mathematik promoviert und vorher bei Goldman Sachs gearbeitet. Er wirkt auch nicht wie ein Hasar-



Hanseatisches Wein & Sekt Kontor

WELTKLASSE CHAMPAGNER-DUETT!



Veuve Clicquot

REIMS FRANCE



Zusammen mit 2 Flaschen Veuve Clicquot erhalten Sie zwei der begehrten Shopping-Bags.

**Champagne Veuve Clicquot Ponsardin
Brut, Carte Jaune**

**Champagne Veuve Clicquot Ponsardin
Brut, Rosé**

Ein Champagner der die Welt erobert hat und dabei der Devise des Hauses Veuve Clicquot stets treu geblieben ist: »Nur eine Qualität – die beste!« Der klassisch-elegante Brut mit seinem unverwechselbaren gelben Etikett, der »Carte Jaune« ist für viele Genießer der Inbegriff erstklassigen Champagners. Sein Rosé-Pendant besitzt ein bemerkenswertes Gleichgewicht. Er gilt als eleganter, rassisser Rosé, der mit seiner fruchtigen Harmonie verführt.

Einzelpreis pro Flasche im Shopping-Bag

Veuve Clicquot, Brut € 49,90 (1L € 66,53)

Veuve Clicquot, Brut, Rosé € 59,90 (1L € 97,87)

ICH BESTELLE JETZT
OHNE RISIKO

Ja, bitte senden Sie mir versandkostenfrei:
(innerhalb Deutschlands und nur solange der Vorrat reicht!)

2 Flaschen
Vorteilspaket(e) mit
inkl. Shopping-Bag
Art. Nr. 801 132
statt € 109,80 nur **€ 85,-**

Gratis! Bitte senden Sie mir den
aktuellen großen Wein-
Katalog gratis!



VORNAME / NAME

STRASSE / HAUS - NR.

PLZ / ORT

GEB. DATUM

TELEFON (FÜR RÜCKFRAGEN)

VORTEILSNUMMER
1035445

Ausführliche Hinweise zu den Bestellbedingungen siehe unten.
Es handelt sich um Flaschen von 0,75 Liter Inhalt.

Bitte ausfüllen und senden an:
Hanseatisches Wein- und Sekt-Kontor • Hawesko GmbH
Hamburger Straße 14-20 • 25436 Tornesch
Maximal 3 Pakete pro Kunde.

**2 Flaschen Veuve Clicquot im Shopping-Bag
im Vorteilspaket statt € 109,80 nur €**

85,-

JETZT BESTELLEN:
TEL 04122 - 50 44 33
FAX 04122 - 50 44 77

Rückgabebelehrung: Rückgaberecht: Sie können die erhaltene Ware ohne Angabe von Gründen innerhalb von 12 Wochen durch Rücksendung der Ware zurückgeben. Die Frist beginnt nach Erhalt dieser Belehrung in Textform, jedoch nicht vor Eingang der Ware beim Empfänger und auch nicht vor Erfüllung unserer Informationspflichten gemäß Artikel 246 § 2 in Verbindung mit § 1 Absatz 1 und 2 EGBGB. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung der Ware. In jedem Fall erfolgt die Rücksendung auf unsere Kosten und Gefahr. Die Rücksendung oder das Rücknahmeverlangen hat zu erfolgen an: Hawesko GmbH, Hamburger Str. 14-20, 25436 Tornesch. Rückgabefolgen: Im Falle einer wirksamen Rückgabe sind die beiderseits empfangenen Leistungen zurückzugewähren und ggf. gezogene Nutzungen herauszugeben. Bei einer Verschlechterung der Sache und für gezogene Nutzungen müssen Sie Wertersatz nur leisten, soweit die Verschlechterung auf einen Umgang mit der Sache zurückzuführen ist, der über die Prüfung der Eigenschaften und der Funktionsweise hinausgeht. Unter „Prüfung der Eigenschaften und der Funktionsweise“ versteht man das Testen und Ausprobieren der jeweiligen Ware, wie es etwa im Ladengeschäft möglich und üblich ist. Verpflichtungen zur Erstattung von Zahlungen müssen innerhalb von 30 Tagen erfüllt werden. Die Frist beginnt für Sie mit der Absendung der Ware, für uns mit dem Empfang. **Alkoholische Getränke werden nur an Personen ab dem vollendeten 18. Lebensjahr geliefert. Informationen zu Lieferbedingungen und Datenschutz finden Sie unter www.hawesko.de/datenschutz.** Ihre Hanseatische Wein- und Sekt-Kontor Hawesko GmbH, Geschäftsführer: Nikolas von Haugwitz, Gerd Stemmann, Anschrift: Hamburger Straße 14-20, 25436 Tornesch, Handelsregistereintrag: HIRB 99024 Amtsgericht Hamburg, USt-Identifikationsnr. DE 25 00 25 694.

www.hawesko.de/champagner





LUKE SHARRETT / NEW YORK TIMES / REDUX / LAF

US-Börsenaufseherin Schapiro: Geldprämie für Tippgeber

deur, ein Querulant auf einem Kreuzzug. Im Gegenteil, er gibt sich wie ein Vorzeige-Investmentbanker: maßgeschneiderter dunkelblauer Anzug mit gestreifter Krawatte, jugendhaftes Gesicht. Die Begeisterung für das Finanzgeschäft ist noch immer da, wenn er erzählt.

Warum geht er so aggressiv gegen seinen eigenen Arbeitgeber vor? „Ich wollte niemals ein Whistleblower sein“, sagt Ben-Artzi, er habe zunächst nichts weiter getan, als seinen Vorgesetzten ein seiner Meinung nach offensichtliches Problem nahezubringen. Dann habe er auch mit Managern außerhalb seiner Abteilung gesprochen, inklusive der Abteilung, die für die Bewertung der Finanzinstrumente zuständig war. Seine Bedenken seien dabei nicht entkräftet worden, im Gegenteil: „Meine Bedenken wurden größer.“

Und als er seine Kritik offiziell weiter nach oben getragen habe, sei es vorbei gewesen mit jeglicher Diskussion. Stattdessen sei er „isoliert“ worden, „angebrüllt“ und „drangsaliert“.

Warum hat er die Sache nicht einfach fallengelassen, als klar war, dass er nicht weiterkommt, sogar vielleicht seine Karriere gefährdet?

„In dem Moment, wo ich die Unregelmäßigkeiten festgestellt habe, musste ich sie verfolgen, sonst hätte ich mich selber impliziert als Beihelfer zur Vertuschung.“ Ihm sei klargeworden, „dass die Sache systematisch ist“. Deswegen habe er dann auch die Börsenaufsicht informiert.

Doch es gibt auch Stimmen, die Zweifel an Ben-Artzis Absichten hegen. Dass er gerade jetzt mit seinen Vorwürfen noch einmal an die Öffentlichkeit gehe, sei kein Zufall, er habe es auf die Prämie abgesehen, die Tippgebern in den USA winkt: Whistleblower können darauf hoffen, bis zu 30 Prozent der möglicherweise verhängten Strafe zu erhalten. Vor weni-

gen Monaten hatte der Fall eines früheren Mitarbeiters der Schweizer Großbank UBS für Aufsehen gesorgt, der für seine Tipps zur Steuerhinterziehung mehr als hundert Millionen Dollar kassiert hatte.

Wie immer die umstrittenen Vorgänge am Ende bewertet werden: An ihrer Entstehung waren viele in der Bank beteiligt, bis in die oberste Führungsebene. Der Bewertungsansatz der LSS-Papiere wurde in der Handelsabteilung Global Markets entwickelt, jener Abteilung, die seinerzeit Anshu Jain unterstellt war. Die Modelle zur Bilanzierung wurden jedoch auch von Experten aus dem Finanzressort von Stefan Krause geprüft.

Das Risikomanagement unter Hugo Bänziger befasste sich ebenfalls mit den Geschäften. Sie sahen offenbar ebenso wenig ein Problem wie die Bilanzprüfer von KPMG. Insider berichten zwar, die Wirtschaftsprüfer hätten 2009 für das Wertpapierportfolio der Bank insgesamt eine niedrigere Bewertung durchgesetzt, da ging es aber um viele andere Geschäfte und in der Summe lediglich um einen dreistelligen Millionenbetrag.

Dazu schaltete die Bank im Frühjahr 2010, als der erste Whistleblower die Bilanzierung kritisierte, die Kanzlei Fried Frank ein, sie hält die Praxis für korrekt.

Geschäfte der Größenordnung, um die es geht, werden schließlich auch vom Risikoausschuss des Aufsichtsrats geprüft, dem 2009 der Chef des Gremiums, Clemens Börsig, Ex-SAP-Chef Henning Kagermann und der Brite Peter Job angehörten. Auch die deutsche Finanzaufsicht BaFin nimmt an Sitzungen des Risikoausschusses der Bank regelmäßig teil.

Zudem wird in Finanzkreisen darauf verwiesen, die Untersuchungen der amerikanischen Börsenaufsicht SEC hätten in zweieinhalb Jahren nichts ergeben. Nicht einmal eine Subpoena, eine zwin-

gende Aufforderung zur Herausgabe von Dokumenten, habe die Deutsche Bank erhalten. Allerdings ist es nicht ungewöhnlich, dass die SEC sich für ihre Untersuchungen Zeit lässt.

Das habe nichts zu bedeuten, sagt auch Jordan Thomas, der Anwalt von Ben-Artzi. Denn wenn die Bank die Fragen der Börsenaufsicht freiwillig beantworte, müsse man sie auch nicht offiziell zwingen. Thomas sollte es wissen, in seinem vorigen Job war er selbst Aufseher bei der SEC. Das macht die Situation sicher nicht besser für die Deutsche Bank: Es ist unwahrscheinlich, dass eine der renommiertesten Finanz-Anwaltskanzleien New Yorks und ein ehemaliger Börsenaufseher ihren Ruf mit einem Fall riskieren, an dem nichts dran ist.

Genauso wenig werden wohl auch die Börsenaufseher ihre Untersuchung einfach einschlafen lassen. Die SEC sah sich nach der Finanzkrise harscher Kritik ausgesetzt, wiederholt Hinweise auf dubiose Machenschaften ignoriert zu haben. Genau deswegen legte die neue SEC-Chefin Mary Schapiro die Whistleblower-Hotline an, die auch Ben-Artzi benutzte – und die ihn nun zu einem der ersten prominenten Testfälle macht, ob das neue System auch wirklich funktioniert.

Für die Deutsche Bank kommen die neuerlichen Schlagzeilen über die umstrittenen Bilanzierungspraktiken zur Unzeit. Die Folgen undurchsichtiger Finanzgeschäfte prägten schon den Streit um die Nachfolge Josef Ackermanns. Doch auch seit Jain und Jürgen Fitschen ihn im Juni abgelöst haben, herrscht angespannte Stimmung.

„Die neue Führung befindet sich in einem permanenten Wettlauf gegen die Vergangenheit“, sagt ein Insider. Immer wieder müsse sich die Bank mit den Altlasten befassen, die vor allem in dem von Jain geführten Investmentbanking entstanden seien. Es sei wie eine Büchse der Pandora, die sich stets wieder öffne.

Und deshalb fühlen sich Jains interne Kritiker durch die Vorwürfe Ben-Artzis bestätigt – auch wenn die Verantwortung für die Bilanzierung der LSS-Geschäfte auf viele in der Führung verteilt war. „Aber das ist ein weiterer Torpedo, der gegen Jain losgehen könnte“, sagt ein Manager der Bank.

Wie ernst die Konzernspitze den „Fall Ben-Artzi“ nimmt, zeigt auch die Reaktion des neuen Aufsichtsratschefs: Paul Achleitner, der erst im Juni die Nachfolge von Clemens Börsig übernahm, hat intern angekündigt, den Fall noch einmal genau untersuchen zu wollen. Zwar habe das Gremium eine klare Meinung zu dem Fall, da er aber zu der Zeit, auf die sich die Vorwürfe beziehen, noch nicht in der Bank war, wolle Achleitner sich die Vorgänge noch einmal ansehen.

MARTIN HESSE, THOMAS SCHULZ

Bei uns ist der Kunde nicht nur König. Sondern auch Sieger.

Der SLS AMG GT3. Weltmeister und Gewinner zahlreicher internationaler Titel.

45 Jahre AMG, 45 Jahre Erfolg im Motorsport. Zu diesem Jubiläum gratulieren wir unseren Kundensportteams zu zahlreichen Meistertiteln rund um den Globus. Diesen Erfolg feiern wir mit dem SLS AMG GT3 „45th ANNIVERSARY“ – einer streng limitierten Hommage an den Kundensport.

www.mercedes-amg.com



AMG
DRIVING PERFORMANCE



Mercedes-Benz



Drivers & Team Champion
ALL-INKL.COM Münnich Motorsport



Drivers & Team Champion
HEICO Gravity-Charouz Team



Drivers & Team Champion
kfzteile24 MS RACING



Drivers & Team Champion
PETRONAS Syntium Team



Championship Leader
BVA Racing Team

Manager Cromme

Hoffnungsloser Bereich

Verlust* der ThyssenKrupp-Sparte Steel Americas;
Quartalswerte in Millionen Euro

KONZERNE

„Belogen und betrogen“

Der ThyssenKrupp-Aufsichtsrat fühlt sich hintergangen:
Die Folgen einer jahrelangen Fehlplanung seien
verschleiert worden. Nun muss der halbe Vorstand gehen.

Wenn ThyssenKrupp-Vorstand Jürgen Claassen mit Journalisten auf Reisen ging, dann durfte es an nichts fehlen. In Brasilien hatte eine solche Gruppe im Jahr 2006 bereits ein Stahlwerk, Mangrovenwälder sowie die Copacabana besichtigt und saß, bei bester Laune, in Rio im Nobelrestaurant Marius, als ein lokaler Filmemacher auf den Manager zustürmte.

Er könne dem „lieben Jürgen“ noch eine ganz besondere Insider-Empfehlung für einen letzten Drink in Rio de Janeiro geben, soll er nach Aussagen von Teilnehmern gesagt haben. Nach kurzem Plausch willigte Claassen ein und trommelte die kleine Mannschaft zusammen.

Wenig später fanden sich die Fernseh- und Printjournalisten in einer Bar wieder, in der junge Damen ihre Dienste anboten. Das könne man nicht machen, sollen einige Teilnehmer entsetzt gesagt haben. Auch Claassen fand den Tipp des Filmemachers nach eigenem Bekunden nur „wenig überzeugend“. Man habe ein Bier

getrunken, sagt der Manager, und sei dann „schnellstens weitergezogen“ – un verrichteter Dinge, versteht sich.

Noch vor einigen Wochen hätten solche Schilderungen beim Traditionskonzern für Aufregung gesorgt. Doch inzwischen sind Claassens zweifelhafte Journalisten-Trips das geringste Problem. Denn bei ThyssenKrupp geht es seit vergangener Woche um mehr als um mittelprächtige Korruptionsaffären, Kartellverfahren, Luxusreisen und Intrigen altgedienter Vorstände. Es geht um die jahrelange Verschleierung und Vertuschung von milliardenschweren Verlusten und Fehlplanungen, um gezielte Falschinformationen von Aufsichtsräten und möglicherweise sogar um die Existenz der mehr als hundert Jahre alten Stahlschmiede.

Am Mittwoch vergangener Woche, um Punkt 16 Uhr, zog ThyssenKrupp-Aufsichtsratschef Gerhard Cromme im 13. Stock der Konzernzentrale in Essen die Konsequenzen – und entließ auf einen

Schlag den halben Vorstand. Bis zum 31. Dezember, eröffnete Cromme den überraschten Vorständen Edwin Eichler, Olaf Berlien und Claassen, hätten die drei Herren Zeit, ihren Schreibtisch zu räumen. Eine entsprechende Erklärung werde der Konzern noch am selben Abend an Finanzmarkt und Presse geben. Nach den schlimmen Entwicklungen der Vergangenheit, so Cromme kühl, brauche ThyssenKrupp einen Neuanfang.

Crommes außergewöhnliche Aktion geht auf ein geheimes Treffen weniger Top-Manager des Konzerns Mitte November dieses Jahres zurück. Angeregt hatte es Unternehmenschef Heinrich Hiesinger, also jener Mann, den Cromme vor gut zwei Jahren bei Siemens abgeworben hatte. Hiesinger, so Crommes Plan, sollte den langjährigen Stahlexperten Ekkehard Schulz an der Spitze des Konzerns ablösen und ThyssenKrupp umbauen.

Doch kaum war der gelernte Ingenieur von Bayern ins Ruhrgebiet gezogen, musste er sich als Krisenmanager bewähren. Sein Vorgänger hatte zwei Stahlwerke in Nordamerika und Brasilien bauen lassen, deren ursprünglich geplante Kosten schossen um mehrere Milliarden Euro in die Höhe, Produktionstermine mussten wegen technischer Pannen und stümperhafter Planung von Monat zu Monat verschoben werden.

Gleichzeitig ploppten in vielen Sparten des Konzerns alte und neue Affären hoch. So hatte sich ThyssenKrupp zu Lasten der Bahn jahrelang mit Wettbewerbern über

die Preise von Eisenbahnschienen verständig, und auch bei Aufzügen und Rolltreppen gab es unzulässige Absprachen. Zwar sind die Verfahren lange abgeschlossen, aber die betrogenen Kunden fordern millionenschweren Schadensersatz. Die Prozesse fördern ständig neue, schmutzige Details über die Geschäftspraktiken des Ruhrgebietskonzerns zutage.

Dass die Aufgabe bei ThyssenKrupp nicht einfach werden würde, sei ihm klar gewesen, sagte Hiesinger kürzlich zu Vertrauten. Dass sie eine Dauersanierung mit ungewissem Ausgang für Konzern und Beschäftigte werden könnte, dämmerte dem 52-jährigen Manager dagegen erst in den vergangenen Wochen.

Da nämlich ließ Hiesinger in enger Absprache mit Cromme einen Bericht über die Lage im Konzern anfertigen. Das Piktante daran: Das Werk wurde von eigenen Experten hinter dem Rücken der amtierenden Vorstände erstellt. Auch Ex-Chef Schulz, der zwei Jahre nach seinem Ausscheiden immer noch im Werk in Duisburg residiert und alle Vorgänge im Konzern mit Argusaugen überwacht, wurde nicht eingeweiht.

Das Ergebnis trug Hiesinger zunächst im engsten Kreis vor. Anwesend waren wenige eingeweihte Personen: als Vorsitzender der Krupp-Stiftung etwa der 99-jährige Berthold Beitz, Cromme und ein hochrangiger Jurist der Kanzlei Linklaters. Auch der Aufsichtsrat wurde am 20. November informiert.

Was die Mitglieder zu hören bekamen, war für die Beteiligten ein Schock. Denn die schwere Krise scheint noch nicht bewältigt. Bereits 2011 musste der Konzern mehr als zwei Milliarden Euro Wert auf die beiden Werke in den USA und Brasilien abschreiben. Im gerade abgelaufenen Geschäftsjahr werden es geschätzte drei Milliarden Euro werden.

Schlimmer noch: Auch die inzwischen angelaufene Produktion schreibt rote Zahlen. Statt der erhofften Gewinne sind in diesem Jahr laut internen Berechnungen Verluste von rund einer Milliarde Euro zu erwarten.

Grund seien unrealistische Planzahlen des alten Vorstands, heißt es in dem Bericht. So seien in die kurz- und mittelfristige Kalkulation Stahlpreise und Erlöse eingesetzt worden, die es seit 30 Jahren nicht mehr gegeben habe. Das Ausmaß und die Folgen der gigantischen Fehlplanung seien jahrelang verschleiert worden.

Cromme reagierte bestürzt. Offenbar sei man über Jahre hinweg „belogen und betrogen“ worden, sollen Mitglieder des Kontrollgremiums gesagt haben. Schon einen Tag später leitete Cromme die aus

seiner Sicht unumgänglichen personellen Konsequenzen ein.

Zunächst sollten nur der für das Stahlgeschäft verantwortliche Eichler und Technik-Vorstand Berlien den Konzern verlassen. Doch als die Essener Staatsanwaltschaft wegen sogenannter Luxusreisen auf Firmenkosten vor zwei Wochen ein Ermittlungsverfahren gegen Claassen einleitete, war auch der langjährige Beitz- und Cromme-Vertraute nicht mehr zu halten.

Inzwischen wurden Teile der Ermittlungen wieder eingestellt. Auch die verbleibenden Vorwürfe, sagt Claassen, könne er aufklären.

Für Cromme bedeutet die spektakuläre Aktion zunächst einen Befreiungsschlag. Denn wegen des desolaten Zustands des Konzerns kam auch er zunehmend in Er-



Stahlwerk in Brasilien: Unrealistische Planzahlen

klärungsnot. Immer häufiger musste sich der Chefaufseher in den vergangenen Monaten kritische Fragen gefallen lassen. Hat er von Fehlplanungen und Korruption bei ThyssenKrupp wirklich nichts gewusst? War er möglicherweise selber involviert? Oder hat Cromme in seinem Unternehmen aus Rücksicht auf die eigene Karriere andere Maßstäbe angelegt als etwa beim Technologiekonzern Siemens? Dort griff er vor einigen Jahren wegen ähnlicher Delikte hart durch und drängte sogar den damaligen Aufsichtsratschef Heinrich von Pierer zum Rücktritt.

Zumindest hat sich Cromme mit seinem harten Durchgreifen im Management nun erst einmal Zeit gekauft. Ob das reichen wird, die eigene Haut zu retten, wird auch von einem bei der Kanzlei

Hengeler Mueller neu in Auftrag gegebenen Rechtsgutachten abhängen. Es soll klären, ob Vorstände wie Eichler, der frühere Chef der Stahlsparte Karl-Ulrich Köhler oder Hiesingers Vorgänger Schulz den Aufsichtsrat vorsätzlich getäuscht haben. Dann sollen sie möglicherweise sogar zu Schadensersatzzahlungen herangezogen werden.

Erste Ergebnisse, heißt es im Konzern, deuteten in diese Richtung. Auch eine Entlastung des alten Vorstands bei der ThyssenKrupp-Hauptversammlung im Januar ist unwahrscheinlich. Schulz betont, er und sein Team hätten sich nichts vorzuwerfen.

Die schwierigste Aufgabe lastet auf Hiesinger. Der Konzernchef muss das Unternehmen nicht nur vor dem finanziellen Ruin retten. Gleichzeitig soll er mit einem neuen Vorstandsteam auch versuchen, die alte Stahlschmiede zu einem modernen Technologiekonzern umzubauen.

Der Spielraum ist gering. Geld für den Zukauf neuer Firmen, die das Unternehmen unabhängiger vom zyklischen Stahlgeschäft machen könnten, ist nicht vorhanden. Im Gegenteil: Hiesinger muss erst einmal Schulden abbauen. Alle Hoffnungen ruhen deshalb auf dem bereits vor einigen Monaten eingeleiteten Verkauf der beiden für rund zwölf Milliarden Euro erbauten Stahlhütten in den USA und Brasilien.

Doch der Prozess gestaltet sich schwierig. Nach internen Aufstellungen der Stahlsparte liegen die bisherigen Angebote zwischen einer und knapp drei Milliarden Euro. Das ist weit von den erhofften Verkaufserlösen entfernt und engt die Möglichkeiten Hiesingers zusätzlich ein.

Und so wird dem Vorstand nicht viel anderes übrigbleiben, als den Konzern langsam, aber konsequent umzukrempeln, wie er es bereits vor einigen Wochen auf einer Führungskräfteversammlung angekündigt hatte. Bereiche wie Aufzugsverkauf und -wartung, Anlagenbau oder Dienstleistungen sollen gestärkt werden. Die Stahlproduktion hingegen soll verkleinert und krisenfest gemacht werden.

Dazu legte Hiesinger rigorose Sparprogramme in der Größenordnung von rund zwei Milliarden Euro auf. Keine Sparte des Konzerns, schwor er das Management ein, soll davon verschont bleiben.

Nicht nur für Mitarbeiter von ThyssenKrupp sind das schlechte Nachrichten. Auch einige Journalisten müssen sich dann auf härtere Zeiten einstellen. Luxuriöse Erlebnisreisen mit dem Stahlkonzern dürfte es in Zukunft nicht mehr geben.

FRANK DOHMEN, FIDELIUS SCHMID

EURO-KRISE

Holzklasse für alle

Zypern will unter den europäischen Rettungsschirm. Doch der Preis für die Milliardenhilfe ist hoch: Das Land verliert faktisch seine Souveränität.

Ernst blickte Dimitris Christofias in die Kamera und sprach vom „Seeleenschmerz“, den die Entscheidung ihm bereite. Aber sie sei ein „notwendiges Übel“. Nein, es waren keine guten Nachrichten, die der zyprische Präsident seinem Volk verkündete.

Wie schlimm es wirklich kommt, wurde seinen Mitbürgern spätestens klar, als Christofias in der TV-Ansprache vergangenen Dienstag an die dunkelste Stunde seines Landes erinnerte – den türkischen Einmarsch im Norden Zyperns 1974.

Vergleichbares wird wohl nicht geschehen, aber fest steht: Im Gegenzug für Milliarden aus dem europäischen Rettungsschirm für das hochverschuldete Zypern

übernimmt die Troika aus Europäischer Kommission, Europäischer Zentralbank und Internationalem Währungsfonds faktisch das Kommando auf der Mittelmeerinsel.

Fünf Monate lang verhandelten die zyprische Regierung und Vertreter der Troika über die Bedingungen für ein mindestens 17,5 Milliarden Euro schweres Hilfspaket. Heraus kam der Entwurf eines sogenannten Memorandum of Understanding (MoU) von 30 Seiten. Darin schreibt die Troika den Zypern bis ins Kleinste vor, was sie in den kommenden Jahren zu regeln haben.

So müssen künftig innerhalb Europas Staatsdiener und Politiker, Minister inklusive, in der Touristenklasse fliegen. Ausnahmen gelten nur für den Staats- und den Parlamentspräsidenten. Spesensätze bei Auslandsreisen werden gekürzt. Das Vorrecht leitender Beamter, Autos zollfrei zu kaufen, wird abgeschafft. Die Gehälter der Staatsbeamten und der Abgeordneten sollen bis 2016 eingefroren werden.

Wenn Abgesandte der Troika einmal beim Regeln sind, dann ist ihnen kein Detail zu gering. Also verordneten sie neue Öffnungszeiten der Ämter: Der Öffentliche Dienst beginnt seine Arbeit künftig verlässlich um acht Uhr. Ab 1. September 2013 arbeiten Beamte und Angestellte in verordneter Gleitzeit: „37,5 Stunden wö-

chentlich, 7,5 Stunden täglich“, heißt es in dem MoU-Entwurf.

Auch um die Staatseinnahmen kümmerten sich die Euro-Retter. Die Steuer für Feinschnitttabak steigt drastisch von 60 auf 150 Euro pro Kilogramm, die Biersteuer auf sechs Euro pro Alkoholgrad und je Hektoliter. Bei Diesel und Benzin hält die Troika eine Steuererhöhung um sieben Cent für angezeigt.

Besonders hart wird die Bürger die geplante Erhöhung der Mehrwertsteuer um zwei Punkte auf 19 Prozent treffen. Dazu kommt, dass die Troika Kürzungen im Gesundheitswesen vorschreibt. Auch die Pensionen sollen sinken.

Christofias ließ keinen Zweifel daran, wen er für die Schuldigen des Desasters hält: „Es ist wahr, die Entscheidungen von Bankenvorständen und die armselige Kontrolle durch die zyprische Zentralbank haben Zypern Milliarden Euro gekostet.“ Die Höhe des Hilfspakets entspricht nahezu der gesamten Wirtschaftsleistung des Landes in einem Jahr. Bis zum Jahr 2016, so der Plan der Troika, soll Zyperns Haushalt so weit saniert sein, dass er hoffentlich ohne neue Schulden auskommt.

Dazu sollen auch die Banken in Zypern einen Beitrag leisten. Kriselnde Institute werden nicht mehr allein durch Geldspritzen der europäischen Helfer gestützt. Dieses Mal sollen auch die Gläubiger der Banken zahlen. „Um die Kosten für die Steuerzahler möglichst gering zu halten, sollen die Bankeigentümer und Gläubiger mit nachrangigen Forderungen Verluste tragen, bevor staatliche Hilfen gewährt werden“, heißt es in dem MoU-Entwurf. Das bedeutet, dass Gläubiger zyprischer Banken ihr Geld nicht einfach abziehen können, ihre Forderungen sollen vielmehr in Bankanteile umgewandelt werden.

Damit umgeht die Troika eine Peinlichkeit. Zu den Bankeinlagen auf Zypern gehören nämlich auch beträchtliche Summen aus russischem Kapital, ein Teil wohl eher dubiosen Ursprungs. Der Öffentlichkeit in Europa wäre kaum zu vermitteln, warum mit ihren Steuermitteln reiche Oligarchen gerettet werden. Nun sollen Leute, die ihren Reichtum bislang eher in Yachten, Autos oder Fußballclubs investierten, zwangsweise zu Bankeigentümern gemacht werden.

Zugleich muss Zypern seinen Finanzsektor in den kommenden Jahren umbauen, die Kontrolle drastisch verbessern und den Kampf gegen Geldwäsche und Steuerhinterziehung verschärfen. Ganz ohne Worte des Trostes und der Hoffnung wollte der Staatspräsident am Dienstag seine Landsleute dann doch nicht in die Nacht entlassen. Nach dem Einmarsch der Türken habe man das Land wieder aufgebaut. Auch heute könne Zypern auf ein neues „Wirtschaftswunder“ hoffen.

MARKUS DETTMER, CHRISTIAN REIERMANN



Staatspräsident Christofias: „Notwendiges Übel“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Es geht um Milliarden“

Der Insolvenzverwalter der deutschen Lehman-Tochter, Michael Frege, rechtfertigt die hohen Honoraransprüche seiner Kanzlei. Er sieht sich als Opfer einer Schmutzkampagne und musste sogar die Polizei einschalten.



Jurist Frege

Frege wirkt mitgenommen. Bislang stand vor allem sein Bruder Campino, Sänger der Punkband Die Toten Hosen, auf den Titelseiten der Boulevardzeitungen. Doch zuletzt geriet auch Frege, 53, in die Schlagzeilen: als Insolvenzverwalter der deutschen Einheit der amerikanischen Pleitebank Lehman Brothers. Freges Kanzlei könnte für ihre Arbeit Hunderte Millionen Euro bekommen. „Tote Hosen – volle Taschen“, schrieb die „Bild“-Zeitung deshalb unter die Fotos der ungleichen Brüder.

SPIEGEL: Herr Frege, Sie sollen für die Abwicklung der Lehman Bank eine Rekord-

vergütung von 800 Millionen Euro bekommen. Werden Sie mit der Insolvenz reich?

Frege: Die Zahl ist verzerrt und bezogen auf eine Person – also mich als den federführenden Insolvenzverwalter – absurd. Sie entstammt Gutachten, die der Gläubigerausschuss und ich in Auftrag gegeben hatten. Darin sollte beurteilt werden, welche Kosten im Extremfall entstehen könnten, wenn das Verfahren 20 Jahre dauert. Das höchstmögliche Ergebnis könnte 834 Millionen Euro sein. In unserer Kanzlei haben in den vergangenen vier Jahren im Durchschnitt schließlich mehr als hundert Anwälte und Spezialisten an dem Fall gearbeitet. Allein um die

Akten dieses Verfahrens zu lesen, würde eine Person hundert Jahre brauchen.

SPIEGEL: Am Ende wird das Gericht entscheiden, wie viel Geld Sie bekommen. Weshalb haben Sie überhaupt ein Gutachten in Auftrag gegeben?

Frege: Es war wichtig, damit die Gläubiger entscheiden können, ob ein Insolvenzplan günstiger ist – ab welchem Zeitpunkt man sich also auf bestimmte Ansprüche einigt, nicht mehr jeden Punkt vor Gericht auskämpft und das Verfahren damit erheblich verkürzt. Ein solcher Plan wird jetzt erarbeitet. Wenn er durchgeführt wird, werden die Kosten höchstens bei 450 Millionen, vermutlich sogar unter 400 Millionen Euro liegen.

SPIEGEL: Der gesetzliche Regelsatz für Ihre Vergütung wären 42 Millionen Euro ...

Frege: Bei nahezu allen größeren Verfahren liegt der Schwerpunkt auf den Zuschlägen für besondere Umstände. Der Regelsatz ist eine Art Mindestgrundlage. Es gibt in diesem Verfahren Komplexitäten, die man sich kaum vorstellen kann. Dadurch ist meiner Kanzlei bereits ein Aufwand von mehr als 200 Millionen Euro entstanden. Wir haben es mit der viertgrößten Investmentbank der USA zu tun, deren deutsche Niederlassung wir nahezu vollständig aufgefangen und ersetzt haben. Es war ja nichts mehr da.

SPIEGEL: Sie kriegen als Insolvenzverwalter den Schlüssel in die Hand, gehen in die Bank, und da ist nichts?

Frege: So ungefähr. Keine Daten, keine Dokumente, keine Leute. Gleichzeitig aber war die deutsche Dependence zentral im Lehman-Netz, weil sie eine Banklizenz hatte. Über sie hat Lehman fast alle wesentlichen Finanzprodukte in den Markt transportiert. Lehman in Deutschland war zuständig für Hunderte von Kredit-, Repo- und Swap-Strukturen und auch für fast 4800 Derivate-Geschäfte, weltweit verstreut.

SPIEGEL: Kritische Lehman-Gläubiger haben Expertisen in Auftrag gegeben, wonach die deutsche Bank eine relativ einfach strukturierte Tochter der amerikanischen Mutter war.

Frege: Auch diese Gutachter wertschätze ich. Sie haben aber meine Arbeitsakten nicht eingesehen und bisher nicht mit mir gesprochen. Dazu lade ich sie ein. Die deutsche Lehman-Einheit war in 70 Ländern aktiv. Das Vermögen der hiesigen Einheit befand sich fast nur im Ausland und unterlag damit ausländischem Recht, in den USA, England, Italien, Südkorea und Australien. In rund 40 Ländern mussten wir Vermögensansprüche geltend machen – und das ist in einem Umfang gelungen, den man sich nicht hat vorstellen können.

SPIEGEL: Die Honoraransprüche in Höhe von 800 Millionen Euro tauchten prominent in der Presse auf: der Beginn einer Schlammeschlacht. Wer steckt dahinter?

TIM WEGNER / DER SPIEGEL



KEVIN COOWBS / REUTERS

Lehman-Mitarbeiter während der Krise 2008: „Wie jede andere Insolvenz – Übertreibungen, falsches Selbstbewusstsein, Gier“

Frege: Das Verfahren ist nicht öffentlich. Ich werde Ihnen keine Interna berichten. Außerdem möchte ich einzelne Akteure, obwohl sie versucht haben, mich unter Druck zu setzen, nicht an den Pranger stellen. Ich muss als Verwalter auch mit solchen Gläubigern zusammenarbeiten, die ihre Kompetenzen überschreiten.

SPIEGEL: Aber was soll der Sinn dieser Aktion gewesen sein? Am Ende entscheidet doch ohnehin ein Richter.

Frege: Die Vergütung von Insolvenzverwaltern war in den vergangenen Jahren oft skandalträchtig: Ein Betrieb geht pleite, und der Insolvenzverwalter verdient auch noch kräftig. Das stimmt so nicht, deshalb möchte ein Insolvenzverwalter solche öffentlichen Auseinandersetzungen vermeiden. Somit liegt es nahe, dass man mit diesem Thema Druck auf ihn ausüben kann. Ich bin darauf hingewiesen worden, dass meine Reputation sehr leiden könnte, falls ich auf bestimmte Vorschläge nicht eingehe.

SPIEGEL: Wozu wollten diese Gläubiger – es waren wohl vor allem Hedgefonds – Sie denn bewegen?

Frege: Die wollten unter anderem, dass ich unsere inzwischen auf den Finanzmärkten sehr begehrten Ansprüche gegenüber anderen Lehman-Insolvenzverfahren vorzugsweise an sie verkaufe.

SPIEGEL: Das müssen Sie erklären. Sie als deutscher Insolvenzverwalter verkaufen Ansprüche, die die deutsche Lehman Bank hat?

Frege: Wir haben zum Beispiel Forderungen gegen die amerikanische Lehman-Einheit, die sich aus alten Lehman-Finanzprodukten ergeben. Diese Ansprüche können verkauft werden. Oft sind sie einige hundert Millionen wert, weil sie rechtlich schon anerkannt sind. Da ist ein schwunghafter Handel entstanden: Investoren halten die Lehman-Ansprüche für einen Renner. Es geht dabei um Millionen, teils um Milliarden.

SPIEGEL: Warum verkaufen Sie sie dann?

Frege: Der Auftrag des deutschen Verwalters ist es, schnellstmöglich Geld zu rea-

lisieren. In den USA ist aber der größte Teil der Insolvenzmasse noch gar nicht verwertet. Wir müssten also wahrscheinlich mindestens zehn Jahre auf die Zahlung warten. Die genaue Höhe der Ansprüche steht außerdem noch nicht fest. Meine Prognose ist, dass die Quoten dort eher fallen werden. Bestimmte Gläubiger sehen das anders und wollen, dass ich den Bieterkreis kleinhalte, damit sie günstiger kaufen können.

SPIEGEL: Wie reagiert man darauf?

Frege: Wir vertreten das Interesse aller Gläubiger. Mit mir gibt es keine Bevorzugung einzelner Interessen. Wir haben die Gespräche deshalb abgebrochen. Entscheidender war noch, dass ich zudem bewegt werden sollte, eine Klage gegen

„In manchen Zeitungen werde ich als das Gesicht des bösen Kapitalismus desavouiert.“

das englische Verfahren zurückzunehmen. Da ging es um die Zuordnung bestimmter Werte: Gehören sie in die deutsche Insolvenzmasse oder in die englische? Es gibt Gläubiger, die sind im englischen Verfahren auch vertreten, und die wollen dieses Geld lieber in England sehen, weil sie glauben, dort haben sie mehr davon.

SPIEGEL: Und weil sie damit nicht durchkamen, haben einige amerikanische Gläubiger dann bei der „Bild“-Zeitung angerufen und gesagt, der Frege verdient zu viel?

Frege: Nein. Das war vermutlich der Rat eines deutschen Anwalts, der lässig meinte, damit würde man einen Insolvenzverwalter in die Knie zwingen.

SPIEGEL: Und: Hat es etwas gebracht?

Frege: Nein. Aber wir mussten sehr viel Arbeit in diese Verhandlungen stecken. Doch das ist eine Herausforderung, der ich mich gern stelle, an der sich auch mei-

ne beruflichen Werte schärfen. Menschlich allerdings bin ich erschrocken darüber, dass in unserer Mediengesellschaft tatsächlich reflexartig das eingetreten ist, was man mir angedroht hat: In manchen Zeitungen werde ich als das Gesicht des bösen Kapitalismus desavouiert, und zwar völlig undifferenziert. Das, muss ich sagen, konnte ich mir nicht vorstellen. Ich habe auch Drohanrufe bekommen und musste die Polizei einschalten.

SPIEGEL: Es war zu lesen, dass Sie vergangene Woche auf der Gläubigerversammlung Ihren Rücktritt angeboten und Ihre Gegner direkt angegangen haben.

Frege: Die Gläubigerversammlung ist nicht öffentlich. Dazu darf ich Ihnen nichts sagen.

SPIEGEL: Es soll heiß hergegangen sein ...

Frege: Dieser Konflikt betrifft eine kleine Minderheit der Gläubigerschaft. Und selbst die hat auf der Gläubigerversammlung all meine Vorschläge befürwortet. Die großen Gläubiger sind im Übrigen über alles unterrichtet und haben mich sehr bestärkt.

SPIEGEL: Die deutsche Insolvenzmasse liegt inzwischen bei rund 15 Milliarden Euro. Anfangs hat man lediglich mit ein paar hundert Millionen gerechnet. Wo haben Sie all das Geld gefunden?

Frege: Wir haben zu Beginn des Verfahrens 30 bis 50 IT-Spezialisten und Kriminologen auf den Fall angesetzt. Wir kamen ja in das Bankhaus und hatten nichts. Der erste Schritt lag darin, die notwendigen Daten wiederzubekommen. Die Datenbanken waren zum Teil von der amerikanischen Verwaltung verkauft worden, also mussten wir sie zurückkaufen. Dann mussten die Sachen gelesen werden. Die konnte aber keiner mehr lesen. Sie mussten erst umtransformiert werden in ein europäisches Banksystem.

SPIEGEL: Klingt mühsam.

Frege: Ich will nur einmal einen Fall herausheben: einen Posten mit dem Namen „7th Avenue“, der in einer Vermögensaufstellung auftauchte – das waren ja im-



*Ein Idyll,
wie für Sie geschaffen*



Entdecken Sie mit Korean Air die Idyllischen Fidschi-Inseln. Gönnen Sie sich eine Auszeit auf einer der 333 lauschigen Trauminseln, umspielt vom smaragdgrünen Meer. Wir bringen Sie gerne hin!



GABSCH / POP-EYE

Frege-Bruder Campino: „Er steht mir sehr bei“

mer solche Phantasienamen. Den hatten wir eigentlich mit einem Euro bewertet, weil nichts anderes darüber zu finden war. Zur Sicherheit hat sich unser bester Bankrechtler des Themas angenommen. Er hat die Akten besorgt, auf den Cayman Islands, in New York – und schließlich eine verschachtelte Struktur gefunden, kaskadenförmig aufgestellt über acht, neun Stufen. Stufe für Stufe hat er die Position der deutschen Lehman Bank herausgezwickelt. Damit sind wir zu den Amerikanern gegangen und haben unsere Ansprüche geltend gemacht. Am Ende hat das fast zwei Milliarden Euro gebracht.

SPIEGEL: Wie kann die Buchhaltung einer Bank überhaupt derart chaotisch sein?

Frege: Eigentlich erfordern die Strukturen, mit denen bei Lehman gehandelt wurde, 20 Leitz-Ordner englischsprachige Juristerei. Doch die Trader, vor allem wenn sie innerhalb des Lehman-Konzerns gehandelt haben, haben gesagt: Ist doch sowieso alles der gleiche Laden. Und so ein Handel muss schnell gehen. So wurden Milliardenstrukturen weltweit ohne Dokumentation transferiert. Später wurde den Rechtsabteilungen gesagt, ihr müsst da mal nachdokumentieren.

SPIEGEL: Das kann man sich kaum vorstellen.

Frege: Aber so war es. Und die Lehman-Insolvenz ist nur deswegen in Deutschland nicht voll zu uns Normalbürgern durchgeschlagen, weil wir den Einlagen-sicherungsfonds haben. In Wirklichkeit waren unsere Pensionen in Gefahr ...

SPIEGEL: ... weil bei Lehman Deutschland eine große Zahl an Versorgungs- und Pensionskassen Gläubiger waren.

Frege: Genau. Vielen hätte die Pleite gedroht. Es wäre zu einer Explosion des Systems gekommen. Die deutsche Einla-

gensicherung hat geächzt, aber sie hat gehalten. Und jetzt kann sie wieder aufgefüllt werden, weil wir mit unserem Insolvenzverfahren so erfolgreich sind. Sie gehört ja auch zu den Gläubigern.

SPIEGEL: Sie haben jetzt als Branchenfremder vier Jahre in diese inzwischen so berühmte Finanzwelt hineingeschaut. Was sind Ihre Erkenntnisse?

Frege: Dass die Lehman-Insolvenz auf exakt die gleichen Faktoren zurückzuführen ist wie jede andere Insolvenz: Über-

„Ich bin auf eine Welt gestoßen, mit der ich persönlich nicht zurechtkomme.“

treibungen, Regelverstöße, falsches Selbstbewusstsein, Gier.

SPIEGEL: Wenn Sie da nun hinabsteigen in den Keller der Finanzkrise und mit der Taschenlampe in den Trümmern umherleuchten: Finden Sie viel Schrott?

Frege: Gerade kurz vor dem Ende der Bank wurden noch viele Papiere aufgelegt, deren Substanz eindeutig nicht tragfähig ist. Das offenbart auch eine Schwäche der europäischen Stützungspolitik –



TIM WEGNER / DER SPIEGEL

Frege beim SPIEGEL-Gespräch* „Menschlich erschrocken“

denn diese Papiere wurden als Pfänder für Darlehen etwa von der EZB akzeptiert. Bei einigen haben wir die zugrunde liegenden Immobilien geprüft. Da riefen hier Gutachter an und sagten: Hier ist nur Wald! Oder: Ich bin jetzt in Chicago, aber hier ist keine Shopping-Mall – hier ist alles zugenagelt.

SPIEGEL: Jetzt treffen Sie als, verzeihen Sie, trockener Jurist auf all diese Banker. Wie kommen Sie miteinander klar?

Frege: Da ist schon ein kultureller Unterschied. An der Wall Street habe ich Menschen kennengelernt, bei denen ich den Eindruck hatte, die sind tatsächlich nur durch den Dollar motiviert. Ich selber stehe dann da und frage mich, wie bilden die eigentlich Freundschaften, wie führen die ihre Familien? Ich will das nicht bewerten. Aber ich bin auf eine Welt gestoßen, mit der ich persönlich nicht zurechtkomme. Allerdings habe ich den Eindruck, dass das umgekehrt genauso ist: Die denken, ich bin ein Spinner.

SPIEGEL: Wie haben Sie sich immer wieder aufs Neue motiviert?

Frege: Ich war früher bei der freiwilligen Feuerwehr. Einmal, auf der Fahrt zu einer brennenden Keksfabrik, hatten wir alle die Hosen voll. Nachts um eins, der Himmel leuchtete rot, ein Riesenfeuer, aber der Hauptmann sagte zu mir: Bei einem Großbrand verhältst du dich wie bei einem kleinen. Du rollst die Schläuche aus. Du siehst zu, dass die vernünftig miteinander befestigt sind, und dann Wasser marsch.

SPIEGEL: Ihr Bruder ist Campino, der Sänger der Punkband Die Toten Hosen. Wie hat er auf die Berichte über Sie reagiert?

Frege: Erst mal bin ich stolz auf meinen Bruder, weil wir, obwohl wir sehr unterschiedlichen Berufen nachgehen, für ähnliche Werte einstehen. Er steht mir auch sehr bei. Als Tote-Hosen-Sänger wurde er so häufig angefeindet, dass er mir sagen kann, wie man damit umgeht.

SPIEGEL: Herr Frege, egal ob die Vergütung nun bei 400 Millionen oder 800 Millionen Euro liegt. Wie viel bekommen Sie persönlich davon?

Frege: Ich bin Partner der Kanzlei CMS Hasche Sigle. Jeder Vergütungsanspruch, der durch meine Arbeit bewirkt wird, ist ein Anspruch der Kanzlei. Und ich erhalte, wie alle anderen Partner auch, ein Gehalt – obwohl ich für jeden Fehler laut Gesetz persönlich hafte. Bei einer Insolvenzmasse von 15 Milliarden Euro kann das teuer werden.

SPIEGEL: Aber Sie sind doch sicherlich durch Ihre Kanzlei abgesichert.

Frege: Die Kanzlei hat die höchstmögliche Versicherung für mich abgeschlossen. 250 Millionen. Aber, so absurd es klingt, das reicht im Härtefall nicht. Wenn ich einen gravierenden Fehler mache, bin ich pleite.

SPIEGEL: Herr Frege, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit den Redakteuren Philipp Oehmke und Anne Seith in Freges Büro in Frankfurt am Main.

Machen Sie Ihr Unternehmen zum doppelten Öko!*



*Ökologisch und ökonomisch: mit Klimaneutralem Wirtschaften.

Warum es sich lohnt, mit ENTEGA zum Öko zu werden? Weil ENTEGA Ihr Unternehmen ökologisch und ökonomisch nach vorn bringt. Denn wir kümmern uns für Sie um alle Aspekte der Klimaneutralität. Wir bieten Ökostrom und klimaneutrales Erdgas an. Wir beraten Sie bei allen Effizienzmaßnahmen, die Energie und damit CO₂ einsparen. Und wir kümmern uns um den Ausgleich unvermeidbarer CO₂-Emissionen durch langfristig angelegte Waldschutz- und Aufforstungsprojekte. So schonen wir das Klima und Ihr Firmenkonto. Fragen Sie uns nach den maßgeschneiderten Lösungen für Ihr Unternehmen. Und finden Sie heraus, warum es sich zudem noch lohnt, zum Öko zu werden.

Vereinbaren Sie jetzt einen Beratungstermin!

→ 06151 404 4444

→ entega.de/klimaneutral



→ entega.de



EZB-Neubau in Frankfurt am Main

18000 neue Mitarbeiter in drei Monaten?

sprechend entschlossen sind die Deutschen, Geldpolitik und Bankenaufsicht innerhalb der EZB strikt voneinander zu trennen.

Wieder einmal geht die Bundesregierung in einer wichtigen Frage der Euro-Rettung auf Konfrontationskurs zu Frankreich und den angeschlagenen Südländern. Und wieder gibt es Positionen, hinter die die Bundesregierung nicht zurückfallen will. „Was wir jetzt nicht erreichen, können wir später nicht nachholen“, sagt das Kabinettsmitglied.

Im Zentrum des Streits steht die Kernfrage der europäischen Rettungspolitik. Heute kontrolliert jedes Euro-Land seinen Kreditsektor in eigener Regie. In den meisten Ländern überwacht die nationale Notenbank, ob die Bilanzen ihrer Geldhäuser in Ordnung sind. In Deutschland und einer Reihe weiterer Länder ist dafür federführend eine separate Aufsichtsbehörde zuständig.

Doch diese Form von Kleinstaaterei kann in einer Währungsunion auf Dauer nicht durchgehalten werden, so lautet die Lehre aus der irischen oder spanischen Bankenkrise der vergangenen Jahre: Geraten einige große oder viele kleine Geldhäuser irgendwo in einem Euro-Mitgliedsland in Schieflage, kann das unter Umständen die Existenz der gesamten Währungsunion gefährden.

Entsprechend entschlossen sind die Rettungspolitiker, künftig eine zentrale Bankenaufsicht auf europäischer Ebene einzurichten. Die Frage ist nur, wer in der machtvollen neuen Superbehörde das Sagen hat. Die Mehrheit der Euro-Länder will den Währungshütern des EZB-Rats, in dem jedes Land über eine Stimme verfügt, den beherrschenden Einfluss geben. Deutschland dagegen fordert, unterstützt von einer Reihe weiterer Nationen, ein separates Entscheidungsgremium unabhängiger Bankenaufseher, in dem sich das Stimmengewicht eines Landes nach dessen Größe und Bedeutung richten soll. So wollen die Deutschen verhindern, dass finanzschwache Länder bei der Rettung schlingernder Banken allzu leicht auf deutsches Steuergeld zugreifen können und Europas Währungshüter mit ihrer zentralen Aufgabe in Konflikt geraten, die Preise stabil zu halten.

Schäuble ist entschlossen, einer europäischen Bankenunion nur unter vier Bedingungen zuzustimmen:

- Die Unabhängigkeit der Geldpolitik darf nicht berührt werden;
- Interessenkonflikte zwischen Geldpolitik und Aufsicht müssen vermieden werden;
- Länder, die der Euro-Zone und deshalb auch dem EZB-Rat nicht angehören,

FINANZMÄRKTE

Auf Konfrontationskurs

Finanzminister Schäuble will der geplanten europäischen Bankenunion seinen Stempel aufdrücken. Deutschland soll bei zentralen Entscheidungen ein größeres Gewicht erhalten.

EU-Ratspräsident Herman Van Rompuy ist berüchtigt für seine Eigenwilligkeit. Der Belgier mit dem verschmitzten Lächeln und den abstehenden Ohren neigt dazu, gemeinsame Beschlüsse der Staats- und Regierungschefs auf ganz eigene Weise zu interpretieren.

Am Donnerstag vergangener Woche wurde er seinem Ruf erneut gerecht. Da verkündete Van Rompuy, dass notleidende Banken schon im Frühjahr kommenden Jahres direkte Hilfen vom europäischen Rettungsschirm ESM erhalten können, auch wenn die grenzüberschreitende Bankenaufsicht unter dem Dach der Europäischen Zentralbank (EZB) erst Anfang 2014 einsatzfähig ist.

Bei den Beamten des Berliner Bundesfinanzministeriums führte der Alleingang des Ratspräsidenten zu mittleren Tobuchtsanfällen. Denn was die Staats- und Regierungschefs Ende Juni verabredet hatten, sah das genaue Gegenteil vor: Erst wenn die gemeinsame Bankenaufsicht steht, sollen Banken in Schieflage direkte

Hilfen aus Luxemburg bekommen. „Was fällt dem ein, den Beschluss auf den Kopf zu stellen?“, fragte am Donnerstag ein hochrangiger Repräsentant des deutschen Finanzministeriums.

Die Extratour des Belgiers dürfte kaum dazu beitragen, Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) in der Frage der gemeinsamen Bankenaufsicht versöhnlich zu stimmen. In der vorvergangenen Woche scheiterte eine Verhandlungsrunde zu dem Thema nicht zuletzt am Widerstand Schäubles. Und es ist nicht zu erwarten, dass der Finanzminister beim nächsten Treffen an diesem Mittwoch klein beigegeben wird.

Nach Meinung der Deutschen steht viel auf dem Spiel. Schäubles Beamte wollen verhindern, dass die Währungshüter künftig auch darüber befinden sollen, welche Bank schließen muss und welche nicht. „Ein fauler Kompromiss würde Design und Charakter der Währungsunion dauerhaft verändern, das werden wir nicht zulassen“, sagt ein Regierungsmitglied. Ent-

BORIS ROESSLER / DPA

müssen gleichberechtigt an der Bankenaufsicht teilnehmen können;

- das Gremium für die Bankenaufsicht soll vom EZB-Rat unabhängig sein.

Für die Deutschen gehören diese Positionen zum Kernbestand ihrer geldpolitischen Überzeugung. Sie fürchten, die EZB könnte nicht mehr frei über Zinssätze und Geldmenge befinden, wenn sie sich zugleich um die Schieflage von Banken kümmern müsste. Die Sorge ist berechtigt. Stellen die Bankprüfer etwa fest, dass der Finanzsektor eines Landes bedrohlich zu kippen beginnt, könnten die Währungshüter versucht sein, das Problem mit einer Zinssenkung aus der Welt zu schaffen. Auch dann, wenn die Preise gerade europaweit steigen würden – und das genaue Gegenteil nötig wäre.

Zentralbanker halten den Zielkonflikt für vermeidbar, wenn die Bankenunion so konstruiert wird, wie es die Deutschen empfehlen. „14 der 17 Notenbanken in der Euro-Zone sind für Bankenaufsicht und Geldpolitik zuständig“, sagte EZB-Direktionsmitglied Jörg Asmussen vergangene Woche bei einer Diskussion in Brüssel. „Das lässt sich vernünftig lösen“, glaubt er. Die beiden Aufgaben müssten nur organisatorisch und personell getrennt werden.

Im Unterschied zur Geldpolitik unterliege die Bankenaufsicht demokratischer Kontrolle, weil bei Bedarf Steuermittel zur Rettung von Kreditinstituten eingesetzt werden müssen. Asmussen schlägt deshalb vor, die zentralen Aufsichtskompetenzen einem unabhängigen Gremium unter dem Dach der EZB zu übertragen.

Nur diese Lösung bietet zudem die Möglichkeit, dass auch Länder bei der Bankenaufsicht mitmachen, die nicht zur Währungsunion gehören, wie von den Staats- und Regierungschefs ausdrücklich gewünscht. Dazu zählen Polen, Schweden oder Dänemark. Sie haben im Rat der EZB weder Sitz noch Stimme.

Ein Trennmodell schwebt auch Schäuble und seinen Leuten vor. Unterstützung erfahren sie von ihren Kollegen aus den Niederlanden, Finnland, Österreich und Luxemburg. Die Südländer, aber auch Frankreich finden traditionell wenig Anstößiges daran, wenn dieselben Leute über Geldpolitik und Bankenrettung entscheiden. Der Riss geht quer durch den EZB-Rat. Deren Vize Vítor Constâncio beispielsweise würde gern auch Nummer zwei der Bankenaufsicht werden. Den Chefessel soll eine Frau bekommen.

Um vor allem die Franzosen auf ihre Linie zu bringen, sind Schäuble und seine Helfer zu Zugeständnissen bereit. So wollen sie nicht darauf beharren, dass die neue europaweite Bankenaufsicht unbedingt in Frankfurt angesiedelt wird. Die Behörde könne doch genauso gut etwa von Paris aus operieren. Zwei unterschiedliche Standorte würden zudem die

CHIVAS.COM

VIEL WERTVOLLER ALS EINE GUTE UHR IST EINE GUTE ZEIT.



CHIVAS
LIVE WITH CHIVALRY

www.genuss-mit-verantwortung.de

**3x manager magazin für nur € 16,90 testen
und Reisetaschen-Set sichern.**



GRATIS

33%
sparen!

Wirtschaft aus erster Hand

manager
magazin

.. Jetzt testen .. Jetzt testen .. Jetzt testen .. Jetzt testen

Telefon:
040 3007-3400

Online:
www.manager-magazin.de/test

MM12-528

Aufgabentrennung unterstreichen, heißt es im Finanzministerium.

Auch in einer weiteren Streitfrage sind die Deutschen zu Kompromissen bereit. Die Südländer fordern, dass die neue Finanzaufsicht für alle 6200 Banken der Euro-Zone zuständig ist. Die Deutschen dagegen wollen nur die wirklich wichtigen, grenzüberschreitenden Großinstitute zentral kontrollieren lassen.

Eine Lösung, wie sie den Südländern vorschwebt, dürfte allein schon an der notwendigen Mitarbeiterzahl scheitern. Wenn jedes Institut von im Schnitt drei Bankaufsehern kontrolliert würde, müsste die EZB in den nächsten Monaten gut 18 000 neue Mitarbeiter einstellen. „Kaum praktikabel“, heißt es dazu nur knapp aus dem Finanzministerium.

Dennoch zeichnet sich bereits eine Einigung ab: Die EZB wäre danach zuständig für grenzüberschreitende Großbanken und solche Institute, die staatliche Rettungsmittel erhalten haben. Zudem darf sie sich bei Bedarf alle Banken vornehmen, bei denen sie es für nötig hält.

Bevor die Fragen geklärt sind, so sehen es die Deutschen, kann die Bankenunion nicht starten. Gründlichkeit geht vor Schnelligkeit, so heißt es in Berlin. Denn das Projekt Bankenunion sehen Schäubles Beamte längst nicht mehr als so dringlich an wie noch vor einigen Monaten.

Seit die EZB Geld in die Märkte pumpt und zudem angekündigt hat, unbegrenzt Staatsanleihen anzukaufen, hat sich die Lage der Banken in den Krisenländern spürbar entspannt. Sie hatten sich – nicht zuletzt mit den von der EZB bereitgestellten Mitteln – die Bücher mit Anleihen ihrer Regierungen gefüllt. Fallen deren Kurse, belastet das ihre Bilanzen, jede Kurserhöhung hilft ihnen.

Investoren und Ökonomen halten die akuten Probleme der europäischen Kreditinstitute daher derzeit für beherrschbar. „Kaum jemand fürchtet eine neue Eskalation“, sagt David Folkerts-Landau, Chefökonom der Deutschen Bank. Das gelte auch für Spaniens Geldhäuser. Deren Probleme waren der Grund, weshalb die Euro-Politiker im Sommer so schnell wie möglich eine Bankenunion schaffen wollten. Mittlerweile hat Spanien 40 Milliarden Euro beim europäischen Rettungsfonds beantragt, um die eigenen Banken zu stützen – viel weniger als zunächst geplant.

So zeichnet sich ab, dass Ratspräsident Van Rompuy seinen ehrgeizigen Zeitplan nicht einhalten kann, selbst wenn sich die Finanzminister am Mittwoch einigen. Eine verbindliche Zustimmung Deutschlands zu den Aufsichtsplänen, so heißt es in der Bundesregierung, sei „frühestens im März möglich“. Der Grund: Der Bundestag muss beteiligt werden.

MARTIN HESSE, CHRISTOPH PAULY,
CHRISTIAN REIERMANN



Weihnachtsstern-Produktion, Las-Mercedes-Besucher Niebel: Vom Minister gefördert



FLORISTIK

Brechmittel im Treibhaus

Rund 40 Millionen Weihnachtssterne kaufen die Deutschen pro Jahr. Die Pflanzen werden oft unter fragwürdigen Bedingungen angebaut.

Vor den Toiletten stehen Wächter mit Funkgeräten. Sie melden die Arbeiter, die länger als die erlaubten fünf Minuten auf dem Klo benötigen, erzählt eine Betriebsangehörige. Und wer dreimal überziehe, wer die Schutzkleidung und den schweren Gürtel mit den 30 Messern nicht schnell genug aus- und wieder anbekommt, der fliege raus.

Auch die sonstigen Arbeitsbedingungen sollte besser niemand thematisieren. „Sie haben Listen von denen, die wegen gewerkschaftlicher Arbeit aufgefallen sind“, sagt die Beschäftigte.

1300 Menschen arbeiten in der riesigen Blumenfabrik mit den 13 Treibhäusern im Westen El Salvadors. Sie schneiden und verpacken Pflanzenstecklinge im Akkord, auch für den deutschen Markt. Der Betrieb heißt Las Mercedes. Es ist eine deutsche Anlage, überwacht von deutschen Managern. Sie kommen von der Red-Fox-Gruppe aus Rheinberg bei Moers.

Das Unternehmen zählt zu den größten deutschen Pflanzenzüchtern. Gewächshäuser betreibt es sogar in Äthiopien und Costa Rica. Nur in solchen Ländern lassen sich die Stecklinge so günstig produzieren, dass der Discounterkunde etwa zur Adventszeit Weihnachtssterne schon für 1,99 Euro bekommt. Rund 40 Millionen der roten Wolfsmilchgewächse kaufen die Deutschen pro Saison. Auf fast fünf Milliarden Euro schätzt der Zentralverband Gartenbau den Markt für Schnittblumen und Zimmerpflanzen. Der Konkurrenzkampf ist groß, die Margen sind mager.

Den Preis für die Billigangebote zahlen die Arbeiter und Arbeiterinnen, die im Fungizid-Dunst der Gewächshäuser ar-

beiten. Erst neulich, sagt eine Arbeiterin aus El Salvador, habe sie sich wegen des dort festsitzenden Pestizids Vapam wieder übergeben müssen.

Um die Margen und den Ruf der Branche zu retten, fand sich bereits vor einigen Jahren eine kleine Gruppe besorgter Pflanzenhändler zusammen. Sie gründeten das „Flower Label Program“ (FLP), ein Blumensiegel, das etwa existenzsichernde Löhne vorsah. Da aber nur zwei Dutzend der rund 600 Händler mitzogen, ging dem Label die Luft aus. Von wenigen Fair-Trade-Blumenhändlern abgesehen, setzt die Branche eher auf Siegel Marke Eigenbau. Eigentümerfamilie Dümme aus Rheinberg etwa schmückt sich mit dem Logo „Red Fox takes care“. Besonderes Augenmerk lege man „auf Nachhaltigkeit und die Einhaltung sozialer Standards“.

Die Vorwürfe gegen seine Firma versteht Tobias Dümme nicht. Es gebe weder „eventuelle Klozeiten“ noch Listen mit Gewerkschaftsmitgliedern, sagt er. Man lasse sich nur von der Polizei „eine Art Führungszeugnis“ geben, zum Schutz vor kriminellen Organisationen. Zudem stehe den Arbeitern auch kostenfrei eine Klinik zur Verfügung.

„Die Klinik gibt es vor allem, weil sich oft Arbeiter verletzen“, sagt Maik Pflaum. Der Arbeitsrechtsexperte der Christlichen Initiative Romero war vor drei Wochen vor Ort und spricht von „menschenunwürdigen“ Bedingungen und illegal niedrigen Löhnen.

Knapp 120 Dollar verdient die meisten pro Monat. Das ist weit entfernt von den 734 Dollar, die das Wirtschaftsministerium für die Versorgung einer salvadorianischen Familie veranschlagt. Faktisch würde er „150 Prozent des Mindestlohns“ zahlen, behauptet dagegen Dümme. Wie er auf diese Zahl kommt, ist Pflaum ein Rätsel. „Für Betriebe wie Red Fox müsste eigentlich der industrielle Mindestlohn von rund 200 Dollar gelten“, sagt Uwe Kekeritz.

Der grüne Bundestagsabgeordnete besuchte als Mitglied des Ausschusses für Entwicklungshilfe den Betrieb in El Salvador – wie zuvor schon Minister Dirk Niebel. Warum allerdings Las Mercedes mit über 30 000 Euro von Niebel gefördert wurde, hat Kekeritz nicht verstanden.

JENS GLÜSING, NILS KLAWITTER

**NULL Anzahlung
NULL Zinsen
ab 99 €/Monat¹**

DER NEUE SEAT IBIZA.

Perfekt abgestimmt.



ENJOYNEERING

DER NEUE SEAT IBIZA. AB 10.990 €.²

Dynamisches Design, modernste Technologien und höchster Qualitätsanspruch sorgen im neuen SEAT Ibiza für Fahrspaß pur. Wir nennen das Enjoyneering. Egal ob die optionalen Bi-Xenon-Scheinwerfer mit LED-Tagfahrlicht, die auf Wunsch erhältliche Bluetooth®-Freisprecheinrichtung oder aber die effizienten Benzin- oder Dieselmotoren: Alles ist perfekt aufeinander abgestimmt. Ganz sicher begeistern wird Sie auch, dass es den neuen SEAT Ibiza jetzt ab 99 Euro monatlich gibt. Null Anzahlung, null Zinsen. Erleben Sie den neuen SEAT Ibiza jetzt bei einer Probefahrt.

Beispielrechnung für den SEAT Ibiza SC 1.2 12V, 44 kW (60 PS)¹

Barzahlungspreis:	10.990,00 €	Laufzeit:	60 Monate
Gesamtbetrag:	10.219,51 €	Jähr. Fahrleistung:	10.000 km
Nettodarlehensbetrag:	10.219,51 €	Effektiver Jahreszins:	0,00%
SEAT Aktionsprämie: ³	770,49 €	Sollzinssatz p.a.	
Anzahlung:	0,00 €	(gebunden):	0,00%
Monatliche Rate:	99,00 €	Schlussrate:	4.279,51 €

SEAT empfiehlt  **EDGE**

AUCH ÜBER:   **SEAT.DE**

SEAT Ibiza Kraftstoffverbrauch (l/100 km): kombiniert 6,0–3,4; CO₂-Emissionen (g/km): kombiniert 139–89.

SEAT Ibiza SC 1.2 12V, 44 kW (60 PS) Kraftstoffverbrauch (l/100 km): innerorts 7,1; außerorts 4,4; kombiniert 5,4; CO₂-Emissionen (g/km): kombiniert 125.

¹Ein Finanzierungsangebot der SEAT Bank, Zweigniederlassung der Volkswagen Bank GmbH, Gifhorner Straße 57, 38112 Braunschweig, für Privatkunden und Finanzierungsverträge mit 60 Monaten Laufzeit. Gültig für SEAT Neuwagen (ausgenommen SEAT Alhambra). Bonität vorausgesetzt. Weitere Informationen erhalten Sie bei Ihrem teilnehmenden SEAT Partner. Nicht kombinierbar mit anderen Sonderaktionen. Eine gemeinsame Aktion der SEAT Deutschland GmbH und allen teilnehmenden SEAT Partnern. ²Unverbindliche Preisempfehlung der SEAT Deutschland GmbH. ³Aktionsprämie wird einmalig als Nachlass bei Abschluss eines Finanzierungsvertrages gewährt. Abbildung zeigt Sonderausstattung.

KLIMAWANDEL

„Bis zum nächsten Jahr“



Ben Namakin, 32, stammt aus Kiribati, einem Inselstaat im Pazifik, der wegen des Klimawandels unterzugehen droht. Namakin gehörte auf den Weltklimagipfeln in Kopenhagen und Cancún zur Delegation Kiribatis. Nach Doha reiste er auf Einladung des Climate Action Network.

Mein Name ist Ben, ich lebe auf einer Insel. Sie heißt Tarawa und ist das Hauptatoll von Kiribati. Die meisten Menschen wissen nicht, dass es uns gibt. Als ich zum ersten Mal ins Ausland flog, hat mich ein US-Grenzbeamter gefragt: „Kiribati? Was ist das? Ein Ort?“ Das war 2005, ich war auf dem Weg zur Weltklimakonferenz von Montreal. Ich hatte gelesen, dass Amerika und Australien sich weigern, etwas gegen den Klimawandel zu tun. Ich wollte mit denen reden. Ich dachte, es kann eigentlich nicht so schwer sein, sie zu überzeugen. In Montreal habe ich tatsächlich kurz mit dem australischen

Umweltminister gesprochen. Das heißt, er mit mir. „Hör zu, Junge“, hat er gesagt, „bevor du mich überzeugen willst, geh zu den Amerikanern und den Chinesen und überzeuge die. Dann kannst du wiederkommen.“ Ich erlebe das seither immer wieder. Die Leute wollen nicht zuhören. Aber wir denken uns das ja nicht aus. Jeder, der nach Kiribati kommt, kann es selbst sehen. An der gesamten Küste von Tarawa sterben die Kokospalmen, weil das Meer die Wurzeln freigespült hat. An vielen Stellen ist Salzwasser ins Grundwasser eingesickert, das die Kinder krank macht. Es gibt immer häufiger plötzliche Fluten, wir nennen

sie „king tides“, die für Monate das Ackerland unbrauchbar machen. Wissenschaftler sagen, Kiribati werde irgendwann verschwinden. Ich weigere mich aber, unseren Untergang einfach so zu akzeptieren. Deswegen gehe ich weiter auf diese seltsamen Klimakonferenzen, obwohl ich, ganz ehrlich, nicht glaube, dass sie viel bringen. Ich war in Montreal, Bali, Kopenhagen und Cancún, und jedes Mal hatte ich das Gefühl, das ist so etwas wie die große Christmas-Party der Klimapolitik. Man sitzt zusammen, streitet über Halbsätze, beschließt, irgendwann mal etwas zu beschließen. Dann geht man auseinander und ruft: „Bis zum nächsten Jahr.“

Jetzt also Doha. Eine riesige Baustelle in der Wüste, dazwischen Hochhäuser wie in New York und Autos, Autos, Autos. Jetzt bauen sie auch noch einen gigantischen Flughafen. Ich weiß nicht, wer auf die Idee gekommen ist, hier eine Klimakonferenz abzuhalten. Aber ich finde, das sagt alles darüber, wie ernst es gemeint war.



Südsee-Atoll Tarawa

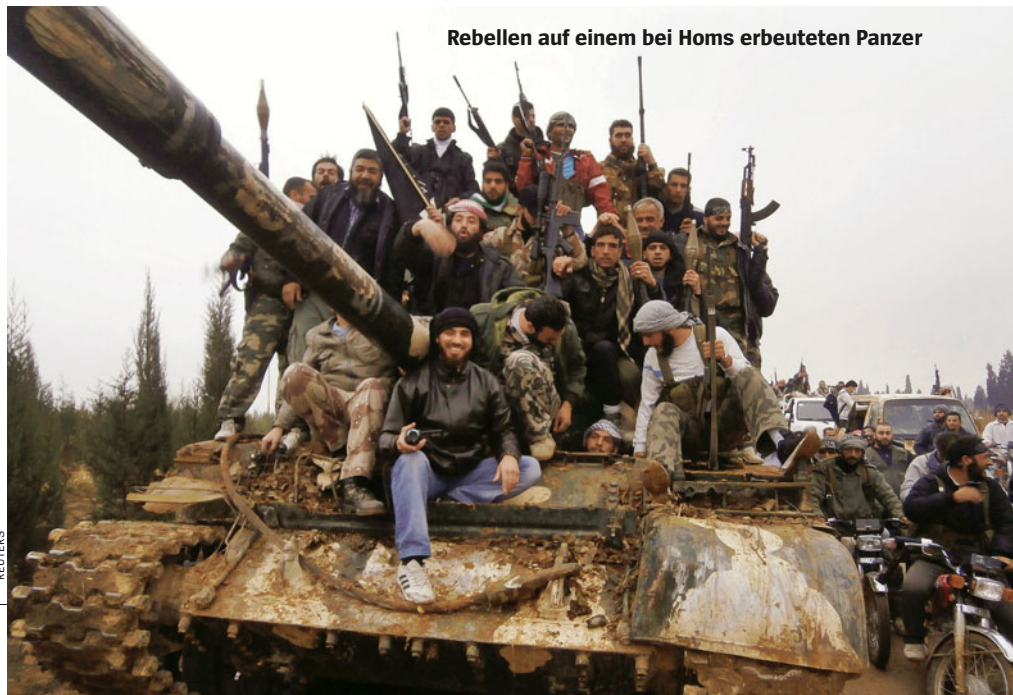
SYRIEN

Hunger an der Front

Der Vormarsch der syrischen Rebellen bringt die Armee Baschar al-Assads derart in Bedrängnis, dass Soldaten jetzt schon hungern müssen. Im vergangenen Monat hat die Opposition reihenweise kleine Posten, aber auch größere Stellungen des Militärs eingenommen. Dabei erbeuteten die Rebellen nach eigenen Angaben große Mengen Munition und Waffen, auch schultergestützte Flugabwehraketen. Nach Monaten des grausamen Stellungskriegs hat das Regime zwar keine Großstadt gänzlich verloren – wohl aber weite Teile der Provinzen. Die Kontrolle der Fläche beginnt sich auszuzahlen für die Gegner Assads, denn dessen Armee kann ihre isolierten Bastionen nur noch aus der Luft versorgen. Dafür aber reichen die Hubschrauber nicht aus. Den Soldaten geht nicht die Munition aus – sondern das Brot: Überläufer aus dem Norden sowie im Flughafen Mardsch al-Sultan gefangene Soldaten berichteten dem SPIEGEL, dass

schlichter Hunger viele Männer zur Aufgabe treibe. Und mit jedem verlorenen Posten wird die Versorgung der übrigen schwerer. Gegen diese Kettenreaktion kann das Regime wenig ausrichten. Selbst die Zahl der Luftangriffe mussten Assads Generäle reduzieren, weil die Rebellen mit ihren erbeuteten Raketen zur Gegen-

wehr übergehen. In der Provinz Idlib hat das Regime offensichtlich begonnen, Luftabwehrraketen auf Rebellengebiete zu feuern. Laut vage gehaltenen Angaben von US-Geheimdiensten sollen sogar bereits Vorbereitungen für die letzte Stufe der Eskalation getroffen worden sein: den Chemiewaffeneinsatz.



Rebellen auf einem bei Homs erbeuteten Panzer



Guatemalas Grausame

Sie nennen sich „Kaibiles“, nach einem für seine Härte berühmten Krieger der Maya: Die gut 1000 Mann starke Spezialeinheit des Militärs, die auch in Nebel und Rauch trainiert, wird von der Regierung als Trumpf im Kampf gegen die Drogen-

kartelle dargestellt. Der ultrakonservative Präsident Otto Pérez Molina war früher Ausbilder der Einheit, die für ihre Menschenrechtsvergehen berüchtigt ist. Den Soldaten werden grausame Morde und Zusammenarbeit mit der Rauschgiftmafia zugeschrieben. Dennoch kooperieren die USA mit der Anti-Drogen-Truppe.

V. R. CABALLERO/NEW YORK TIMES/LAIF

CHINA

Blind Date mit Xi

Die deutsche Chemieprofessorin Katharina Kohse-Höinghaus, 60, über ihren unerwarteten Termin bei Chinas neuem Partei- und designiertem Staatschef Xi Jinping

SPIEGEL: Warum wurden ausgerechnet Sie zu einem Treffen mit Xi Jinping eingeladen – noch bevor er seinen ersten Staatsgast empfing?

Kohse-Höinghaus: Genau weiß ich das nicht. Ich bin derzeit, wie mehrfach in den letzten Jahren, für Vorträge und wissenschaftliche Projekte in China. Vor ein paar Tagen wurde ich gefragt, ob ich an einem Treffen mit hochrangigen Führern in Peking teilnehmen könne. Mit wem genau, das würde ich noch erfahren.

SPIEGEL: Wo fand das Treffen statt?

Kohse-Höinghaus: In der Großen Halle des Volkes. Wir waren 20 Teilnehmer aus 16 Ländern, die alle lange Erfahrung in China haben. Darunter zum Beispiel ein Ingenieur, der an der Entwicklung chinesischer Flugzeuge mitar-

beitet, und ein anderer Fachmann, der eine neue Apfelsorte entwickelt hat.

SPIEGEL: Was war Ihre Rolle?

Kohse-Höinghaus: Ich sollte einen Kurzvortrag darüber halten, welche Erfahrungen internationaler Wissenschaftler zu Chinas großer Veränderung beitragen können – also ging es um die Vorteile des Arbeitens über Fachgrenzen, über Hierarchien hinweg und die Bedeutung kritischen Denkens und eines offenen Gesprächsklimas. Vor wem genau ich sprechen sollte, erfuhr ich erst kurz vor dem Empfang.

SPIEGEL: Und – wie ist Xi?



Kohse-Höinghaus, Xi

Kohse-Höinghaus: Ich fand es positiv, dass er sich über meinen Beitrag Notizen machte und nachher im Gespräch sogar darauf einging. Das hatte ich nicht erwartet.

SPIEGEL: Viele Chinesen sagen, er sei der erste Führer seit Jahren, der nicht wie ein Roboter spreche.

Kohse-Höinghaus: Er wirkte redegewandt und sprach oft auch frei.

SPIEGEL: So zufällig, wie Sie zusammengewürfelt wurden – hatten Sie das Gefühl, Teil einer Inszenierung zu sein?

Kohse-Höinghaus: Auf die Idee hätte man kommen können – so empfand ich es aber nicht. Ich glaube, Xis Interesse an weiterer internationaler Öffnung ist ernsthaft.

SPIEGEL: Sie sind eine weltweit anerkannte Expertin für Verbrennungschemie. Haben Sie Xi darauf angesprochen, dass sein Land der größte CO₂-Emittent der Welt ist?

Kohse-Höinghaus: Darum ging es ja nicht. Ich habe nur diplomatisch angedeutet, dass Fortschritte bei der Verbrennung für China sehr wichtig seien.



FRANKREICH

Angst vor der Welt

Mitten in der Krise betreiben die Sozialisten Realitätsverweigerung. Der Industrieminister fordert Verstaatlichungen, der Präsident scheut notwendige Strukturreformen. Und alle hadern mit der Globalisierung.

Seinen Arbeitsplatz vergleicht der Minister mit einem Gefechtsposten. Den verlässt man auch nur als Gefallener. Oder dann, wenn die letzte Patrone verschossen ist.

Arnaud Montebourg, 50, in der französischen Regierung zuständig für die „produktive Wiederaufrichtung“, so sein offizieller Titel, trägt das Haupt ganz hoch erhoben. Politik ist für ihn ein Kampfsport. Hinter ihm an der Wand seines Büros im dritten Stock des riesigen Pariser Finanz- und Wirtschaftsministeriums hängt dekorativ ein blitzendes Schwert. In die Schlacht stürzt sich der Haudegen mit Gebrüll. Doch oft bleibt dem Draufgänger dann nur das Manöver, das er am meisten verabscheut: der Rückzug.

Am vorvergangenen Wochenende war es wieder so weit. Montebourg hatte sich in ein spektakuläres Schauringen mit dem Stahlgiganten ArcelorMittal verhakht, der

in Frankreich an 150 Standorten 20000 Menschen beschäftigt. In Florange nördlich von Metz unweit der Grenze zu Deutschland und Luxemburg wollte der Konzern zwei Hochöfen endgültig stilllegen und 630 Arbeiter entlassen. Der Standort in der strukturschwachen Region Lothringen ist schon lange unrentabel, ArcelorMittal leidet unter Überkapazitäten. Eigentlich keine große Sache. Aber Montebourg, der seine Hauptaufgabe im Erhalt industrieller Arbeitsplätze sieht, brauchte einen Erfolg – und vergaß die Verhältnismäßigkeit der Mittel.

Und so brachte er das größte Geschütz in Stellung, über das die sozialistische Regierung verfügt: Der Industrieminister drohte dem Unternehmen mit zeitweiliger Verstaatlichung von Florange und erklärte den Haupt-

aktionär, den indischen Magnaten Lakshmi Mittal, zur unerwünschten Person, weil der Frankreich nicht respektiere. Schockiert suchte der Konzernchef das Gespräch mit Präsident François Hollande. Premierminister Jean-Marc Ayrault musste erkennen, dass Minister Montebourg eine Lunte gelegt hatte, die, käme es zur Explosion, auch die Regierung in die Luft sprengen könnte.

Frankreichs Wirtschaftsführer fühlten sich wie um 30 Jahre zurückversetzt. Damals hatte der erste sozialistische Präsident der Fünften Republik, François Mitterrand, seine Amtszeit mit einer Welle von Verstaatlichungen eröffnet – und musste nach zwei Jahren eine Kehrtwende vollziehen. Manche stellten sogar einen Vergleich mit 1945 an: Da hatte

71,2
Milliarden
Euro betrug
das Defizit
der Handels-
bilanz im ver-
gangenen
Jahr.



Protestierende Gewerkschafter in Paris „Kopernikanische Revolution“

Und selbst Wirtschafts- und Finanzminister Pierre Moscovici setzte sich vorsichtig von Montebourg ab: „Unsere Politik unterscheidet sich von den vergangenen Erfahrungen der Linken an der Macht.“

Die betroffenen Arbeiter und die Gewerkschaften jedoch waren begeistert. Eine Blitzumfrage ergab, dass eine Mehrheit der Franzosen und ganz besonders die Wähler der Linken solche Kraftproben mit den „Patrons“ durchaus schätzen. Nicht von ungefähr träumen Frankreichs Jugendliche von einem Job im Öffentlichen Dienst als der idealen Berufskarriere. Der Staat verheißt Schutz und Sicherheit.

Frankreich sei durch eine „Kultur der Gleichheit“, nicht der Konkurrenz und des Wettbewerbs geprägt – ein Erbe der Revolution, sagt der Historiker Emmanuel Todd. Da scheint es nur folgerichtig, dass Montebourg zuweilen mit Saint-Just verglichen wird, dem jakobinischen Scharfrichter und Ankläger im Dienste des Volkes.

Doch Hollande und Ayrault merkten, dass der Minister diesmal wohl dabei war, sich zu vergaloppieren. Der Premier zog die Drohung, Florange zu verstaatlichen, zurück; im Gegenzug verpflichtete sich ArcelorMittal, einstweilen auf Entlassungen zu verzichten. Die zwei Hochöfen bleiben allerdings aus.

Das Drama um ein paar hundert Arbeitsplätze wäre kaum mehr als eine sonderbare Polit-Komödie, würde es nicht ein Schlaglicht auf die Lage des Landes und das Dilemma des Staatsoberhauptes werfen. Hollande weiß, dass er verkrustete Gewohnheiten und Strukturen aufbrechen muss, obwohl die Gesellschaft ebenso wie die Sozialisten in ihren alten Sichtweisen gefangen sind. Und dem Präsidenten ist bewusst, dass er als Nachfolger des hektischen und konfrontativen Nicolas Sarkozy gewählt worden ist, um die Franzosen zu beruhigen, nicht um sie aufzurütteln und ihnen Angst zu machen.

Bis in seine Rhetorik hinein sind die semantischen Beschwichtigungsbemühungen erkennbar. Wenn der frühere Chef des Luft- und Raumfahrtunternehmens EADS, Louis Gallois, einen von der Regierung bestellten Bericht zur industriellen Lage des Landes verfasst und darin einen Elektroschock zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit fordert, macht Hollande einen „Pakt“ daraus.

Statt von Strukturformen zu sprechen, greift er zum harmlos klingenden Begriff „Wandel“. Und wenn die Unternehmen die mangelnde „Fle-

xibilität“ des Arbeitsmarkts beklagen, verspricht Hollande mehr „Geschmeidigkeit“.

Die für Frankreichs Linke noch immer ketzerische Wende vom Klassenkampf zum Sozialdemokratismus nach deutschem Vorbild komme einer „kopernikanischen Revolution“ gleich, sagt Finanzminister Moscovici. Als wäre das nicht selbstverständlich, hämmert er seinen Parteifreunden und seinen Wählern ein: „Links sein bedeutet nicht nur verteilen, sondern auch produzieren. Links sein



Minister Montebourg

Verhängnisvolle Botschaft an Investoren

heißt nicht nur die Kaufkraft stützen, sondern auch das Angebot stärken. Und links sein heißt auch zu wissen, dass es keine Reformpolitik ohne sozialen Dialog gibt.“

Diese Kompromiss- und Konsenskultur fehlt dem Land, das seine nationale Identität aus der Revolution ableitet,

weshalb es häufig aus geringfügigem Anlass zu chaotischen und gewalttätigen Ausbrüchen des Protests kommt. Die Gewerkschaften streiken nicht, wenn die Verhandlungen mit den Arbeitgebern gescheitert sind, sondern noch bevor sie begonnen haben – eine fragwürdige Imponiergeste.

Frankreich macht sich Sorgen, Frankreich zweifelt, Frankreich ist depressiv, sagt der Schriftsteller Jean d'Ormesson,

22
Prozent aller
Werkstätigen
sind
Angestellte
des
Öffentlichen
Dienstes.

der Staat den Automobilkonzern Renault verstaatlicht, wegen Kollaboration mit dem Feind. Teilte nicht auch Montebourg, schon immer ein wortgewaltiger Herold der Entglobalisierung, die Unternehmer in Gute und Böse, in Patrioten und Vaterlandslose ein?

„Hat die Regierung vergessen, dass Verstaatlichung Enteignung bedeutet?“, fragte die Vorsitzende des Arbeitgeberverbandes, Laurence Parisot, entsetzt.

Der liberale Wirtschaftshistoriker Nicolas Baverez, der bereits vor zehn Jahren „Frankreichs Fall“ vorausgesagt und jetzt wieder eine Streitschrift mit dem Titel „Wacht auf!“ veröffentlicht hat, erkannte im Gerangel um Florange den Beweis, dass Frankreichs Linke sich noch immer nicht mit der Globalisierung abgefunden habe, als wäre das Land ein ökonomisches und kulturelles Reservat. „Die Idee der Verstaatlichung sendet an alle Investoren eine verhängnisvolle Botschaft aus.“

CHRISTOPHE ENA / DAPD

STEPHANE LAVOUE / PASCO

„Jung und müde“

26 Prozent der jungen Franzosen sind arbeitslos, fast genauso viele leben in Armut.

Er würde gern öfter nach Paris fahren, aber die 6,40 Euro für ein Ticket sind meistens zu viel. Einmal im Monat, sagt Kafui Affram, schaffe er es. Elf Stationen liegen zwischen Lieusaint Moissy und Paris Châtelet, etwa 40 Minuten dauert die Fahrt von einer Welt in die andere, von der Banlieue im Südosten ins Zentrum.

In beiden Welten fühlt sich Affram nicht zu Hause. Nicht in seinem Vorort, wo er im kleinen Häuschen seiner Eltern mit 22 Jahren immer noch sein Kinderzimmer bewohnt, und auch nicht in Paris, wo er sich im Centre Pompidou jetzt gern die Dalí-Ausstellung anschauen würde. Wenn er das Geld dazu hätte.

Kafui Affram, als Sohn von Einwanderern aus Ghana in Frankreich geboren und aufgewachsen, ist nicht einmal wütend, er sei „jung und müde“, wie er sagt. „Ich weiß, ich sollte optimistisch sein, Ziele haben, aber meistens ist alles einfach nur grau.“

Jenseits von Spread und Schuldenquote weist Frankreich eine andere, verheerende Statistik auf. 23 Prozent der 18- bis 24-Jährigen leben in Armut, so eine neue Studie des Injep, des nationalen Jugendinstituts. Dabei handelt es sich vor allem um Schul- und Studienabbrecher, die keinen oder nur unzureichenden Zugang zur Gesundheitsversorgung haben und wenig Aussicht, dass ihre Lebenssituation sich verbessert.

Zweimal ist Kafui Affram durchs Abitur gefallen, anschließend verschuldete er sich, um die Aufnahme an einer Kunsthochschule zu schaffen. Schließlich absolvierte er eine Ausbildung zum Web-Designer, arbeitete zwei Monate lang in dem Beruf.

Seine Lebensumstände erfasst der französische Staat mittlerweile in einer eigenen Kategorie, Stufe „sehr prekär“. Kafui Affram hat damit Anspruch auf Hilfe, doch noch seinen Platz in der Gesellschaft zu finden. Dreimal die Woche besucht er die Mission locale, eine Art Sozialamt mit Berufsberatung für arbeitslose Jugendliche. Dort trifft er seine „Beraterin“, die versucht, Träume und Realität in Einklang zu bringen.

Die Jugendarbeitslosigkeit in Frankreich ist seit langem hoch, sie liegt bei

26 Prozent. Seit Jahrzehnten versprechen die Regierenden, egal ob Konservative oder Sozialisten, sie wollten bessere Verhältnisse für die Jungen schaffen. Das Gegenteil ist der Fall: Das Arbeitsrecht schützt diejenigen, die bereits in einem festen Beschäftigungsverhältnis stehen, Krise und



Arbeitsloser Affram in der Mission locale von Moissy
„Meistens ist alles einfach nur grau“

Rezession schaffen keine neuen Arbeitsplätze, auch der Wohnraum ist knapper und teurer geworden. „Es muss jetzt endlich etwas passieren“, sagt Didier Dugast, Direktor der Mission locale in Moissy. Jedes Jahr wachse die Zahl derer, die bei ihm Beistand suchen, um zehn Prozent.

Seit November wird François Hollands Konzept für „Zukunftsarbeitsplätze“ umgesetzt: Vollzeitverträge für Jobs in Organisationen oder Vereinen, staatlich finanziert. Diese Stellen sind gedacht für Menschen wie Kafui Affram. Der zuckt mit den Schultern und sagt: „Wir haben uns daran gewöhnt, dass die Politiker ständig mit neuen Ideen kommen.“

JULIA AMALIA HEYER

Mitglied der Académie française. Der Philosoph Pascal Bruckner bestätigt die Diagnose: „Die größte Partei Frankreichs ist die Partei der Angst. Die Franzosen haben Angst vor der Welt, Angst vor den anderen und, mehr noch, Angst vor ihrer eigenen Angst.“

Das verleitet sie dazu, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen. In der Verdrängung der Realität fühlen sie sich auch von den Touristenströmen bestätigt, die Frankreich gerade wegen der musealen Qualität seines Savoir-vivre schätzen.

Präsident Hollande, vom Temperament her ein vorsichtiger Taktiker, der Hindernisse lieber umgeht als überspringt, glaubte anfangs, sich Zeit lassen zu können, um dringende Reformen in die Wege zu leiten.

Seinen Regierungschef Ayrault wählte er auch wegen dessen Pädagogik des Einlullens aus. So ließ Hollande mit Ayrault ein halbes Jahr ohne größere Taten verstreichen. Verlorene Zeit, rügte vor kurzem der weise alte Mann der Sozialisten, der frühere Premier Michel Rocard.

Der auf die schnelle Wiederherstellung der Wettbewerbsfähigkeit drängende Ex-EADS-Manager Gallois musste einräumen, dass ein Programm wie die deutsche Agenda 2010 in Frankreich nicht hingenommen würde. Dabei fiel die Abrechnung im Gallois-Bericht zum Zustand der französischen Wirtschaft schonungslos aus: Der Anteil der Industrie an der wirtschaftlichen Wertschöpfung ist seit dem Jahr 2000 von 18 auf 12,5 Prozent gesunken.

Damit landet Frankreich auf dem 15. Platz der 17 Euro-Länder, deutlich hinter Italien. Im industriellen Sektor hat das Land seit Mitterrands Zeiten zwei Millionen Arbeitsplätze verloren. Die Handelsbilanz, 2002 noch mit 3,5 Milliarden Euro im Überschuss, wies 2011 ein Defizit von 71,2 Milliarden Euro auf. Parallel dazu stieg die Staatsverschuldung auf 90 Prozent des BIP.

„Immer wenn in den vergangenen 25 Jahren ein neues Problem auftauchte“, so der Banker Michel Pébereau, „hat unser Land mit einer Steigerung der Ausgaben reagiert.“

Inzwischen gibt die öffentliche Hand fast 57 Prozent des Bruttoinlandsprodukts aus, mehr als Schweden und mehr als Deutschland. Auf 1000 Einwohner kommen 90 Angestellte des Öffentlichen Dienstes (in Deutschland gerade mal 50),

MYR MURATET / DER SPIEGEL

der auf diese Weise 22 Prozent aller Werktätigen beschäftigt.

„La douce France“ ist ein schläfriges Land der Staatsbediensteten und Beamten, die ihre Ruhe haben möchten. Doch die schlechten Nachrichten häufen sich für Hollande.

Die Aufgeregtheit seines Industrieministers Montebourg erklärt sich auch dadurch, dass seit Amtsübernahme der Sozialisten die Arbeitslosigkeit um 150.000 Menschen auf 10,7 Prozent gestiegen ist. Allein im Oktober kamen 45.000 Beschäftigungslose hinzu. Statt die Industrie wieder aufzurichten, muss Minister Montebourg vor allem Sozialpläne abwehren.

Erst jetzt überwand sich die Regierung, den Unternehmen eine Steuerentlastung von 20 Milliarden Euro zu gewähren, um die Arbeitskosten zu senken. Ein eher halbherziger Schritt: Gallois hatte 30 bis 50 Milliarden für notwendig gehalten. Vorige Woche musste die Regierung einen weiteren Katastrophenbericht entgegennehmen: den zur Lage der Jugend, die ganz besonders unter Armut und Beschäftigungslosigkeit zu leiden hat (s. Seite 102).

Der Soziologe Olivier Galland, der die Studie leitete, konstatiert ein Gefühl der Bitternis und des Verlassenseins bei den 16- bis 25-Jährigen: „Alle Bestandteile sind beisammen, die eine abermalige Explosion auslösen könnten“, wie im Spätherbst 2005, als es tagelang in den Banlieues brannte. „Wenn wir uns nicht ändern, ist das System nicht überlebensfähig“, sagt der langjährige Finanzmanager Gérard Dussillol, der als Experte für einen belgisch-französischen Think-Tank tätig ist. Für ihn „kann Frankreich als Dominostein das ganze System der Euro-Zone erschüttern“.

Und sogar Karl Lagerfeld findet nichts Positives mehr an seiner Wahlheimat, in der er nach eigenen Angaben jährlich zwei Millionen Euro Steuern zahlt – „eine Art Kurtaxe an den französischen Staat“. Die französische Politik mit ihrer symbolischen Reichensteuer sei „grotesk“ geworden, die Franzosen hätten sich „intellektuell sterilisiert“, das Einzige, was im Land noch funktioniere, sei die Mode, sagte er in einem Interview in Berlin.

So deutet vieles darauf hin, dass Hollande die Zeit davonläuft, die Tage seines Premiers Ayrault schon gezählt sein könnten und der tapfere Ritter Montebourg, der sich anfangs noch Hoffnungen auf die Nachfolge von Ayrault machte, einen eher tragischen Kampf gegen die Windmühlen der Globalisierung führt.

Auf dem Magazin der Tageszeitung „Le Parisien“ ließ er sich im blau-weiß gestreiften T-Shirt der bretonischen Marke Armor Lux mit einem Moulinex-Mixer „made in France“ abbilden – ein Sinnbild des alten Frankreich, als die Welt ohne Globalisierung noch in Ordnung war.

ROMAIN LEICK



PAPST

Karls rätselhafte Krönung in Rom

BAUERN

Schinderei für die fränkischen Herren

AACHEN

Entdeckungen in der einstigen Pracht-Residenz

**Jetzt
im
Handel.**



Parteichef Mursi beim Gebet 2011

ÄGYPTEN

Mursi und seine Brüder

Hinter der autoritären Politik des Präsidenten steht die Führung der Muslimbruderschaft: Deren Mitglieder haben zu lange auf die Macht gewartet, um sie jetzt so leicht wieder abzugeben.

Er nennt sich Scharif, ein junger Mann ohne Bart, mit Kapuzenpullover und Turnschuhen. Er sieht nicht aus wie ein Muslimbruder, sondern wie einer dieser jungen Revolutionäre, auf die seine Männer mit Steinen, Stöcken und Stahlstangen losgehen.

Scharif sagt, er hasse diese Liberalen und Linken, die gegen die Muslimbrüder und ihren Präsidenten Mohammed Mursi demonstrieren, seitdem dieser sich mit einem Ermächtigungsgesetz Ende November alle Staatsgewalt zusprach. Und daher hat der Muslimbruder vergangene Woche das Kommando über einen Schlägertrupp der Islamisten geführt.

Gut organisiert und diszipliniert sind Scharifs Männer von der Bruderschaft, sie haben Plastiktüten für die Steine dabei, die sie aus dem Gleisbett der Straßenbahn rupfen, und genug Kampfeswillen. „Wir stellen uns auf eine lange Schlacht ein“, sagt Scharif. „Wir werden

unseren Präsidenten verteidigen, auch wenn es hart wird.“

Und so jagen sie ihre Gegner vom Präsidentenpalast in die Seitenstraßen und schlagen sie dort brutal zusammen. Auch wer nur zuschaut, wird angegriffen. Als noch die ausgebrannten Autowracks am Straßenrand rauchen, präsentieren sie stolz ihre Gefangenen: 63 Männer, die Gesichter geschwollen und blutig, zusammengepfercht vor dem Eingang zum Präsidentenpalast. Scharifs Gegner schlagen nicht viel weniger brutal zurück, auch sie bewaffnet mit Stöcken und Brandbomben. So ist die Bilanz am Ende dieser Woche: mindestens fünf Tote, mehrere hundert Verletzte und dazu die erschütternde Erkenntnis, dass der neue Präsident sich weniger dem Volk, sondern vor allem der Bruderschaft verantwortlich fühlt.

Über Facebook und Twitter hatten die Muslimbrüder zu einer Pro-Mursi-Demonstration vor dem Präsidentenpalast

aufgerufen und ihre Anhänger per Ketten-SMS nach Heliopolis beordert, um den „Feinden der Demokratie“ eine Lektion zu erteilen. Tausende Männer wie Scharif sind dem Aufruf gefolgt, kleine Rädchen im Getriebe der Muslimbruderschaft, die in diesen Tagen alle Kräfte mobilisiert, um ihre neugewonnene Macht nicht so schnell zu verlieren.

Es wäre nicht das erste Mal, dass die Muslimbrüder ihre Schlägertrupps auf die Straße schicken. Schon in ihren Anfangsjahren lenkten sie eine paramilitärische Miliz, die politische Attentate verübte und gegen Linke vorging. „Die Muslimbrüder sehen sich am Ziel, endlich die Ideale ihres Gründers Hassan al-Banna durchsetzen zu können. Sie haben 84 Jahre darauf hingearbeitet“, sagt der Kairoer Politologe Siad Akl. „Sie werden die Macht daher nicht so schnell abgeben.“

Die Ausschreitungen der vergangenen Wochen sind für viele Ägypter ein Beweis dafür, dass nicht der Präsident, sondern die Bruderschaft die Fäden zieht, und dass diese dabei keine Skrupel hat, das Land notfalls an den Rand eines Bürgerkriegs zu treiben.

Anfang Dezember kürte das US-Nachrichtenmagazin „Time“ Präsident Mursi zum wichtigsten Politiker des Nahen Ostens. Doch nur wenige glauben, dass der behäbige Ingenieur tatsächlich der mächtigste Mann im Staat sei. Es sind wohl eher zwei andere, die die Entscheidungen

treffen: Mohammed Badi, Chef der Muslimbrüder, und Chairat al-Schatir, ihr erster Präsidentschaftskandidat, der aus formalen Gründen von der Wahl ausgeschlossen wurde, zuständig für Organisation und Finanzen der Bruderschaft.

Ausgerechnet im Staatsfernsehen kann man derzeit am besten sehen, wer im Land das Sagen hat. Fast jede Woche werden dort die Begegnungen des Präsidenten mit Würdenträgern gezeigt, oft trifft Mursi auf Badi, und er begrüßt diesen dann mit Handkuss. Eine Geste, die Gehorsam ausdrücken soll und zeigt, dass der Treueeid, den Mursi wie alle Bruderschaftsmitglieder einst auf die Bewegung und ihren Führer schwor, noch immer gilt.

Die Frage also ist: Was will Badi? Der 69-jährige Professor für Tiermedizin ist „Murschid al-Amm“, oberster Führer der Islamistenorganisation. Seit Januar 2010 ist er der Vorsitzende des „Führungsbüros“ der Muslimbrüder, einer Art Politbüro, derzeit besetzt mit 21 überwiegend älteren, erzkonservativen Männern. Fast alle Mitglieder wurden durch langjährige Gefängnisstrafen geprägt. Badi aber überraschte bei seinem Amtsantritt durch ein leidenschaftliches Bekenntnis zum damaligen Präsidenten Husni Mubarak. Kurz darauf befreite das Regime mehrere inhaftierte Muslimbrüder.

Viele Ägypter werten dies bis heute als Beleg für die heimliche Zusammenarbeit zwischen dem Regime und der Bruderschaft, die ja offiziell verfeindet waren. Badi, so scheint es, ist also eher ein Pragmatiker der Macht als ein Demokrat.

Chairat al-Schatir hingegen soll als Chefstrategie der Muslimbrüder für alle politischen Manöver verantwortlich sein, mit denen die Bruderschaft seit Mubaraks Sturz durch die Revolution steuert. Etwa für jenen Deal mit der ehemaligen Armeespitze, der es beiden Seiten erlaubte, ihr Gesicht zu wahren: eine Entmachtung der obersten Militärs bei gleichzeitiger Bewahrung all ihrer Privilegien.

Und sein Verhältnis zu Mursi? Schatir war früher Mursis direkter Vorgesetzter, „intern galt der jetzige Präsident nur als sein Laufbursche“, sagt ein Ex-Muslimbruder. „Mursi kann nichts allein entscheiden“, bestätigt Amr al-Laithi, einer von neun Präsidentenberatern, die in den vergangenen Wochen aus Protest gegen das diktatorische Auftreten Mursis zurückgetreten sind. Alles müsse vorher von der Nummer zwei der Bruderschaft abgesegnet werden. Jedes Wort, jeder Vorschlag. Und es sei nicht etwa Schatir,

der Mursi anrufe. Der Präsident rufe Schatir an. Auch die Experten, die den Präsidenten bei Fachfragen beraten sollen, kämen alle aus der Bruderschaft. Er, Laithi, habe nichts zu sagen gehabt, deshalb sei er am Ende gegangen.

Es gibt noch mehr Beispiele, die belegen, dass nicht allein Mursi regiert. Als der Präsident vor einigen Monaten Gouverneurposten neu besetzen sollte, fanden ägyptische Journalisten danach heraus, dass die Kandidatenliste direkt aus

Nur wenig ist bisher über das Innere der Bruderschaft bekannt, doch das ändert sich gerade. Immer mehr Muslimbrüder steigen aus – und tragen ihre Kritik nach außen. Junge Mitglieder, die die hierarchischen Strukturen ablehnen. Oder ältere Anhänger wie Tharwat al-Chirbawi, ein bekannter Rechtsanwalt, der sagt, die autoritäre Ideologie der Bruderschaft trete immer dann in den Vordergrund, wenn die Organisation unter Druck gerate. Gewalt sei für sie ein Mittel der Politik. Es gebe sogar Ausbildungslager, in denen die Organisation Mitglieder-Milizen für den Nahkampf trainiere – was von der Muslimbruderschaft dementiert wird.

„Mursi wird es eher auf neue Krawalle ankommen lassen, als dass er seine Sondervollmachten zurücknimmt“, glaubt Chirbawi. „Solange das Führungsbüro der Bruderschaft von Hardlinern dominiert wird, ist kein Kompromiss zu erwarten.“

Die Stärke der Muslimbruderschaft war immer auch die Folge einer schwachen Opposition. Im ersten Wahlgang hatte gerade einmal ein Viertel aller Wähler für Mursi gestimmt, doch er gewann

die Stichwahl, weil die Opposition sich nicht auf einen Kandidaten hatte einigen können. Die Nichtislamisten erhielten bei der Präsidentschaftswahl zusammen über die Hälfte aller Stimmen, von einer großen Mehrheit für die Bruderschaft konnte also nie die Rede sein. Und nun scheint die Unterstützung weiter zu bröckeln, über 30 Bruderschaftsgebäude wurden in den vergangenen zwei Wochen angezündet, und die Demonstranten rufen jetzt wie schon vor Mubaraks Sturz: Nieder mit dem Regime.

Vor allem aber haben sich in der vergangenen Woche die Anführer der Opposition endlich zusammengerauft. Sie nennen sich nun „Nationale Heilsfront“. Der liberale Nobelpreisträger Mohamed ElBaradei gehört dazu, der ehemalige Generalsekretär der Arabischen Liga, Amr Mussa, und der Nasserist Hamdin Sabahi. Auch zahlreiche Sozialdemokraten und Kommunisten sind dabei. Es sind traditionell stark zerstrittene Gruppen, plötzlich vereint im Protest gegen Mursi und die Bruderschaft.

MATTHIAS GEBAUER, DANIEL STEINVORTH, VOLKHARD WINDFUHR



Muslimbrüder bei Unruhen: Lektion für die Feinde der Demokratie

YURI KOZREV / NOOR (L.); MAHMOUD KHALED / AFP (R.)

dem Politbüro der Bruderschaft stammte. Weder Kabinettsmitglieder noch die Berater des Präsidenten wurden vorab konsultiert. Ähnliches gilt für die Neubesetzung der Chefposten bei staatlichen Medien, auch diese wurden von der Bruderschaft ausgewählt.

Und vergangene Woche, als sich Liberale, Kopten und Säkulare mit den Muslimbrüdern Schlachten vor dem Präsidentenpalast lieferten, da brauchte der Staatsoberhaupt hinter den Palastmauern, bewacht von Panzern und Präsidentengarde, über 24 Stunden, um sich zu den Ausschreitungen zu äußern. Weil er sich erst mit Badi und Schatir abstimmen musste?

Steif wie immer hielt er dann eine Fernsehansprache, unfähig, eine versöhnliche Botschaft an die Opposition zu schicken. Nein, er halte fest an seinem Plan, das Volk am 15. Dezember über die neue, islamistisch geprägte Verfassung abstimmen zu lassen, sagte er da noch. Seine Machtfülle gelte nur befristet. Und an den blutigen Krawallen seien allein von Gegnern der Islamisten bezahlte Schläger schuld, hinter denen Handlanger des alten Regimes stünden. Dann bot er noch halbherzig einen „nationalen Dialog“ an. Es war eine Rede, wie sie zuletzt Mubarak gehalten hatte – wenngleich es am Freitagabend Hinweise darauf gab, dass die Abstimmung dann doch verschoben werden könnte.



Video:
Was wollen die
Muslimbrüder?

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode
scannen, etwa mit der App „Scanlife“.
spiegel.de/app502012aegypten

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wir sollten einen Schlussstrich ziehen“

Israels Präsident Schimon Peres widerspricht der Kritik seines Premiers: Er lobt Angela Merkel, findet die Uno-Aufnahme Palästinas nicht schlimm und will den Friedensprozess wiederbeleben – ohne Vorbedingungen und Vorwürfe.

Seit über einem halben Jahrhundert ist Schimon Peres in der israelischen Politik, als Abgeordneter für vier Parteien, als Außen- und Verteidigungsminister und als Premier. Seit 2007 ist er Präsident und mit 89 Jahren das älteste Staatsoberhaupt der Welt. Inzwischen ist er der weitaus beliebteste israelische Politiker. Seine Karriere begann Peres 1947 als Waffenbeschaffer für die jüdische Untergrundarmee, später begründete er das Atomprogramm und unterstützte den Siedlungsbau. Seit zwei Jahrzehnten setzt er sich für Verhandlungen mit den Palästinensern ein. Als Präsident hat Peres Regierungschef Benjamin Netanjahu selten öffentlich kritisiert. Doch es ist kein Zufall, dass er jetzt reden will, anlässlich der Reise Netanjahus nach Berlin. Der Premier sieht im Uno-Votum zur Aufnahme Palästinas Parallelen zum Münchner Abkommen von 1938 – doch Peres kontert: Er lobt die Bundeskanzlerin ausdrücklich, und im Gegensatz zur israelischen Regierung drängt er auf sofortige Friedensverhandlungen. Er fordert eine Politik des Vergebens und ein Ende der wechselseitigen historischen Beschuldigungen.

SPIEGEL: Herr Präsident, bei den Vereinten Nationen haben die Palästinenser den Beobachterstatus erhalten. Bedauern Sie diese Entscheidung?

Peres: Man kann diese Uno-Resolution kritisieren, aber das bringt nichts. Ich habe bereits vor ewigen Zeiten gelernt, dass man im Leben nur eine Sache nicht verändern kann, und das ist die Vergangenheit. Was geschehen ist, ist geschehen.

SPIEGEL: Werden nun Verhandlungen mit den Palästinensern schwerer?

Peres: Vielleicht nicht schwerer, aber auf jeden Fall notwendiger. Es ist doch klar, dass die nächste Stufe des Konflikts jetzt vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag ansteht, wo sich beide Seiten gegenseitig beschuldigen werden. Soll das die Zukunft sein? Ach Gott, das haben wir doch schon die ganze Zeit gemacht: Sie haben uns angeschwärzt, wir haben sie angeschwärzt. Wir müssen die Vergangenheit endlich hinter uns lassen.

SPIEGEL: Aber beide Seiten berufen sich doch gern auf die tausendjährige Geschichte, um ihren Anspruch auf das Heilige Land zu untermauern.

Peres: Wir können nicht wieder bei Urvater Abraham anfangen, das ist vorbei.

SPIEGEL: Dennoch beschwört Premier Netanjahu die Geschichte beinahe täglich.

Peres: Natürlich ist Geschichte notwendig, um die Gegenwart zu erklären. Aber deswegen muss man doch um Himmels willen nicht immer 2000 Jahre zurückgehen. Das sollten wir den Historikern überlassen. Was vor 2000 Jahren geschehen ist, wiederholt sich heute nicht. Wir sollten einen Schlussstrich ziehen und sagen, die Sünden der Vergangenheit sind vergeben,

AMIT SHABI / LAIF / DER SPIEGEL

wir werden einander nicht länger verklagen. Das ist doch Zeitverschwendung. Wir müssen unverzüglich Verhandlungen ohne Vorbedingungen aufnehmen, und unverzüglich heißt: sofort nach den israelischen Wahlen am 22. Januar.

SPIEGEL: Bei der Uno-Abstimmung hat sich Deutschland enthalten. Ein Grund war die Enttäuschung von Kanzlerin Angela Merkel, dass Netanjahu bisher keine Verhandlungen aufgenommen hat. Können Sie diese Haltung verstehen?

Peres: Natürlich hätte ich es lieber gesehen, wenn Deutschland anders abgestimmt hätte. Aber was soll's? Wenn ich mich frage, was mir denn lieber wäre – ein deutsches Europa oder ein europäisches Deutschland, ziehe ich ein europäisches Deutschland vor. Und diese Abstimmung war für Deutschland ein Ausdruck seiner europäischen Haltung.

SPIEGEL: Vor den Kabinettskonsultationen vergangene Woche in Berlin hat sich Netanjahu über die deutsche Uno-Enthaltung beklagt. Wie schätzen Sie die Beziehungen zwischen Israel und Deutschland ein?

Peres: Die Beziehungen sind tadellos, und die Haltung von Kanzlerin Merkel ist bemerkenswert. Sie hat ihre Überzeugungen und bleibt ihnen treu, ich habe Hochachtung vor ihr. Deutschlands Verbindung zu Israel ist stark und nicht von Opportunismus geprägt. Natürlich sind wir manchmal unterschiedlicher Meinung, aber selbst am blauen Mittelmeerhimmel ziehen zuweilen Wolken auf. Trotzdem bleibt der Himmel blau.

SPIEGEL: Nicht nur Deutschland, alle EU-Länder außer der Tschechischen Republik haben sich in der Uno enthalten oder zugestimmt. Ist Israel zunehmend isoliert?

Peres: Sie haben nicht für uns gestimmt, weil es keine Verhandlungen gibt. Sobald wir die aufnehmen, werden die Europäer auch wieder für uns stimmen.

SPIEGEL: Und wenn es die nicht gibt?

Peres: Das ist keine Option, es muss Verhandlungen geben. Wenn wir ehrlich sind, sind doch die Grundzüge eines Abkommens klar: Es wird zwei Staaten und insgesamt drei Siedlungsblöcke geben, für die wir den Palästinensern ein Stück gleich großes Land überlassen müssen. Die Siedlungen beanspruchen etwa zwei bis sechs Prozent der Fläche des Westjordanlandes, und so viel Land müssen wir ihnen eben von anderswoher geben. Das ist doch kein unlösbares Problem.

SPIEGEL: Warum gibt es dann nicht längst Frieden, wenn die Lösung so einfach ist?

Peres: Die Schwierigkeit ist, diese Verhandlungen aufzunehmen. Wir können sie ja schließlich nicht mit dem Happy End beginnen, wir müssen den richtigen Anfang definieren.

SPIEGEL: Vor einem Jahr haben Sie Palästinenserpräsident Mahmud Abbas mehrmals heimlich getroffen und sich darauf geeinigt, wie man Verhandlungen begin-

nen könnte. Doch am Ende wies Netanjahu Sie an, den Kontakt abzubrechen.

Peres: Auch das gehört zur Vergangenheit. Wichtig ist doch: Netanjahu hat sich zur Zweistaatenlösung bekannt.

SPIEGEL: Aber nur auf dem Papier, geschehen ist nichts. Und aller Voraussicht nach wird die nächste Regierung noch weniger verhandlungsbereit sein.

Peres: Nun, die nächste Regierung muss eine strategische Entscheidung treffen.

Peres: Eben aus diesen Jahren. Ich kann mich gut daran erinnern, wie ich damals in ein Land kam, in dem es nichts gab. Ein kleines Fleckchen Erde, im Norden ein Sumpf und im Süden die Wüste. Es gab einen Fluss, der einen berühmten Namen hatte, den Jordan, aber kaum Wasser. 1948 waren wir eine kleine Gruppe, 650 000 Menschen, umgeben von gewaltiger Feindseligkeit. Unterlegen, zahlenmäßig und was unsere Waffen anging.



Siedlerinnen beim Schießtraining: „In einem gemeinsamen Staat gibt es keinen Frieden“

Und Israel hat keine bessere, keine andere Option als die Zweistaatenlösung.

SPIEGEL: So sehen Sie das, aber sieht der Regierungschef das auch so? Seine Politik spricht da eine andere Sprache.

Peres: Die vergangenen vier Jahre werden sich nicht wiederholen.

SPIEGEL: Was macht Sie da so sicher?

Peres: Meine Erfahrung. Ich kann Ihnen verraten, dass es weniger die politischen Führer sind, die die Realität beeinflussen. Vielmehr werden sie von der Realität beeinflusst. Ich bin sicher, dass Netanjahu keinen gemeinsamen Staat von Israelis und Palästinensern möchte. Denn so wird es keinen Frieden geben – wegen der Spannungen, der unterschiedlichen Interessen, weil unser Land so klein ist.

SPIEGEL: Es scheint jedoch eher, als ob Netanjahu nicht an einer Änderung des gegenwärtigen Status quo interessiert sei.

Peres: Im Augenblick mag das ja zutreffend sein, aber es wird auch wieder andere Zeiten geben.

SPIEGEL: Woher nehmen Sie nach all den Jahren eigentlich Ihren Optimismus?

Ohne natürliche Ressourcen. Es gab Krieg, bevor es einen Staat gab, eine Armee, bevor wir eine Regierung hatten. Wir hatten eigentlich keine Chance, aber Sie sehen ja, was aus uns geworden ist.

SPIEGEL: Das war 1948. Aber wenn Sie die Situation heute mit der hoffnungsvollen Zeit des Osloer Friedensprozesses vergleichen, müssen Sie doch zugeben, dass vieles schlechter geworden ist.

Peres: Unsere Kritiker haben immer behauptet, wir würden niemals Frieden schließen mit einem arabischen Land. Wir haben aber Friedensverträge mit Ägypten, mit Jordanien gemacht, und wir haben begonnen, Frieden mit den Palästinensern zu schließen. Es ist doch eine Tatsache, dass es eine palästinensische Autonomiebehörde gibt – und damit auch Beziehungen zu ihr.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass Sie Frieden mit den Palästinensern noch erleben werden?

Peres: Hundertprozentig. Es mag länger dauern, als ich mir das wünsche. Wir müssen geduldig und beharrlich sein, und wir sollten nicht immer auf die Pessimis-

VERPASSEN SIE NICHT DIE BESTEN!

Die besten guten Klassik-CDs:
30 neue Top-Titel
Für kurze Zeit zum Sonderpreis

IL PROGETTO VIVALDI
SOL GABETTA
SONATORI DE LA GIOIOSA MARCA

Die besten guten Klassik-CDs

Kultur SPIEGEL



Sol Gabetta brilliert
mit Cello-Konzerten von Vivaldi

FRANZ SCHUBERT
KLAVIERSONATEN D 958 & 959
MURRAY PERAHIA

Die besten guten Klassik-CDs

Kultur SPIEGEL



Kaum jemand spielt Schubert
so gut wie Murray Perahia

WOLFGANG AMADEUS MOZART
REQUIEM
SCHAFFER • FINK • STREIT • FINLEY
ARNOLD SCHOENBERG CHOR
CONCERTUS MUSIQUES WIEN
NIKOLAUS HARNONCOURT

Die besten guten Klassik-CDs

Kultur SPIEGEL



Harnoncourts Referenzaufnahme
des berühmtesten Requiems

JOHANN SEBASTIAN BACH
FRANZÖSISCHE SUITEN NR. 1-4
GLENN GOULD

Die besten guten Klassik-CDs

Kultur SPIEGEL



Genie – Mythos – Kult:
Glenn Gould spielt Bach

ten hören. Die machen genauso viele Fehler wie die Optimisten.

SPIEGEL: Man kann Ihren ewigen Optimismus auch als Feigenblatt für eine wenig kompromissbereite Regierung verstehen.

Peres: Solche Beschuldigungen sind Unsinn. In meiner langen politischen Karriere habe ich daran mitgearbeitet, unglaubliche Dinge für mein Land zu erreichen. Keine Feigenblätter – ich habe Feigen, richtige Früchte hervorgebracht.

SPIEGEL: Viele halten diese Amtszeit Netanjahus für verlorene Zeit, ohne Reformen und Veränderungen, während für afrikanische Einwanderer und arabische Israelis das Klima rauer geworden ist.

Peres: Ich bin nicht sicher, dass alles so finster aussieht. Sehen Sie sich doch unser Verhältnis zu den Arabern an, die in Israel leben. Zugegeben, es sieht wie eine unmögliche Beziehung aus, aber es gibt doch Inseln, auf denen Frieden herrscht zwischen uns. In jedem israelischen Krankenhaus etwa gibt es arabische Krankenpfleger, Ärzte und Patienten – und es gibt jüdische Krankenpfleger, Ärzte und Patienten. Und nirgendwo gibt es Streit.

SPIEGEL: Für viele Israelis ist der „Arabische Frühling“ eher ein „Arabischer Winter“. Für Sie auch?

Peres: Für mich ist das eher ein Welt-Frühling, nicht nur ein Arabischer Frühling. Das Klima des Wandels ist global, nicht regional. Und im Welt-Frühling trägt man besser keine Winterkleidung.

SPIEGEL: Inwiefern beeinflussen die arabischen Revolutionen auch Israel?

Peres: Glücklicherweise hängt nicht alles, was im Nahen Osten geschieht, mit Israel zusammen. Mit dem Blutbad in Syrien hat Israel nichts zu tun. Dasselbe gilt für Ägypten, für Tunesien, den Jemen. Natürlich gibt es Fanatiker, die den Konflikt zwischen uns und den Palästinensern als Begründung für Extremismus missbrauchen. Aber die sind in der Minderheit. Der Nahe Osten erlebt jetzt einen Umbruch, und Israel sollte sich heraushalten.

SPIEGEL: Sie haben schon seit Jahrzehnten von einem neuen Nahen Osten gesprochen, der von Kooperation geprägt werde. Ist der nicht weiter entfernt denn je?

Peres: Es gibt noch keinen neuen Nahen Osten, sondern einen Abschied vom alten Nahen Osten. Wir leben in einer Periode des Übergangs, mit neuen Regierungen, die sich im Aufbau befinden. Die junge Generation hat eines geschafft: Sie hat ihre Diktatoren beseitigt und ihre Länder an die Wahlurnen gebracht. Sie weiß nur noch nicht, wie man Wahlen gewinnt, aber immerhin gibt es Wahlen.

SPIEGEL: Vor vier Monaten, kurz nach Ihrem 89. Geburtstag, warnten Sie vor einem einseitigen militärischen Vorgehen



Peres beim SPIEGEL-Gespräch*

„Natürlich mache ich mir Sorgen“

Israels gegen Iran. Was hat Sie so besorgt, dass Sie das öffentlich taten?

Peres: Die iranische Bombe ist ein Problem für die ganze Welt. Warum sollte Israel dieses Problem monopolisieren?

SPIEGEL: Misstrauen Sie Ihrer eigenen Regierung bei dieser Entscheidung?

Peres: Ich respektiere unsere Regierung, aber ich achte auch auf die Realitäten. Und ich ziehe es vor, dass dieses Problem von einer Koalition unter der Führung der Vereinigten Staaten gelöst wird. Ich halte Präsident Barack Obama für einen ernsthaften Politiker mit festen Überzeugungen. Er ist dagegen, dass sich Iran Nuklearwaffen zulegt, weil das eine Gefahr für die Welt ist.

SPIEGEL: Sie haben gesagt, Sie seien so besorgt, dass Sie nachts nicht schlafen könnten. Sollten auch wir uns fürchten?

Peres: Natürlich mache ich mir Sorgen. Deshalb habe ich meine Befürchtungen öffentlich gemacht. Sogar der russische Präsident Wladimir Putin hat mir gesagt, er halte den Gedanken an eine iranische Bombe für unerträglich. Warum sollten wir allein vorgehen? Ich verstehe das nicht.

SPIEGEL: Ihre Position in dieser und vielen anderen Fragen ist konträr zur Regierung und zu Ihrem Premier. Warum äußern Sie Ihre Kritik nicht deutlicher?

Peres: Weil ich lieber laut sage, wofür ich bin, und nicht, wogegen ich bin.

SPIEGEL: Viele Israelis hatten gehofft, Sie würden bei der kommenden Wahl als Anführer der Opposition antreten. Warum haben Sie sich dagegen entschieden?

Peres: Ich bin für sieben Jahre zum Präsidenten gewählt worden, und ich pflege zu Ende zu bringen, was ich begonnen habe. Und im Übrigen mache ich meine Sicht des Landes deutlich und beeinflusse mit, welchen Kurs es einschlägt.

SPIEGEL: Haben Sie daran gedacht, in den Wahlkampf zu ziehen?

Peres: Ich habe das Gefühl, durch gute Ratschläge genauso viel Einfluss zu haben wie durch administrative Macht. Ich bin überzeugt, dass es wichtig ist, unseren jungen Leuten zu erklären, was mit Israel passiert. Ich will nicht übertreiben, aber ich hoffe, dass die Leute auf mich hören.

SPIEGEL: Herr Präsident, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit den Redakteuren Hans Hoyng und Juliane von Mittelstaedt in seinem Amtssitz in Jerusalem.

ZUM **ERFOLG** GEHÖRT
AUCH GLÜCK. UND DER MUT,
ES HERAUSZUFORDERN.

JETZT IM HEFT:
EXKLUSIVE
SPARCOUPONS!



JETZT
AM KIOSK!



WORK HARD. PLAY HARD.

Business Punk. Das Business-Lifestyle-Magazin.
www.business-punk.com | www.facebook.com/businesspunk

Available on the
App Store

GET IT ON
Google play

Unsere Prämien-Highlights 2012:



iPad mini (16 GB)
Wi-Fi – ohne Vertrag
Zuzahlung: nur € 199,-



iPad mini (16 GB)
Wi-Fi – ohne Vertrag
Zuzahlung: nur € 199,-



KitchenAid Classic
Zuzahlung: nur € 189,-



Wagenfeld-Tischleuchte WG 24
Zuzahlung: nur € 149,-



Maxi-Cosi Rodi XP – schwarz
Ohne Zuzahlung



TEASI one – Fahrrad- und Wandernavigation
Ohne Zuzahlung



Artemide „Tolomeo Lettura“
Zuzahlung: nur € 115,-



Artemide „Tolomeo Micro Tavolo“
Zuzahlung: nur € 29,-



PocketBook Touch
eBook Reader 6"
Zuzahlung: nur € 29,-

Jeder kann werben! Sie müssen nicht selber Abonnent sein!



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP12-173



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet

Empfehlen Sie jetzt den SPIEGEL!



Samsung Galaxy Y Duos
Dual-SIM – ohne Vertrag
Zuzahlung: nur € 45,-



Rimowa-Salsa-Cabin-Trolley IATA
Zuzahlung: nur € 109,-



ODYS LOOX PLUS Tablet PC –
ohne Vertrag
Ohne Zuzahlung



BestChoice-Universal-
gutschein € 80,-



DriversChoice-Universal-
Tankgutschein € 80,-



Geldprämie € 90,- bei Bestellung
bis zum 21.12.2012

Noch heute antworten und Top-Prämie sichern!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **Top-Prämie für den Werber**
- ☒ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe**
- ☒ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,- statt € 4,20 im Einzelkauf (beim Upgrade inkl. des digitalen SPIEGEL zusätzlich € 0,50 pro Ausgabe). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraumes gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____

Telefon (für eventuelle Rückfragen) _____

Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Der SPIEGEL vierteljährlich: € 12,-
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

Geldinstitut, Ort _____

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für iPad/iPhone, Android-Smartphone/-Tablet und PC/Mac) beziehen. SD12-014

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe) _____

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten _____

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

☐ Geldprämie € 90,- (2807) bei Bestellung bis zum 21.12.2012
Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ _____ Konto-Nr. _____

Geldinstitut, Ort _____

iPad mini (16 GB) Wi-Fi Zuzahlung: € 199,-
☐ Weiß/Silber ☐ Schwarz/Graphit (4400) Zuzahlung: € 29,-
☐ KitchenAid Classic (3219) Zuzahlung: € 189,-
☐ Wagenfeld-Tischleuchte WG 24 (3739) Zuzahlung: € 149,-
☐ Maxi-Cosi Rodi XP – schwarz (4156) Zuzahlung: € 115,-
☐ TEAS one – Fahrrad- und Wandernavigation (4227) Zuzahlung: € 29,-
☐ Artemide „Iolomeo Lettura“ (4264) Zuzahlung: € 115,-
☐ Artemide „Iolomeo Micro Tavolo“ (4265) Zuzahlung: € 29,-

☐ PocketBook Touch (4449) Zuzahlung: € 29,-
☐ Samsung Galaxy – ohne Vertrag (4257) Zuzahlung: € 45,-
☐ Rimowa-Salsa-Cabin-Trolley IATA (3750) Zuzahlung: € 109,-
☐ ODYS LOOX PLUS Tablet PC – ohne Vertrag (4223) Zuzahlung: € 109,-
☐ BestChoice-Universalgutschein € 80,- (2009)
☐ DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 80,- (2827)

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



Drohnen-Leitstand in New Mexico: Der moderne Krieg ist unsichtbar, der Entfernung raubt er die Bedeutung

USA

Träume in Infrarot

Ein Soldat nimmt sich vor, der Beste seines Jahrgangs zu sein. Es gelingt ihm, er wird Drohnen-Pilot einer Spezialeinheit der amerikanischen Luftwaffe in New Mexico. Er tötet Dutzende Menschen. Bis er eines Tages nicht mehr so weitermachen kann. *Von Nicola Abé*

Mehr als fünf Jahre lang saß Brandon Bryant in einem länglichen Container von der Größe eines Wohnwagens, runtergekühlt auf 17 Grad, fensterlos, die Tür durfte aus Sicherheitsgründen nicht geöffnet werden. Vor Bryant und seinem Kollegen leuchteten 14 Bildschirme, lagen 4 Tastaturen. Wenn Bryant in New Mexico auf einen Knopf drückte, starb ein Mensch auf der anderen Seite der Welt.

Rechner surren in diesem Container. Sie stehen im Gehirn einer Drohne. In der Luftwaffe nennen sie den Raum ein Cockpit. Doch die Piloten im Container fliegen nicht, sie steuern nur.

Bryant war einer von ihnen, sehr genau erinnert er sich, wie der „Predator“, das Raubtier, der Leib der Drohne, in einer Acht am Himmel über Afghanistan kreis-

te, mehr als 10 000 Kilometer von seinem Standort entfernt. Im Fadenkreuz lag ein flaches Haus, aus Lehm gebaut, mit einem Stall für Ziegen, so erzählt es Bryant im Rückblick. Als der Befehl zum Abschuss kam, drückte er mit der Linken einen Knopf, markierte mit einem Laser das Dach. Der Pilot neben ihm löste am Joystick aus. Die Drohne feuerte eine Rakete des Typs „Höllengefeuer“ ab, noch 16 Sekunden waren es bis zum Einschlag.

„Die Momente vergehen wie in Zeitlupe“, sagt er heute. Bilder erschienen auf seinem Monitor, übertragen per Satellit, verzögert um zwei bis fünf Sekunden, aufgenommen von einer Infrarotkamera, die von der Drohne herabblitzte.

Noch sieben Sekunden, kein Mensch war zu sehen. Noch hätte Bryant die Rakete umlenken können. Noch drei Sekun-

den. Bryant hatte das Gefühl, jeden einzelnen Pixel am Monitor zählen zu müssen. Ein Kind lief um die Ecke, sagt er.

Die Sekunde null war der Moment, in dem die digitale Welt von Bryant mit der realen in einem Dorf zwischen Baghlan und Masar-i-Scharif kollidierte.

Bryant sah ein Leuchten am Bildschirm, die Explosion. Teile des Gebäudes stürzten ein. Das Kind war verschwunden. Bryant spürte, wie sein Magen übersäuerte.

„Haben wir gerade ein Kind getötet?“, fragte er seinen Kollegen neben sich.

„Ich denke, das war ein Kind“, sagte der Pilot zu ihm.

„War das ein Kind?“, gaben daraufhin beide in ein Chat-Fenster am Monitor ein.

Und dann antwortete jemand, den sie nicht kannten, der irgendwo auf der Erde

in einer Kommandozentrale des Militärs saß und ihren Angriff beobachtet hatte: „Nein. Das war ein Hund.“

Sie sahen sich die Szene noch einmal auf Video an. Ein Hund auf zwei Beinen?

Als Bryant an diesem Tag aus dem Container trat, lag tiefstes Amerika vor ihm: trockenes Steppengras bis zum Horizont, Felder, Güllegeruch. Der Radarturm des Luftwaffenstützpunkts „Canon“ blitzte alle paar Sekunden in der Dämmerung auf. Da war kein Krieg.

Der moderne Krieg ist unsichtbar wie ein Gedanke, der Entfernung raubt er ihre Bedeutung. Es ist kein entfesselter Krieg, sondern ein kontrollierter, gesteuert aus kleinen Hightech-Zentren an verschiedenen Orten dieser Welt. Der neue Krieg soll präziser sein als der alte. Manche nennen ihn deshalb „humaner“. Es ist der Krieg eines Intellektuellen: Barack Obama hat ihn befördert wie kein anderer vor ihm.

Ein Korridor im Pentagon, dem Ministerium, das diesen Krieg gestaltet. Der Gang ist mit dunklem Holz furniert, die Herren der Luftwaffe haben hier ihre Büros. Neben den Porträts von Militärführern hängt das Gemälde eines „Predators“, Drohne auf Leinwand. Keine andere Erfindung hat sich, so die Sicht der Militärs, in den vergangenen Jahren derart bewährt im „Krieg gegen den Terror“.

Von sieben Stützpunkten in den USA lenkt die Armee Drohnen, hinzu kommen Orte im Ausland, unter anderem im afrikanischen Dschibuti. Die CIA operiert aus ihrer Zentrale in Langley heraus in Pakistan, Somalia und dem Jemen.

Eine „natürliche Erweiterung der Distanz“ nennt Oberst William Tart, ein Mann mit blassen Augen und klarem Feindbild, die Drohne.

Bis er vor einigen Monaten ins Verteidigungsministerium befördert wurde, zum Chef für das Einsatzkommando unbemannter Kampfflieger, war Tart Kommandeur auf dem Luftwaffenstützpunkt „Creech“ in Nevada, nahe Las Vegas, und leitete dort die Drohnen-Einsätze. Wenn er selbst flog, hatte er ein Foto von seiner Frau und seinen drei Töchtern vor sich in die Checkliste neben die Monitore geklemmt.

Das Wort Drohne lehnt er ab. Es impliziere, dass das Vehikel einen eigenen Willen, ein Ego habe. Tart spricht lieber von „ferngesteuerten Flugzeugen“ und davon, dass die meisten Flüge dem Sammeln von Informationen dienen. Dann erzählt er vom humanitären Einsatz nach dem Erdbeben in Haiti oder von den militärischen Erfolgen im Libyen-Krieg: wie seine Leute diesen Lastwagen beschossen, der Raketen auf Misurata richtete, wie sie jenen Konvoi jagten, in dem Muammar al-Gaddafi und seine Gefolgschaft flüchteten. Er beschreibt, wie sich die Soldaten am Boden in Afghanistan immer



Ex-Soldat Bryant: „Haben wir gerade ein Kind getötet?“

wieder für die Hilfe aus der Luft bedanken. Er sagt: „Wir retten Leben.“

Vom gezielten Töten spricht er weniger. In den zwei Jahren als Verantwortlicher auf „Creech“ habe er nie jemanden sterben sehen, der kein Kämpfer war. Geschossen werde nur, wenn Frauen und Kinder aus dem Haus seien. Zur Befehlskette verweist Tart auf das 275-seitige Dokument 3-09.3. Im Kern besagt es, dass Drohnen-Attacken genehmigt werden müssen wie alle anderen Angriffe der Luftwaffe auch. Ein Offizier im Einsatzland muss sie freigeben.

Drohnen schaffen auch Nähe zum Ziel, darin liegt eines ihrer Paradoxe.

Und dann wird er wütend, er mag es nicht, dieses Gerede vom klinischen Krieg. Es erinnert ihn an jene Vietnam-Veteranen, die ihm vorhalten, er sei nie durch Morast gewatet, er habe Blut nie gerochen, er habe keine Ahnung.

Das stimme nicht, sagt Tart, oft habe er die einstündige Fahrt von der Arbeit zurück nach Las Vegas gebraucht, um Abstand zu gewinnen. „Wir beobachten Menschen monatelang, sehen sie mit ihren Hunden spielen, ihre Wäsche aufhängen. Wir kennen ihre Gewohnheiten wie

die unserer Nachbarn, nehmen sogar an ihrer Beerdigung teil“, sagt er. Das sei nicht immer leicht gewesen.

Drohnen vergrößern nicht nur die Entfernung zum Ziel, sie schaffen auch Nähe, darin liegt eines ihrer Paradoxe. „Der Krieg bekommt durch sie etwas Persönliches“, sagt Tart.

Ein gelbes Holzhaus am Rande der Kleinstadt Missoula, Montana. Im Hintergrund verschwimmen Bergketten, Wald und Nebelschwaden. Erster Schnee ist liegen geblieben. Brandon Bryant, heute 27 Jahre alt, sitzt auf der Couch seiner Mutter. Er wohnt wieder hier, seit er die Armee verlassen hat, trägt Dreitagebart und Glatze. „Ich habe seit vier Monaten nicht mehr in Infrarot geträumt“, sagt er und lächelt, ein Erfolg.

Sechs Jahre war er bei der Luftwaffe, hat 6000 Flugstunden absolviert. „Ich habe in dieser Zeit Männer, Frauen und Kinder sterben sehen“, sagt Bryant. Nie habe er gedacht, dass er so viele Menschen töten würde. Eigentlich habe er gar nicht geglaubt, dass er jemanden umbringen könnte.

Nach der Schule wollte Bryant Journalist werden. Damals ging er sonntags noch zur Kirche und stand auf rothaarige Cheerleader. Nach einem Semester Studium hatte er mehrere tausend Dollar Schulden.

Zum Militär kommt er durch Zufall. Er begleitet einen Freund, der sich für die



EVERETT COLLECTION / PICTURE ALLIANCE / DPA

„Predator“-Drohne: Keine andere Erfindung hat sich, so die Sicht der Militärs, derart bewährt im „Krieg gegen den Terror“

Armee melden will. Er hört, dass die Luftwaffe eine eigene Universität habe, dass er studieren könne, ohne zu zahlen. Bryant schneidet bei den Tests so gut ab, dass man ihn für nachrichtendienstliche Aufgaben vorsieht. Er lernt, Kameras und Laser einer Drohne zu steuern, Bilder vom Boden zu analysieren, Landkarten und Wetterdaten.

Er ist 20, als er seinen ersten Einsatz über dem Irak fliegt. In Nevada brennt die Sonne vom Himmel; im Container ist es dunkel, im Nahen Osten endet gerade die Nacht. Eine Truppe amerikanischer Soldaten macht sich auf den Rückweg zum Basislager. Bryant soll die Straße überwachen, ihr „Schutzensengel“ dort oben sein.

Er sieht ein Auge, eine Form im Asphalt. „Ich kannte das Auge aus dem Training“, erzählt er. Wenn der Feind einen improvisierten Sprengsatz in die Straße gräbt, dann brennt er einen Reifen ab, um den Asphalt zu erweichen, später sieht es aus wie ein Auge.

Der Konvoi mit den Soldaten ist noch meilenweit entfernt. Bryant informiert seinen Vorgesetzten, der unterrichtet die Kommandozentrale. Minutenlang habe er zusehen müssen, so erzählt Bryant es heute, wie die Fahrzeuge sich auf die Stelle zubewegten.

„Was sollen wir tun?“, habe er seinen Kollegen gefragt.

Der Pilot ist auch neu.

Niemand kann die Soldaten am Boden über Funk erreichen, sie haben einen Störsender eingeschaltet. Bryant sieht, wie das erste Fahrzeug über das Auge fährt. Nichts passiert.

Das zweite Fahrzeug fährt über das Auge. Bryant sieht einen Blitz, dann die Explosion im Inneren.

Fünf tote amerikanische Soldaten.

Von diesem Tag an denkt Bryant, dass er fünf Landsleute auf dem Gewissen hat. Er beginnt, alles auswendig zu lernen, Handbücher über den „Predator“, über die Raketen, er kennt jedes Szenario. Er

will der Beste werden. Nie wieder darf so etwas geschehen.

Seine Schichten dauern bis zu zwölf Stunden. Die Luftwaffe hat noch nicht genug Personal für den ferngesteuerten Krieg über dem Irak und Afghanistan. Drohnen-Piloten gelten als feige Knopfdrücker. Weil der Job so unbeliebt ist, müssen sogar Pensionäre anheuern.

Bryant erinnert sich noch an seinen ersten Abschuss: Zwei Männer sind sofort tot. Den dritten beobachtet er im Todeskampf. Das Bein des Mannes fehlt, er hält sich den Stumpf, sein warmes Blut läuft auf die Straße. Zwei Minuten lang. Auf dem Nachhauseweg habe er seine Mutter angerufen und geweint, sagt Bryant, „eine Woche lang war ich wie abgetrennt vom Rest der Menschheit“. Er sitzt in seinem Lieblings-Coffeeshop in Missoula, es duftet nach Zimt und Butter. Er kommt oft hierher, beobachtet Leute, liest Bücher von Nietzsche oder Twain, wechselt den Platz. Er kann nicht mehr lange an einem Ort sitzen, das macht ihn nervös.

Seine Freundin hat vor kurzem mit ihm Schluss gemacht. Sie hat ihn gefragt, nach

Die Hoffnung auf einen Krieg, der ohne seelisch Verwundete auskommt, hat sich nicht erfüllt.

der Bürde, die er trägt. Also hat er davon erzählt. Aber sie kam damit nicht zurecht, sie wollte die Last nicht mit ihm teilen.

Wenn Bryant durch seine Heimatstadt fährt, trägt er eine Fliegersonnenbrille und ein Palästinensertuch. Das Innere seines Chryslers hat er mit Aufnahmen seiner Einheit gepflastert. Auf Facebook hat er eine Fotogalerie seiner Münzen gestellt, inoffizielle Orden, die man ihm verliehen hat. Er hat nur diese eine Vergangenheit, er ringt mit ihr, aber sie macht ihn auch stolz.

2007 wird er in den Irak entsandt. „Ready for action“, postet er in seinem Profil. Von einer Militärbasis der Amerikaner aus, rund hundert Kilometer entfernt von Bagdad, soll er Drohnen starten und landen.

Sobald sie ihre Flughöhe erreicht haben, übernehmen Piloten in den USA. Der „Predator“ kann einen ganzen Tag lang in der Luft bleiben, aber er ist langsam, stationiert ist er deshalb nahe dem Einsatzgebiet. Auf Fotos posiert Bryant in sandfarbenem Overall und kugelsicherer Weste, an die Drohne gelehnt.

Zwei Jahre später nimmt ihn die Luftwaffe in eine Spezialeinheit auf. Man versetzt ihn nach „Cannon“, New Mexico. Der staubige Ort, in dem er sich mit einem Kollegen einen Bungalow teilt, heißt Clovis und besteht größtenteils aus Wohnwagen, Tankstellen und evangelikalen Splitterkirchen. Bis in die nächste Stadt sind es Stunden.

Bryant bevorzugt die Nachtschichten, denn dann ist es Tag in Afghanistan. Im Frühjahr erinnert ihn die Landschaft an seine Heimat Montana, die schneebedeckten Spitzen der Berge, die grünen Täler. Er sieht, wie die Menschen ihre Felder bestellen, Jungs Fußball spielen, sieht Männer ihre Frauen und Kinder umarmen.

Wenn es dunkel wird, schaltet Bryant auf die Wärmebildkamera um. Im Sommer schlafen viele Afghanen auf ihrem Dach, wegen der Hitze: „Ich sah, wenn sie Sex miteinander hatten. Es sind zwei Infrarotpunkte, die verschmelzen.“

Er beobachtet Menschen über Wochen, Taliban, die Waffen verstecken. Oder solche, die auf einer Liste stehen, weil Militär, Geheimdienste oder Informanten vor Ort etwas über sie wissen.

„Ich lernte sie kennen. Bis irgendwer, der höher in der Hierarchie stand, den Befehl zum Abschuss gab.“ Ein schlechtes Gewissen hat er wegen der Kinder, denen er den Vater nimmt. Wenn er freihat, spielt Bryant Videospiele oder „World of

Unternehmen haben genügend Daten. Ein durchschnittlich großes Unternehmen speichert über 200 Terabyte. Es weiß also sehr genau, wer seine Produkte wie, wann und wo kauft.

Heute erwarten Kunden, dass ein Unternehmen weiß, warum sie ein Produkt kaufen – oder auch nicht. Nur wenn ein Unternehmen versteht, was seine Kunden bewegt, kann es maßgeschneiderten Service anbieten.

Wir nennen es Big Data. Es sind Daten aus Tweets, Videos, Clickstreams und anderen unstrukturierten Quellen. Diese Daten erkennen Wünsche. Und wir haben heute die Möglichkeit, diese Daten zu verstehen.

**„Jetzt entscheiden Fakten,
welche Kampagne wir
schalten – und nicht mehr
unser Bauchgefühl.“**



Die Kombination aus Big Data und Unternehmensdaten ergibt ein genaueres Bild der Kunden.

Die Kombination aus Big Data und Unternehmensdaten ergibt ein genaueres Bild der Kunden.

80% der Daten, die heute produziert werden, sind unstrukturiert. Sie kommen von Bildern, Videos, Tweets, Posts und E-Mails.



Innerhalb von 90 Tagen hat das Unternehmen gelernt, solche Kunden zu erkennen. So konnte die Abwanderungsrate im ersten Jahr um 35 % gesenkt werden.

Mit IBM Smarter Analytics
können Unternehmen Big Data
erfassen und herausfinden, was
ihre Kunden wirklich wollen.
ibm.com/customerinsights/de

MACHEN WIR DEN PLANETEN
EIN BISSCHEN SMARTER.



Warcraft“ im Internet, oder er trinkt mit den anderen.

Auf dem Luftwaffenstützpunkt „Holloman“ in New Mexico: Major Vanessa Meyer, deren echter Name mit schwarzem Band überklebt ist, hält einen Vortrag über die Ausbildung von Drohnen-Piloten. Im Jahr 2013 will die Luftwaffe endlich genug Personal haben, um den Bedarf zu befriedigen.

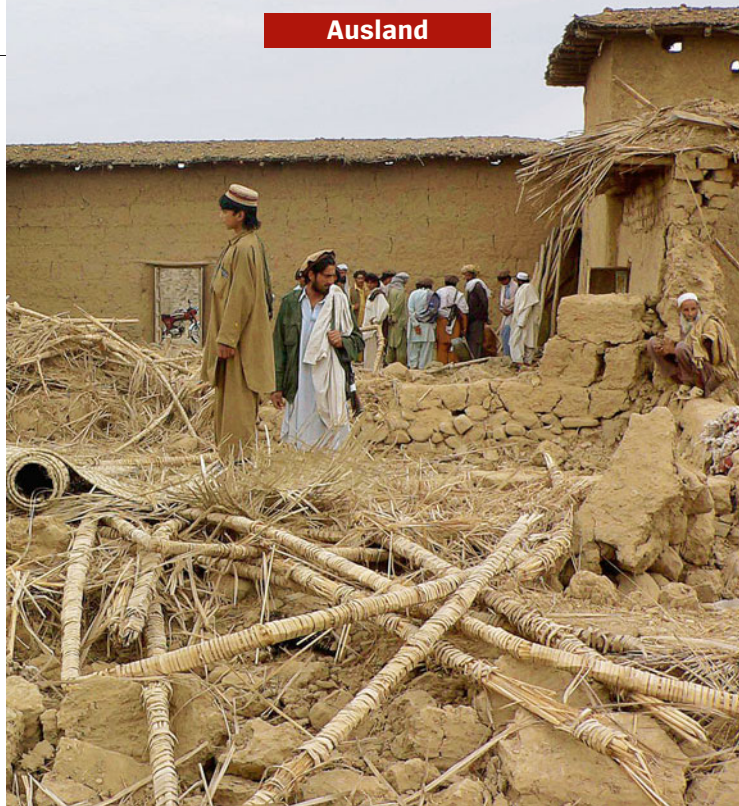
Meyer, 34, Gloss auf den Lippen, Diamant am Finger, flog erst Transportflieger, dann Drohnen. Nun arbeitet sie als Trainerin. Im grünen Overall der Luftwaffe steht sie in einem Übungscockpit und zeigt anhand einer Simulation, wie man eine Drohne über Afghanistan steuert. Auf dem Monitor folgt das Fadenkreuz einem weißen Pkw bis zu einer Siedlung aus Lehmbauten. Mit dem Joystick bestimmt sie die Richtung, mit der linken Hand bedient sie den Hebel, der die Drohne verlangsamt oder beschleunigt. Auf einem Flugfeld hinter dem Container zeigt Meyer den „Predator“, zart und silbern, und seinen großen Bruder, den „Reaper“, den Sensenmann, der vier Raketen und eine Bombe trägt: „Großartige Flugzeuge. Nur bei schlechtem Wetter nicht zu gebrauchen.“

Sie flog Drohnen von „Creech“, jenem Stützpunkt nahe Las Vegas, an dem Jungs in Sportwagen ein- und ausfahren und Gebirgsketten wie riesige Reptilien in der Wüste liegen. Meyer bekommt ihr erstes Kind, während sie hier arbeitet. Noch im neunten Monat ihrer Schwangerschaft sitzt sie im Cockpit, der Bauch drückt gegen die Tastatur.

Wenn sie einen Angriff vorbereitete, dann sei da „keine Zeit für Gefühle“ gewesen, sagt sie heute. Natürlich habe sie gespürt, wie ihr Herz schneller schlug, das Adrenalin sich im Körper ausbreitete. Aber dann habe sie sich strikt an die Regeln gehalten, sich darauf konzentriert, das Flugzeug zu positionieren: „Wenn die Entscheidung gefallen war und es sich um einen Feind handelte, der es verdient hatte, dann hatte ich kein Problem.“

Nach der Arbeit fährt sie nach Hause, vorbei an den Friedensaktivisten, die sie nicht ansieht, Highway 85 nach Las Vegas, sie hört Countrymusik. Nur selten denkt sie nach über das, was im Cockpit passiert. Höchstens darüber, was sie besser machen könnte. Sie geht im Kopf dann die einzelnen Schritte noch einmal durch.

Oder sie geht einkaufen. Manchmal sei es ein komisches Gefühl gewesen, wenn die Frau an der Kasse fragte: „Wie



Von Drohne zerstörtes Haus in Pakistan 2009: „Blut, totaler Krieg“

läuft's?“ Sie habe dann nur geantwortet: „Gut. Schönen Tag.“ Wenn sie mal unruhig war, sei sie laufen gegangen. Den Jungs am Boden zu helfen, das habe sie jeden Tag motiviert aufzustehen.

Zu Hause ist kein Platz für das Böse dieser Welt. Mit ihrem Mann, einem Drohnen-Piloten, spricht sie nicht über die Arbeit. Sie zieht sich ihren Pyjama an, sieht Zeichentrickfilme im Fernsehen oder spielt mit ihrem Baby. Heute hat Meyer zwei kleine Kinder. Sie will ihnen zeigen, „dass Mami gute Arbeit machen kann“. Ihr jetziger Job als Trainerin sei sehr befriedigend, sagt sie. Doch sie will wieder zurück in den Kampfeinsatz.

Brandon Bryant will irgendwann nur noch raus, etwas anderes machen. Er ist noch einmal für einige Monate im Ausland gewesen, diesmal in Afghanistan. Dann kommt er zurück nach New Mexico und hasst auf einmal dieses Cockpit, das nach Schweiß stinkt und das er mit dem Duftspray „Frische Wäsche“ besprüht. Er will etwas tun, das Menschenleben rettet, nicht nimmt. Überlebenstrainer wäre gut. Seine Freunde raten ihm ab.

Power 90 Extreme heißt das Programm, das er jetzt täglich in seinem Bungalow in Clovis durchzieht, Fitness im Bootcamp-Style. Hanteltraining, Liegestütze, Klimmzüge, Sit-ups. Außerdem geht er fast jeden Tag zum Gewichtheben in den Kraftraum.

An langweiligen Tagen schreibt er im Cockpit Tagebuch: „Auf dem Schlachtfeld gibt es keine Parteien, nur Blut, totalen Krieg. Ich bin so tot. Ich wünschte, meine Augen würden verrotten.“ Er denkt, wenn er nur fit genug ist, werden

sie ihn schon etwas anderes machen lassen. Aber er ist ziemlich gut in seinem Job.

Irgendwann macht es ihm keinen Spaß mehr, Freunde zu sehen. Das Mädchen, das er trifft, beschwert sich über seine schlechte Laune. „Ich habe keinen Schalter, den ich umlegen kann“, sagt er ihr. Er kommt nach Hause und kann nicht schlafen, er trainiert. Er beginnt, seinen Kommandeuren zu widersprechen.

Eines Tages bricht er während der Arbeit zusammen, krümmt sich, spuckt Blut. Der Arzt schreibt ihn krank. Erst wenn er zwei Wochen am Stück mehr als vier Stunden schlafe, dürfe er wieder zurück, sagt der Arzt.

„Ein halbes Jahr später war ich erneut im Cockpit und bin Drohnen geflogen“, sagt Bryant. Er sitzt im Wohnzimmer seiner Mutter in Missoula. Sein Hund win-

selt und legt den Kopf an seine Wange. An seine eigenen Möbel kommt Bryant im Moment nicht ran. Sie sind eingelagert, und er hat kein Geld, um die Rechnung zu begleichen. Nur sein Computer ist ihm geblieben.

In der vergangenen Nacht hat Bryant eine Zeichnung auf Facebook gepostet. Eine grüne Wiese, auf der ein Pärchen steht, Hand in Hand, die beiden blicken in den Himmel. Im Gras daneben hocken ein Kind und ein Hund. Doch die Wiese ist nur ein Teil der Welt. Unter ihr liegt ein Meer aus sterbenden Soldaten, die sie mit letzter Kraft stützen, ein Meer aus Leichen, Blut und Gliedmaßen.

Die Behörde für Veteranen hat bei Bryant Posttraumatische Belastungsstörungen diagnostiziert. Die Hoffnung auf einen bequemen Krieg, der ganz auskommt ohne seelisch Verwundete, hat sich nicht erfüllt. Bryants Welt ist verschmolzen mit der jenes Kindes in Afghanistan, es ist wie ein Kurzschluss im Gehirn der Drohne.

Warum er nicht mehr bei der Luftwaffe ist? Da gab es diesen einen Tag, an dem er wusste, dass er den nächsten Vertrag nicht mehr unterschreiben würde. Es war der Tag, an dem Brandon Bryant ins Cockpit kam und sich zu seinen Kollegen sagen hörte: „Hey! Welcher Motherfucker stirbt heute?“



Video: Drohnen-Pilot Brandon Bryant über das Töten per Knopfdruck

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app502012drohnen

Deutscher Reporter**PREIS** 2012

Der Preis von Journalisten für Journalisten



BESTE REPORTAGE: Takis Würger „DAS VERLORENE BATAILLON“

BESTER ESSAY: Dirk Kurbjuweit „DIE HALBE KANZLERIN“,

Sabine Rennefanz „UWE MUNDLOS UND ICH“

BESTE KULTURREPORTAGE: Jonathan Stock „DER BLUTIGE THRON“

BESTES INTERVIEW: Lothar Gorris und Sven Röbel „GESTÄNDNIS EINES EWIGEN HIPPIES“

BESTE LOKALREPORTAGE: Anja Reich „DER GOLDENE STEIN“

BESTER FREIER REPORTER: Michael Obert „DER BÜRGERMEISTER DER HÖLLE“

BESTE POLITISCHE REPORTAGE: Tanja Stelzer „DIE DORIS-SHOW“

BESTE WEB-REPORTAGE: Bernhard Riedmann und Amrai Coen „NICHT VON GOTT GEWOLLT“

GRAND PRIX: Alexander Gorkow und Andreas Mühe „USA, 20.56 UHR“

Die Jury: die Journalisten Matthias Eberl, Michael Ebert, Ullrich Fichtner, Birgit Lahann, Hania Luczak, Evelyn Roll, Sabine Rückert, Susanne Schneider, Margrit Sprecher und Jan Christoph Wiechmann; die Autoren Friedrich Küppersbusch, Sascha Lobo, Eva Menasse, Angelika Overath, Michael Rutschky, Jörg Thadeusz und Juli Zeh; die Verleger Michael Krüger und Antje Kunstmann und die Regisseurin Doris Dörrie

www.reporter-forum.de

Reporter**FORUM**

Der Deutsche Reporterpreis und das Reporter-Forum werden finanziell unterstützt von der Robert Bosch Stiftung, der Rudolf Augstein Stiftung und dem Augustinum.



Mehr Milkshake wagen

GLOBAL VILLAGE: In Kuwait-Stadt eröffnete die Ich-Darstellerin Kim Kardashian inmitten parlamentarischen Durcheinanders eine Milchbar.

Das Prinzip der Demokratie erschöpft sich nicht in freier Wahl. Es gehört auch ein Mindestmaß an Mitbestimmung dazu. Und deswegen ist Kim Kardashian hier.

Bekreischt wie der wiederauferstandene Elvis betritt die amerikanische Seifenoperndiva „The Avenues“ in Kuwait-Stadt, eine jener Malls von den Ausmaßen eines mittleren Flächenstaats, die einen entweder in Kaufrausch oder tiefe Melancholie versetzen. Hastig noch mit Lippenstift gemalte „We love KK“-Kartons werden gewedelt, als Kim Kardashian sich leibhaftig zeigt, in einem engen, cremefarbenen Kleid, das einen breiten Sehschlitz wie der landestypische Vollschleier Nikab aufweist. Allerdings auf Höhe des Dekolletés.

Drei Tage lang tourte Kim Kardashian durch Kuwait und Bahrain. Als Sonderbotschafterin von „Millions of Milkshakes“, einer auf Hollywood-Glamour getrimmten Milchbar-Kette, in deren Gründungs-Charta als „Philosophie“ vermerkt ist: „Everyone is a star!“. Das ist die Demokratietheorie von Kim Kardashian.

Die 32-Jährige ist eine Ausgeburt des Reality-Fernsehens. In der US-Serie „Keeping Up with the Kardashians“ spielt ein Großteil ihrer Familie mit, einschließlich des Stiefvaters Bruce Jenner, eines ehemaligen Olympiasiegers im Zehnkampf.

Richtig populär ist KK, seit 2007 ein privates Sexvideo von ihr und Rapper Ray J in Umlauf kam. Zurzeit unterhält sie das Publikum mit ihrer Scheidung von dem Basketballstar Kris Humphries, bei der es unter anderem um den Verbleib eines Zwei-Millionen-Dollar-Verlobungsrings geht.

All diese Details können auch in den Golfstaaten als bekannt vorausgesetzt werden. Jedenfalls erklärte der konservative Prediger Mohammed al-Tabatabai der lokalen „Gulf News“: „Kardashians Werte kollidieren mit unseren religiösen Traditionen. Ihr Aufenthalt könnte

unsere Jugend zu Laster verleiten.“ In Bahrain hatten Parlamentarier lange vor Kardashians Besuch einen Einreisestopp gefordert.

Das ist sehr unhöflich. Schließlich will Kim Kardashian nur das Beste. Ein jeder soll seinen Milchmix selbst zusammenstellen und autonom an der Herstellung mitwirken dürfen. Das ist die Idee von „Millions of Milkshakes“, deswegen ist sie hier: „You choose!“.



Reality-Star Kardashian in Kuwait: Einreisestopp gefordert

In den Ölstaaten am Golf wird das natürlich etwas anders gesehen. Hier ist es der Herrscher, der weiß, was für sein Volk richtig ist. Denn bloße Mehrheit schafft noch keine Vernunft, das ist seit Platon die Kritik am Demokratischen. Klar, dass jeder Bürger sich „Extra Large mit Butterfinger Toppings, Pecannüssen und Caramel Hot Fudge“ bestellen würde, wenn man ihm seinen Willen ließe.

Kuwaits Herrscher ist seit dem 18. Jahrhundert die Familie Sabah. Diesen Namen tragen in der Regel auch die wichtigen Minister. Allerdings leistet sich Kuwaits Emir, im Unterschied zu seinen Kollegen in Katar, den Vereinigten Arabischen Emiraten oder Saudi-Arabien,

ein freigewähltes Parlament, wofür er von diesen Kollegen regelmäßig Spott oder auch Sorgen zu hören bekommt. Denn weil das Parlament eher nach der Philosophie von „Millions of Milkshakes“ handelt und selbst bestimmen will, wie die Regierung zusammengestellt wird, muss der Emir es regelmäßig wieder auflösen. Das Volk wählt zwar seine Abgeordneten, das Kabinett jedoch wird vom Emir ernannt. Aus Protest gegen diese Bevormundung und das vom Emir eigenmächtig geänderte Wahlrecht, das die Opposition benachteiligt, boykottierte diese die Wahl vor neun Tagen.

Kaum hatte Kim Kardashian Kuwait-Stadt verlassen, verabredeten sich die Oppositionsgruppen per Facebook wieder zu Spontanprotesten am Stadtrand. Tränengas wurde eingesetzt, Container brannten, es gab Verhaftungen, und das die ganze vergangene Woche hindurch.

Im Hintergrund steht da auch der Konflikt zwischen Stadt und Land, zwischen Händlerfamilien aus Kuwait-Stadt, die auf Seiten des Emirs stehen, und traditionelleren Beduinensstämmen aus dem Hinterland. Aber letztlich geht es um Respekt, um das Recht, sich seinen eigenen Shake zu mixen. Es gibt dabei keine Garantie, dass ein Wahl-

recht nach den Wünschen der Opposition zur politischen Vernunft führen würde. Das letzte freigewählte Plenum hatte keine Frauen mehr unter sich, sondern bestand überwiegend aus Islamisten, die nichts Besseres zu tun hatten, als die Todesstrafe für Blasphemie zu verlangen.

Das ist das Risiko der Demokratie. „You choose!“ – deine Wahl. Auch wenn freie Bürger sich noch so oft „Extra Large mit Butterfinger Toppings, Pecannüssen und Caramel Hot Fudge“ bestellen. Es geht um das Recht, sich seinen eigenen Shake zu mixen.

Man könnte es die Kardashian-Doktrin nennen.

ALEXANDER SMOLTCHYK

Deutschlands neues

wöchentliches Wissensmagazin.



Diese Woche aktuell:

Brutale Worte

Was Kränkungen
im Gehirn anrichten

Goldrausch am Pol

Unternehmen
erobern die Arktis

Ketzer der Physik

Beeinflusst die Sonne
den radioaktiven Zerfall?

Zum Kennenlernen: 3 Wochen gratis testen!

Tel. 040 3007-3490

www.new-scientist.de/gratistest

ARTENSCHUTZ

Luftkrieg gegen Wilderer



Nashorn in Südafrika

MIRA / PLAINPICTURE

Im Kampf gegen Wilderer erhalten die Ranger des Krüger-Nationalparks in Südafrika jetzt Verstärkung aus der Luft. Die Parkverwaltung hat in der vergangenen Woche ein Aufklärungsflugzeug vom Typ Seabird Seeker in Betrieb genommen. An Bord befinden sich ein Pilot, ein Späher und eine Wärmebildkamera. Auf diese Weise sollen Wilddiebe auch bei Nacht aufgespürt werden können. Überdies

erwägt der Leiter des Parks, David Mabunda, Drohnen gegen die Wilderer einzusetzen. Die Aufrüstung soll vor allem dem Schutz der Nashörner dienen. In diesem Jahr haben kriminelle Banden im Krüger-Nationalpark bereits mehr als 360 der stark bedrohten Tiere abgeschlachtet. Das Horn der Nashörner verkaufen sie zumeist nach Asien, wo es manchen als Aphrodisiakum und Heilmittel gilt.

ELEKTRONIK

Navi für Innenräume

Ein Navigationssystem, das auch in Gebäuden den Weg weist, haben Ingenieure vom Fraunhofer-Institut für Produktionstechnik und Automatisierung in Stuttgart entwickelt. Heutige Systeme funktionieren nur unter freiem Himmel, weil sie ihre Position mittels GPS-Satelliten ermitteln, deren Signale jedoch nicht durch Decken und Wände gehen. Abhilfe soll nun ein Sensor schaffen, der so klein ist wie ein Fingernagel und damit in jedes Smartphone passt. Sobald dieses Modul keine GPS-Signale mehr empfängt, misst es, wohin sich der Benutzer bewegt. Verschiedene Sensoren erkennen die Beschleunigung, die Schrittlänge und die Position des Benutzers zum Erdmagnetfeld. Damit das Innenraum-



Tablet mit Indoor-Navi

FRAUNHOFER IPA

Navi sich in Messehallen, Flughäfen, Fußballstadien und Einkaufszentren auskennt, soll das Smartphone künftig dreidimensionale Gebäudepläne aus dem Internet herunterladen. Vorige Woche hat der Konzern Google in Deutschland einen neuen Kartendienst gestartet, der das Innere von ausgewählten Gebäuden erfasst.

HOCHSCHULEN

„Freiheit der Forschung gefährdet“

Philipp Mimkes, 45, Geschäftsführer der Initiative „Coordination gegen BAYER-Gefahren“, über den Einfluss der Pharmaindustrie auf Hochschulen



COORDINATION GEGEN BAYER-GEFÄHREN

SPIEGEL: 2008 beschloss die Universität zu Köln, fortan bei der Forschung in den Fächern Kardiologie, Onkologie, Neurologie, Psychiatrie sowie der Augen- und Kinderheilkunde mit der Bayer AG zu kooperieren. Sie haben Klage eingereicht, um den bislang geheim gehaltenen Vertrag einsehen zu dürfen. Warum?

Mimkes: Es werden dort ganz wichtige Fragen geregelt, die die Freiheit der Forschung gefährden können. Darf die Universität mitentscheiden, woran mit dem Bayer-Geld geforscht wird? Müssen die Forschungsergebnisse vor Veröffentlichung Bayer vorgelegt werden? Und profitiert die Universität von Patenten, die aus dieser Forschung entstehen könnten?

SPIEGEL: Wegen steigender Studentenzahlen und knappen Budgets kommt doch inzwischen keine Universität mehr ohne Drittmittel aus.

Mimkes: Ja, aber in Nordrhein-Westfalen ist durch das sogenannte Hochschulfreiheitsgesetz der alten schwarzen Landesregierung der Einfluss der Industrie auf die Universitäten massiv gestiegen. Ganze Forschungsbereiche werden nach ökonomischen Kriterien ausgerichtet. In Köln ist mit Richard Pott sogar der Vorsitzende des Hochschulrats in Personalunion Vorstandsmitglied der Bayer AG.

SPIEGEL: Ihre Klage hat das Verwaltungsgericht Köln abgewiesen ...

Mimkes: ... deshalb sammeln wir jetzt Spenden, um in Berufung gehen zu können. Der Landesdatenschutzbeauftragte, der für die Einhaltung des Informationsfreiheitsgesetzes zuständig ist, hat sich für die Offenlegung ausgesprochen. Ich hoffe, dass die nächste Instanz dieser Empfehlung folgen wird. Nicht durch Geheimhaltung, sondern durch Transparenz wird die Freiheit der Forschung gewährleistet.



Planschen im Gift

Dieser Hindu badet in Delhi an einem der schmutzigsten Orte der Welt. Die Yamuna ist ein toter Fluss voller Fäkalien und Schadstoffe.

MANISH SWARUP / AP

MEDIZIN

Stammzellpioniere unter Verdacht

Einst galten sie in Düsseldorf als Wegbereiter einer revolutionären Stammzelltherapie, jetzt stehen der Kardiologe Bodo-Eckehard Strauer und seine ehemalige Oberärztin unter Verdacht. Derzeit prüft die Kommission zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis der Düsseldorfer Universität, ob sich Strauer wissenschaftlichen Fehlverhaltens schuldig gemacht hat. Strauer, der für seine Versuche, erkrankte Herzen mit Stammzellen aus dem Knochenmark zu kurieren, mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, erklärt die Untersuchung für nichtig: „Ich finde nichts, was man mir vorwerfen könnte.“ Unterdessen hat die Staatsanwaltschaft Duisburg gegen eine Kardiologin, die 2009 aus Strauers Abteilung als Chefärztin an das Evangelische Krankenhaus Oberhausen (EKO) wechselte, Anklage wegen des Verdachts auf vorsätzliche Körperverletzung in 22 Fällen und auf Urkundenfälschung in 7 Fäl-

len erhoben. Am EKO soll die Medizinerin einigen Patienten die Stammzellbehandlung nur vorgegaukelt und Einverständniserklärungen nachträglich manipuliert haben. Das Verfahren am Amtsgericht Oberhausen (Aktenzeichen 28 Ls 90/12) ist eröffnet. Nachdem die Anstellung am EKO im Dezember 2010 plötzlich endete, ging die Kardiologin später ans Friedberg Krankenhaus nahe Augsburg, wo sie aber nach der sechsmonatigen Probezeit wieder ausschied. Es waren offenbar Zweifel aufgetaucht, ob sie mit den Titeln Dr. med. und Dr. med. dent. tatsächlich in Humanmedizin und Zahnmedizin promoviert hatte. Deshalb ermittelt jetzt auch die Staatsanwaltschaft Augsburg wegen des Verdachts der Urkundenfälschung gegen die Kardiologin, die für eine Stellungnahme nicht zu erreichen war.



Kardiologe Strauer

ULRICH BAATZ

BEWEGUNG

Schwund im Läuferhirn

Läufer, die extreme Strecken absolvieren, gehen viel stärker an ihre Reserven, als sie ahnen – ihr Gehirn wird kleiner. Diesen erstaunlichen Schwund haben die Ulmer Mediziner Wolfgang Freund und Uwe Schütz mit Kollegen an zehn Teilnehmern des Transeuropalaufs 2009 entdeckt. Die Sportler rannten in 64 Tagesetappen von durchschnittlich 70 Kilometern von Südtalien bis zum Nordkap; mit einem mobilen Kernspingerät untersuchten die Forscher, was diese Anstrengung im Kopf der Athleten bewirkte: Das Volumen der grauen Substanz nahm kontinuierlich ab, nach 4000 Kilometern fehlten im Durchschnitt sechs Prozent. Den Abbau der Hirnsubstanz erklären die Mediziner mit dem enormen Energiebedarf des Körpers. Anscheinend werde Hirngewebe verstoffwechselt, sagt Freund. „Die Läufer zehren Fett aus wirklich allen Ecken.“ Ein Trost für die Sportler: Die Zellen des Denkkorgans sterben nicht, sie schrumpfen nur. Acht Monate nach dem Ultramarathon hatten die Gehirne wieder ihre ursprüngliche Größe erreicht.

NEUROWISSENSCHAFTEN

Im Flug durch das Gehirn

Hirnforscher wollen den Schaltplan aller 100 Milliarden Nervenzellen kartieren.

Kann das gelingen? Es lockt ein großer Preis: das Verständnis des Bewusstseins, die Enträtselung seelischer Krankheit – und womöglich die Unsterblichkeit.



Diffusionstomogramm der Fasern im menschlichen Gehirn

Durch ein Gewirr grauer Fäden geht der rasende Flug. Nur im Augenwinkel sieht der Pilot, wie rechts und links unförmige, verästelte Gebilde vorübersausen. Sein Blick ist auf eine Art Tunnel gerichtet, der sich direkt vor dem Cockpit öffnet. Seine Mission: nie diesen Schlauch verlassen.

Es ist ein Flug durch nie zuvor erkundetes Gelände. Aus Simulationen in Kino und Fernsehen mag sie geläufig sein, doch hier, am Münchner Max-Planck-Institut (MPI) für Neurobiologie, wird sie Wirklichkeit: die Reise durch Gehirnschubstanz. Denn jeder der Tunnel, die hier zu sehen sind, gehört zu einer realen Nervenzelle.

Die kleinen Schnürringe rechts und links, die der Kommunikation mit anderen Zellen dienen; die dicken Fettschichten, die einzelne Nervenfasern umschlingen; die Botenstoffbläschen, die, Staubwolken gleich, unvermittelt die Sicht nehmen können: alles echt, alles Abbild real existierenden Nervengewebes.

Der MPI-Forscher und Mediziner Moritz Helmstädter hat ein winziges Würfelchen Gehirnschubstanz, kaum größer als

ein Zuckerkorn, in einige tausend hauchfeine Scheiben zerschnitten, jede von ihnen mit dem Elektronenmikroskop fotografiert und anschließend am Computer wieder zusammengesetzt. Jetzt kann er nach Herzenslust spazieren fliegen durch den Stoff, aus dem die Wünsche, Hoffnungen und Träume sind.

Denn es sind Zellen wie diese, in denen sich Neugier oder Begierde regt. Es ist elektrisches Geflacker in einem solchen enggeknüpften Neuronennetz, das uns trauern oder kichern lässt, das unsere Arme und Finger lenkt, das Liebesnächte erinnert und Mathe-Formeln knackt.

Das spezielle Nervengewebe allerdings, durch das Hirnforscher Helmstädter manövriert, ist nicht fürs Rechnen zuständig und auch nicht für romantische Gefühle. Hier werden Signale verarbeitet, die ein Mäuseschnurrhaar sendet – für Helmstädter ein ideales Studienobjekt, das Rückschlüsse auf den Menschen erlaubt.

Mäuse sind nachtaktive Tiere, Schnurrhaare für sie ein wichtiges Sinnesorgan. Unentwegt tasten sie damit ihr Umfeld ab. Jedes der 32 hochsensiblen Schnurrhaare meldet Berührungen aller Art an einen Klumpen aus rund 4000 Nervenzellen in Schicht 4 der Großhirnrinde.

Einen dieser Klumpen hat Helmstädter aus dem Hirngewebe einer Maus herausgeschnitten. Das Geflecht der feinverästelten Neuronen, so vermutet der Hirnforscher, birgt das Geheimnis, wie sich die Vibration eines Haars in den Eindruck von Form, Bewegung oder Konsistenz eines Gegenstands verwandeln kann.

Wie aber sollte Helmstädter herausfinden, welches der vielen Ästchen sich wohin windet? Insgesamt 40 Meter Nervenfasern galt es zu erfassen, verknäult in einem Hirnklumpchen von nur einem halben Millimeter Kantenlänge.

Bald war klar: Ein Computer kann das bisher nicht. Er irrt zu oft, zu leicht wechselt er zwei nah beieinanderliegende Nervenfasern. In Zweifelsfällen kann allein ein Mensch, durch sorgfältigen Abgleich der einzelnen Hirnschnitt-Fotos, den Weg durch das Labyrinth der Nervenzellen finden.

Doch welch unermessliches Arbeitspensum bedeutet das! „Die Erkundung würde ungefähr 200 000 Stunden dauern“, sagt Helmstädter, „so viel arbeitet ein Mensch im ganzen Leben nicht.“

Unmöglich also, eine solche Titanenaufgabe zu vollbringen? Helmstädter wollte sich damit nicht zufriedengeben – und fand einen Ort, an dem er eine ganze Armada menschlicher Hilfskräfte zu rekrutieren hofft: das Internet.

Zusammen mit Spiele-Designern und Informatikstudenten hat Helmstädter „Brainflight“ ersonnen, ein Computerspiel, das jedermann Gelegenheit geben soll, sich auf die Reise ins Gehirn zu ma-

Das Universum im Kopf

Verfahren zur 3-D-Kartierung des Gehirns

Das menschliche Hirn beinhaltet rund

100 Milliarden
Nervenzellen.

Die Zahl der Nervenverbindungen liegt nochmals

1000fach
höher.

Aneinandergereiht ergäben sie ein „Kabel“ von

5 Millionen
Kilometer Länge.

Serielle Block-Elektronenmikroskopie

Hirngewebe wird in hauchdünne Scheiben zerteilt und jedes von ihnen hochauflösend gescannt. Der Rechner konstruiert daraus ein dreidimensionales Abbild des neuronalen Netzes.



WOLFGANG STEIGER/VISSUM
HUMANCONNECTOMEPROJECT.ORG

Großhirnrinde (Kortex)
Graue Substanz: überwiegend Neuronen

Weißer Substanz:
überwiegend Nervenfasern

Diffusionstomografie

Ein spezielles Magnetresonananzverfahren macht den Verlauf von Nervenfasern sichtbar. So entsteht eine Art grober Schaltplan des Gehirns.



DER SPIEGEL

chen. Vom simulierten Cockpit eines Flugzeugs aus steuert der Spieler durch Scheiben echten Hirngewebes. Und wer am erfolgreichsten den Nervensträngen folgt, der bekommt die meisten Punkte.

Im März soll „Brainflight“ online gehen. Wenn sich dann genügend Spieler auf die Jagd durchs Hirn begeben, kann das Abbild des Mäuseschnurrhirns binnen Wochen fertig sein.



Moritz Helmstädter zählt zu einem Trupp Rebellen, die sich vorgenommen haben, die Hirnforschung gründlich umzukrempeln. Ihr Credo: Das Fach stecke in einer Sackgasse. Nur mit einem radikal neuen Ansatz werde sich ein Ausweg finden.

Zwar boomen die Neurowissenschaften wie kaum eine andere Disziplin. Die Bilanz aber fällt in zweierlei Hinsicht ernüchternd aus: Zum einen bleibt die philosophische Frage, die aller Hirnforschung zugrunde liegt, weiterhin ungelöst. Spätestens seit René Descartes seinen berühmten Lehrsatz „Ich denke, also bin ich“ formulierte, arbeiten sich Forscher daran ab, das Verhältnis von Geist und Körper zu verstehen. Und doch vermag bis heute niemand zu erklären, wieso einem Klumpen aus anderthalb Kilogramm Eiweiß und Fett ein immaterielles Fluidum entströmen kann: die Gedanken. Anders ausgedrückt: Unklar bleibt, wie aus Materie Geist entsteht.

Zum anderen hat das Heer der Hirnforscher auch in praktischer Hinsicht erschreckend wenig Handfestes vorzuweisen. Gleichgültig ob Autismus, Schizophrenie, Hyperaktivität oder Depression – bei keinem dieser weitverbreiteten Leiden vermögen sie die Ursachen zu benennen. Was im Hirn der Kranken falsch läuft, wissen die Forscher nicht.

Helmstädter und seine Mitstreiter glauben, einen Grund für das doppelte Versagen ihrer Zunft zu kennen: Bei all ihrem Eifer hätten die Forscher bisher die wesentliche Eigenschaft des Gehirns schlicht übersehen: dass es nämlich ein komplex verdrahtetes Netzwerk ist.

In der Tat wissen die Forscher über die Verschaltung der 100 Milliarden Zellen im Kopf fast nichts. Zwar haben sie einzelne Neuronen ausgiebig studiert. Sie haben untersucht, wann sich welche molekularen Kanäle in der Zellmembran öffnen, welcher Botenstoff an welcher Art von Synapse ausgeschüttet wird und wie elektrische Signale die Nervenfasern hinabschießen.

Doch daraus allein wird sich kein Verständnis geistiger Prozesse ableiten lassen. „Aus ein paar vereinzelt Bäumen können sie nicht auf die Gesamtheit des Waldes schließen“, konstatiert der Hirnforscher Sebastian Seung vom Massachusetts Institute of Technology (MIT).



WOLFGANG STECHER / VISUM / DER SPIEGEL

Mediziner Helmstädter

„Die Erkundung von einem Klümpchen Hirnmasse würde 200 000 Stunden dauern – so viel arbeitet ein Mensch im ganzen Leben nicht.“

„Eine einzelne Zelle wird niemals fähig zu verständigem Handeln sein“, erklärt er. Erst indem sie miteinander verschaltet werden, gehe aus bloßen elektrischen Impulsen ein Geist, eine Persönlichkeit, ein denkendes, empfindendes Ich hervor.

„Connectome“ lautet das Schlagwort. Es bezeichnet die Gesamtheit aller Verdrahtungen im Gehirn. „Die gilt es zu kartieren“, erklärt der Heidelberger Forscher Winfried Denk, der seinen Kollegen Helmstädter in der Kunst der Hirnvermessung ausgebildet hat.

Denk skizziert damit ein Vorhaben abenteuerlicher Dimension: Bisher haben die Forscher erst das Connectome eines einzigen Organismus vollständig erfasst: von *Caenorhabditis elegans*, einem etwa einen Millimeter langen Fadenwurm. Zelle für Zelle hat das Team um den britischen Nobelpreisträger Sydney Brenner alle 302 Neuronen dieses Tiers vermessen. Zwölf Jahre dauerte die Tüftelei.

Um wie viel schwieriger wird es erst sein, dieselbe Aufgabe im Fall des *Homo sapiens* zu bewältigen! Gut fünf Millionen Kilometer misst die Gesamtlänge aller Nervenärmchen unter der menschlichen Schädeldecke. Wie soll es da gelingen, jedes einzelne von ihnen durch das neuronale Labyrinth zu verfolgen?

Auf zwei verschiedenen Wegen packen die Forscher jetzt dieses ehrgeizige Ziel an. Zum einen hat die US-Regierung vor zwei Jahren 40 Millionen Dollar für das „Human Connectome Project“ bereitgestellt. Ziel ist es, mit Hilfe moderner To-

mografen einen Atlas des zentralen Nervensystems zu erstellen, eine Art groben Schaltplan des menschlichen Denkkorgans.

Allerdings wird es so nur möglich sein, die langreichweitigen Nervenbahnen zu kartieren, die quer durchs Gehirn laufen. Um einzelne Zellen zu sehen, ist das Auflösungsvermögen selbst der besten Tomografen viel zu gering.

Deshalb gehen Helmstädter, Denk und Seung noch einen Schritt weiter: Mit Hilfe des Elektronenmikroskops wollen sie die Verdrahtung jeder einzelnen Zelle vermessen.

Es ist ein aberwitziger Plan. Doch sind sich die Hirnvermesser sicher, dass die Mühe lohnt: Wenn erst das Connectome entschlüsselt sei, werde es auch gelingen, das Rätsel des Bewusstseins zu knacken und Krankheiten wie der Schizophrenie auf die Spur zu kommen.



„Sehen Sie da, ist das nicht faszinierend?“, fragt Van Wedeen und zeigt auf das knallbunte Bild auf seinem Monitor: Lianengleich umschlingen giftgrüne Stränge ein violett-faserbündel, karminrote, gelbe und hellblaue Bahnen durchdringen einander. „Da, der Hippocampus“, sagt Wedeen und ist, atemlos, quirlig, ohne Pause, schon beim nächsten Bild: „Hier sieht man die Netzwerkstruktur besonders gut“, erklärt er. „Wie das Straßennetz von Manhattan, nur eben dreidimensional.“



Mathematiker Wedeen

„Da dachten die Leute immer, die Nervenbahnen seien verknäult wie gekochte Spaghetti. Und stattdessen jetzt das hier!“

Zack, schon erscheint das nächste Tomografenbild, nicht weniger prachtvoll als die anderen, und wieder zeigt es verschlungene und doch regelhaft verflochtene Nervenfasern. Aber Wedeen begnügt sich inzwischen schon nicht mehr mit der bloßen Beschreibung. Er ist längst bei den Gesetzen der Evolution angekommen und bei denen der Hirnreifung im Embryo. Für ihn hat all das etwas mit diesen Bildern zu tun.

Ohne Unterlass sprudeln die Ideen, die Theorien, die Spekulationen aus Wedeen hervor. Als Mathematiker hat er seine Karriere begonnen. Doch hier, in der Hirnforschung am Martinos Center for Biomedical Imaging in Boston, hat er seine Bestimmung gefunden.

Mit Kernspin- und Positronenemissionstomografen, mit Magnetstimulation und Elektroenzephalografen durchleuchten die Forscher hier menschliche Gehirne. Sie schieben Mäuse und Ratten in mächtige Röhren, um deren Nervengewebe detailgenau zu erkunden. Sie halten Probanden an, zu lesen und zu singen, zu lachen und zu horchen, zu rechnen und zu beten, und währenddessen verfolgen sie, was sich in ihrem Hirn tut.

Den wohl erstaunlichsten der Tomografen aber betreibt Wedeen. Das Gerät steht im Nebengebäude des Martinos Center, einer langgestreckten Baracke, in der einst, als das Gelände noch Teil der Bostoner Marinewerft war, die Taumacher Flachs zu Seilen flochten.

In einer Kammer steht hier, fast raumfüllend von mächtigen Magneten eingefasst, ein sogenannter Diffusionstomograf. Wie ein gewöhnlicher Kernspintomograf fängt er die Signale von im Magnetfeld taumelnden Atomen auf. Doch mehr noch: Er registriert auch, in welche Richtung sich diese Atome bewegen. Und da Moleküle im Gehirn meist entlang der Nervenfasern fließen, gelingt es, diese sichtbar zu machen. „Es ist, wie wenn Sie Tinte auf ein Tisch Tuch kippen“, erklärt Wedeen. „Die breitet sich auch entlang der Fäden aus.“

Wedeen gelang es, das Verfahren so weit zu verfeinern, dass er auch sich kreuzende Bündel voneinander unterscheiden kann – der Weg war geebnet für eine völlig neue Form der Hirnerkundung. Wedeen dringt vor auf ein Terrain, das wissenschaftlich noch weitgehend Neuland ist: die „weiße Substanz“.

In sechs Schichten, insgesamt zwei bis vier Millimeter dick, umschließen die sprichwörtlichen grauen Zellen sämtliche Wölbungen und Furchen des Großhirns. Weitgehend strukturlos dagegen erscheint die weiße Masse darunter: Hier verlaufen die Fasern, welche die verschiedenen Hirnregionen miteinander verbinden. Hier tauschen die Sinnesorgane ihre Informationen aus, hier werden Erinnerungen, Wahrnehmungen, Gefühle und Pläne miteinander vernetzt. Hier sitzt, mit anderen Worten, die Schaltzentrale des Bewusstseins.

Als Flaggschiff des „Human Connectome Project“ produziert Wedeens Maschine nun dutzendweise bunte Bilder,

wie sie nie zuvor zu sehen waren. In knalligen Farben zeigen sie sich kreuzende und umschlingende Bahnen: gleichsam den Kabelbaum im Maschinenraum des menschlichen Neurocomputers.

In der ganzen Natur, meint Wedeen, gebe es nichts, mit dem sich diese Strukturen vergleichen lassen. Netz? Matrix? Maschenwerk? Schon mit der Bezeichnung tat er sich schwer. Wedeen googelte alle Begriffe, die ihm in den Sinn kamen. Am Ende entschied er sich für „grid“, zu Deutsch: „Gitter“. Hier wiesen die Fundstellen der Suchmaschine am ehesten Ähnlichkeiten mit den Hirnaufnahmen seines Tomografen auf.

Gerade erst hat die Auswertung begonnen, Wedeen jedoch ist viel zu ungeduldig, als dass er nicht schon seine Deutungen parat hätte. Vor allem die regelmäßige Gitterstruktur begeistert ihn: „Da dachten die Leute immer, die Nervenbahnen seien verknäult wie gekochte Spaghetti. Und stattdessen jetzt das hier!“, sagt er und zoomt in einen Knotenpunkt des Neuronetzes hinein: „Alles brav in rechten Winkeln angeordnet.“

Eigentlich sei das auch gar nicht so erstaunlich, meint Wedeen. „Stellen Sie sich vor: Rund 100 Milliarden Nervenzellen sind in unserem Kopf verschaltet, und jede davon bildet 1000 Synapsen. Wie soll das gehen, gesteuert von nur ein paar tausend Genen?“ Das könne doch nur klappen, wenn alles nach einfachen Regeln vor sich geht.

In der jetzt offenbarten Gitterstruktur sieht Wedeen nichts anderes als eine Art neuronales Koordinatensystem: „Die Natur macht es genau wie wir mit unseren Längen- und Breitengraden“, sagt er. Vorne–hinten; oben–unten; rechts–links: Das Gitter gibt seiner Überzeugung nach die drei Körperachsen vor, und das vermutlich schon seit vielen Jahrmillionen. Am liebsten würde er jetzt die neuronale Gitterstruktur von Lurch, Maus, Affe und Mensch vergleichen, um so die großen Entwicklungsschritte der Evolution nachzuvollziehen.

Auch sonst mangelt es Wedeen nicht an Plänen: Zum Beispiel würde er gern Frühchen in den Tomografen schieben, erste Gespräche mit örtlichen Neonatologen hat er schon geführt. „Die Babys könnten während der Untersuchung ganz friedlich schlafen“, sagt er.

Vielleicht ließen sich auf den Hirnscans ja frühzeitig Verschaltungsprobleme im Hirn diagnostizieren, meint Wedeen. Vor allem aber könnte er studieren, wie das Nervengitter im Laufe der embryonalen Entwicklung erst entsteht.

Oder Leichen: Zu gern würde Wedeen auch ihrer habhaft werden. Schon hat er sich auf die Suche nach Hirnspendern gemacht. Ihre Zustimmung vorausgesetzt, könnte er ihr Hirngewebe kurz nach dem Tod fixieren und sie dann

RICK FRIEDMAN / DER SPIEGEL

durchleuchten. Anders als bei Lebenden, würden Tote die Scan-Prozedur auch tagelang über sich ergehen lassen. Die so entstehenden Hirnbilder hätten deshalb bis zu zehnmal mehr Details.



Auch Winfried Denk kennt die bunten Tomografenbilder von Van Wedeen. „Sehr interessant“ finde er sie, sagt er, aber es klingt durchaus zögerlich. „Kein Zweifel, Van sieht da etwas. Das Problem ist nur: Er weiß nicht, was.“

Denk fehlt Wedeens Überschwänglichkeit. Spekulationen sind ihm suspekt, er wägt seine Worte ab, hält sich an das, was sicher ist. Deshalb fragt er sich, was auf Wedeens bunten Bildern eigentlich zu sehen ist.

Genau weiß das bisher niemand. Einzelne Nervenzellen jedenfalls, so viel ist sicher, sind es nicht. Um die Verästelungen der Neuronen erkennen zu können, müsste das Bild etwa um den Faktor 100 000 schärfer sein.

Gut möglich, dass Wedeens Methode geeignet ist, den Datenfernverkehr im Hirn besser zu verstehen, meint Denk. Die eigentliche Rechenarbeit aber vollziehe sich im Geplauder dichtbenachbarter Zellen. Und deren Geflecht lasse sich nur auf Aufnahmen höchster Genauigkeit erkennen – an solchen Bildern arbeitet Hirnforscher Denk.

„Alles, was Sie hier sehen, schrumpft in einem Tomografen auf einen Punkt“, sagt er. Er steht im Treppenhaus des Heidelberger Max-Planck-Instituts für medizinische Forschung. Treppenabsatz und Wände sind mit Elektronenmikroskopaufnahmen tapeziert, die hier am Institut entstanden sind: ein staubkornkleines Stückchen Retina, aufgebläht zur Größe eines Kleiderschranks.

Zu erkennen sind drei Schichten Nervenzellen aus der Netzhaut, zwischen ihnen unübersichtliches Drahtgeknäuel. Fünf verschiedene Neuronentypen, von den Experten in bis zu 70 Untersorten eingeteilt, bilden hier eine Art neuronalen Computerchip.

Spezialisiert auf die Bildverarbeitung, hat dieser winzige Neurocomputer die Aufgabe, Lichtreize auf Farbe, Helligkeit, Kontrast, Kontur oder Bewegung hin zu analysieren. Erst die aufbereiteten Daten werden dann über den Sehnerv ans Gehirn geschickt.

Für Hirnforscher ist das Neuronennetzwerk in der Retina ein geradezu idealer Untersuchungsgegenstand: Es bildet eine weitgehend abgeschlossene Einheit; es lässt sich vergleichsweise einfach präparieren; und bei Bedarf kann es im Labor sogar einige Zeit lang funktionsfähig am Leben erhalten werden.

Denk steigt hinab in den Keller des Heidelberger Instituts, er will zeigen, wo

die Bilder im Treppenhaus entstanden sind. Etwas schlurfend weist er den Weg, das eine Bein zieht er dabei nach. „Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass es ausgerechnet mich erwischt hat“, erklärt er. Vor fünf Jahren musste sich der Hirnforscher von den Ärzten sagen lassen, dass etwas in seinem eigenen Gehirn nicht stimmte: Parkinson.

Als er die Diagnose hörte, wusste Denk: Die fortschreitende Schüttellähmung, unter der er litt, würde sich zwar medikamentös hinauszögern lassen, aufhalten aber lässt sie sich nicht. Am eigenen Leib erfuhr der Forscher, wie hilflos Medizin und Wissenschaft oft sind, wenn das Hirn von Krankheit befallen ist.

Damals, erzählt er, habe er überlegt, ob er sich fortan der Erforschung dieses Leidens widmen sollte. Doch die Vorstellung, von den Kollegen als Patient behandelt zu werden, schreckte ihn. „Vor allem aber wollte ich meine Talente dort einsetzen, wo ich den größtmöglichen Nutzen erreichen kann.“

Seine Stärke sieht Denk in seiner Fähigkeit, neue wissenschaftliche Methoden zu entwickeln, die er als gelernter Physiker ausstüftelt. Stolz präsentiert er ein Gerät, das in der Fachwelt als „Heidelberger Hobel“ bekannt ist. Gerade erst hat Denk den mit einer Million Dollar dotierten Kavli-Preis dafür erhalten.

Ein Messer aus Diamant hobelt dabei 30 Nanometer dünne Schichten von einem Gewebestück. Nach jedem Schnitt tastet ein Elektronenmikroskop die Probe ab.

Schicht für Schicht entsteht so ein 3-D-Bild des Nervengewebes.

Inzwischen ist es Denk und seinem Team auch gelungen, ein ganzes Mäusehirn chemisch zu fixieren, ohne dass das Netzwerk der Nervenzellen dabei Schaden nimmt. Eine erste Etappe auf dem Weg zu dem Ziel, ein gesamtes Gehirn zu kartieren, ist damit geschafft.

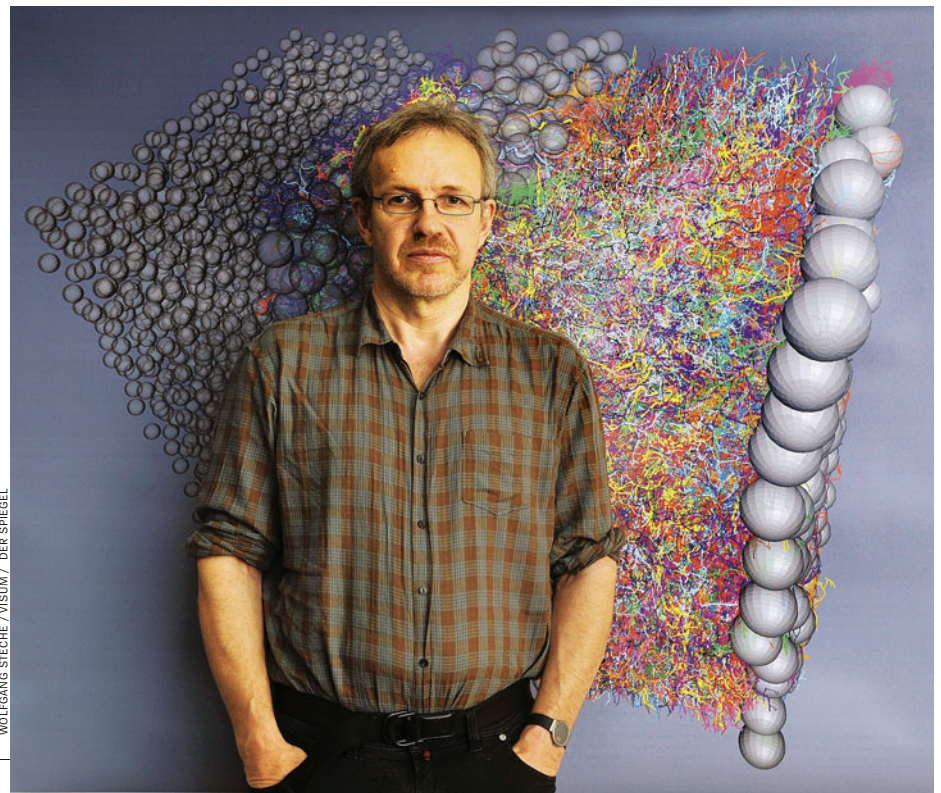
Noch allerdings gibt es weitere Hindernisse. So würde ein herkömmliches Elektronenmikroskop rund ein Jahrhundert brauchen, um all die vielen Gewebeschnitte abzutasten. Ein Hochleistungsgerät von Zeiss soll hier künftig Abhilfe schaffen: 60 Elektronenstrahlen kommen darin gleichzeitig zum Einsatz. Die Zeit, um ein Mäusehirn zu scannen, ließe sich damit auf rund ein Jahr verkürzen.

Mehr Schwierigkeiten dürfte ein anderes Problem bereiten: Das 3-D-Elektronenmikroskop liefert kaum zu bewältigende Datenmengen. Zehn Kubikmillimeter Hirnmasse entspricht einem Petabyte, so lautet die Faustregel. Eine einfache Überschlagsrechnung offenbart, um welche gespenstischen Größenordnungen es hier geht: Um ein Mäusehirn vollständig abzubilden, bedarf es etwa so viel Speicherplatz, wie ihn das gesamte Deutsche Klimarechenzentrum hat. Die Datenmasse, die bei der Totalerfassung eines Menschenhirns anfallen würde, übersteigt sogar diejenige des gesamten jährlichen Internetverkehrs.

Denk jedoch schrecken diese Zahlen wenig. Er ist stolz darauf, eine Entwick-

Physiker Denk

„Alles, was Sie hier sehen, schrumpft in der Aufnahme eines Tomografen auf einen Punkt.“



WOLFGANG STECHE / VISUM / DER SPIEGEL

lung angestoßen zu haben, selbst wenn sie erst seine Nachfolger vollenden mögen. Er ist überzeugt davon, dass sich der Aufwand lohnt – schon weil die Kenntnis des Connectomes auch medizinisch von enormem Nutzen sein werde.

Bisher gibt es nur Hypothesen darüber, was die Seele von Depressiven eintrübt, was schizophrene Patienten Stimmen hören lässt und was andere in der Einsamkeit des Autismus gefangen hält. Denk aber geht davon aus, dass es sich bei all diesen Leiden um Defekte der neuronalen Verdrahtung handelt.



Wenn Winfried Denk der Handwerker des neuen Forschungsfelds der Connectomik ist, dann ist Sebastian Seung sein Philosoph. „Wenn man Ihnen mein Gehirn einpflanzen würde“, sagt er, den Blick herausfordernd auf sein Gegenüber gerichtet, „was, glauben Sie, käme dabei heraus: Sie mit meinem Hirn oder ich mit Ihrem Körper?“ Der Neuroinformatiker liebt solch kühne Gedankenspiele.

Seungs Büro am MIT allerdings lässt keinen Science-Fiction-Fan erwarten. Ein Kollege hat sein Fahrrad hier abgestellt. Hinter einem durchgesessenen Sofa wölbt sich Blech: das Hardtop seines alten Mercedes Cabrio, erklärt Seung, zu Hause habe er keinen Stellplatz dafür.

Unter dieser Blechhaube sitzt der Forscher und sinniert über die Simulation von Bewusstsein im Computer; er redet

von einer Zukunft, in der es möglich sein werde, Persönlichkeiten samt all ihrer Erinnerungen auf den Rechner herunterzuladen. Er spricht von Kryonik, von Transhumanismus und von Unsterblichkeit.

Wie Denk ist auch Seung Physiker, und vielleicht stammt daher sein Interesse am Grundsätzlichen. In die Hirnforschung, sagt er, sei er eher hineingeschliddert. Es habe damit begonnen, dass er neuronale Netze studierte. Das war Mode damals, in den achtziger Jahren. Die Idee bestand darin, Computer nach dem Vorbild von Nervenzellen zu programmieren.

Bald aber merkte Seung, dass die Hirnforscher erschreckend wenig über dieses Vorbild wussten. Wie sollte er neuronale Netze simulieren, wenn er keine Ahnung hatte, wie diese funktionieren?

Viele Fragen, meint Seung, werden sich erst mit Hilfe des Connectomes beantworten lassen: Wie schnell, zum Beispiel, lassen sich Hirnzellen neu verkabeln? Werden während jedes Gesprächs, jedes Erlebnisses, jedes Films und jeder gelesenen Buchseite neue Verbindungen geknüpft – und falls nicht, wie sonst könnte die Erinnerung gespeichert werden?

Oder: Was, wenn es tatsächlich gelingt, sämtliche Schaltkreise im Kopf exakt ab- und irgendwann auch im Computer nachzubilden? Würde dieses digitale Konstrukt dann eigenes Bewusstsein erlan-

gen? Würde es denken, erinnern und fühlen können? Mit anderen Worten: Lässt sich so eine Art Kopie des menschlichen Geistes herstellen?

Über all diese Fragen hat Sebastian Seung ein Buch geschrieben, eine Art Manifest seiner noch jungen Fachdisziplin*. Seine zentrale These: In der Gesamtheit aller neuronalen Verknüpfungen ist das Geheimnis der menschlichen Individualität verborgen. Alle Erinnerungen und Empfindungen, alle Ängste, Sehnsüchte und Eigenheiten eines Menschen sind hier versteckt. „Du bist dein Connectome“: So lautet die kurze Formel, auf die Seung sein Credo bringt.

Bisher allerdings steht das Forschungsfeld noch ganz am Anfang. Die Retina etwa, die Denk untersucht, ist für Seung nur ein erstes interessantes Untersuchungsobjekt. Das Netzwerk der Nervenzellen sei dort vergleichsweise geordnet, ihre Verschaltung gehorche festen, vermutlich weitgehend genetisch bestimmten Regeln.

„Die Unterschiede zur Großhirnrinde sieht man schon auf den ersten Blick“, sagt Seung. Hier sei das Gewirr der Biodrähte viel chaotischer. Hier, folgert Seung, formen Erfahrungen das Drahtgeflecht. Gerade in der scheinbaren Unordnung spiegele sich die Vielfalt der Erinnerungen, der Empfindungen und Erlebnisse wider.

Dereinst, hofft Seung, werde es den Forschern gelingen zu lesen, was im neuronalen Kabelknäuel verborgen ist. Jedes Kindheitserlebnis werde sich im Geflecht der Neuronen aufstöbern lassen.

Seung glaubt, dass die Zeit kommen werde, in der jedes Schulkind weiß, was das Connectome ist: „Es wird unser Denken über das Wesen des Menschen bestimmen“, prophezeit er.

Schon in zehn Jahren, glaubt Seung, könne das Mäuse-Connectome fertig sein. Und bis dahin werde die Technik reif sein, auch den Homo sapiens anzugehen.

Wenn dann aber erst der Schaltplan des Denkens offen zutage liegt, werde es möglich sein, ihn auch auf den Computer herunterzuladen – gleichsam als Sicherungskopie für die Ewigkeit.

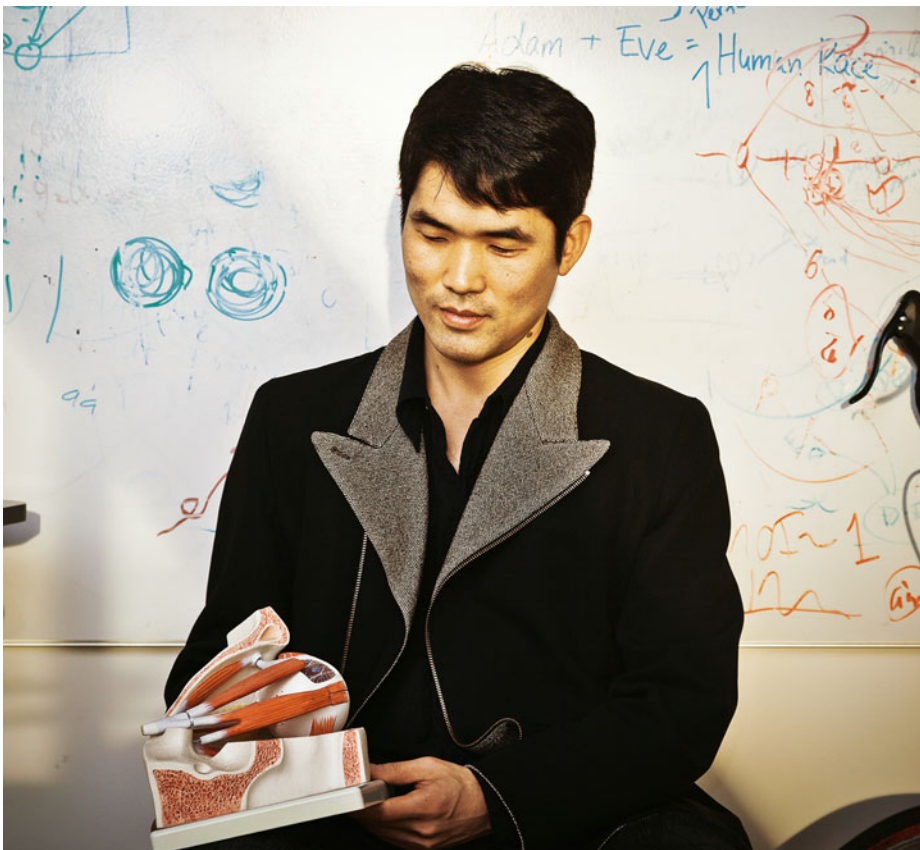
Einer seiner Kollegen, erzählt Seung, habe sich einzig und allein aus diesem Grunde dem Feld verschrieben: „Einige forschen, um das Wissen zu vermehren. Andere, weil sie einen Nobelpreis gewinnen wollen. Aber er hat das ehrgeizigste aller denkbaren Ziele: Er will die Unsterblichkeit erlangen.“

Erst künftige Generationen, meint Seung, würden in vollem Umfang begreifen, welch eine wissenschaftliche Revolution sich da gerade vollzieht: „Die Entschlüsselung des Connectomes wird einen Wendepunkt in der Menschheitsgeschichte darstellen.“

* Sebastian Seung: „Connectome“. Houghton Mifflin, Boston; 384 Seiten; 26,99 Euro.

Neuroinformatiker Seung

„Wenn man Ihnen mein Gehirn einpflanzen würde, was käme wohl heraus: Sie mit meinem Hirn oder ich mit Ihrem Körper?“



MEDIZIN

Freie Sicht aufs Baby

Kaiserschnitt zum Zugucken: Eine neue Entbindungsmethode simuliert die natürliche Geburt. Mütter sind begeistert, Hebammen entsetzt.

Als Ena und Amar auf die Welt kamen, schauten sie erst einmal in das Gesicht ihrer Mutter. Und Lamia Kacila sah ihre Babys bereits, bevor sie vollständig geboren waren – voller Käseschmiere, noch vor dem ersten Schrei.

„Es war ein herrlicher, ergreifender Moment“, sagt Kacila, 37. „Ich habe die Ärzte, die Schwestern und die sterile Umgebung total vergessen.“ Zwei Tage nach der Entbindung sitzt sie im Sessel auf der Geburtsstation der Charité im Berliner Stadtteil Wedding; die Zwillinge schlafen im gemeinsamen Bettchen neben ihr.

Ena und Amar lagen quer im Bauch der Mutter; eine vaginale Geburt wäre zu riskant gewesen. Lamia Kacila und ihr Mann Mirsad, ein Herzchirurg, entschieden sich für einen Kaiserschnitt. Auch ihr erster Sohn wurde vor dreieinhalb Jahren per Bauchschnitt geholt. Doch anders als bei den Zwillingen hatte sich seine Geburt damals noch im Verborgenen vollzogen – hinter dem obligatorischen blauen OP-Tuch, das vor Kacilas Bauch gespannt war. „Ich habe nichts davon mitgekriegt, die Ärzte haben ihn mir nur kurz gezeigt“, erinnert sich die Mutter.

So erleben mehr als 200 000 Frauen pro Jahr in deutschen Krankenhäusern die Geburt ihrer Kinder: Zwar bekommen die meisten beim Kaiserschnitt nur eine regionale Narkose; dennoch erscheint vielen die Geburt im Licht der OP-Lampen, umgeben von verummtem Personal und dem Geklapper der Instrumente, als kalter, unpersönlicher Eingriff.

Manche Mütter trauern dem verpassten Geburtserlebnis mit solcher Inbrunst hinterher, dass sie es später beim Therapeuten nachspielen. Andere klagen über

Schwierigkeiten mit dem Stillen; oder das Kind erscheint ihnen noch lange Zeit als brüllender Fremdling.

„Die wenigsten Ärzte fragen sich, wie sich die Frau beim Kaiserschnitt fühlt“, kritisiert Wolfgang Henrich, Direktor der Klinik für Geburtsmedizin an der Charité. „Ich möchte, dass er eine glückliche Erinnerung für die Eltern wird.“ Seit Anfang des Jahres bietet Henrich seinen Patientinnen daher eine Operationsmethode an, die er „Kaisergeburt“ getauft hat: „die beste Simulation der natürlichen Geburt“. Ersonnen hat die freie Sicht aufs Baby der Geburtsmediziner Nicholas Fisk von der australischen University of Queensland, er nennt sie den „natürlichen Kaiserschnitt“.

Kurz bevor er das Baby aus dem Leib der Mutter hebt, lässt Gynäkologe Henrich das Tuch entfernen. Vom Kopfende des OP-Tisches aus können Mutter und

nicht in eine klaffende Wunde blicken werden – das verhindert der mächtige Bauch der Schwangeren.

Vor- oder Nachteile der neuen Methode sind noch nicht erforscht. Im Rahmen einer Promotion soll jetzt ermittelt werden, ob die Frauen nach einer „Kaisergeburt“ weniger Schmerzmittel brauchen und ob es Unterschiede beim OP-Verlauf, bei der Wundheilung oder dem Stillen gibt.

Doch die Kaiserschnittkritiker fürchten bereits, die neue OP-Technik könnte den Trend zum schnellen Schnitt befördern: „So etwas rückt diese Operation noch mehr in die Lifestyle-Ecke“, zürnt Susanne Steppat vom Deutschen Hebammen-Verband, „und es verharmlost einen schwerwiegenden Eingriff.“

In den vergangenen 15 Jahren stieg die Kaiserschnitttrate in Deutschland von 18 auf über 30 Prozent; mancherorts kommt bereits jedes zweite Baby per Sectio zur Welt.

Ein Grund ist die Angst von Ärzten und Kliniken vor Haftungsklagen, etwa wenn ein Kind bei der natürlichen Geburt einen Sauerstoffmangel erleidet. Und viele Ärzte stehen lieber am OP-Tisch als im Kreißaal: „Geburtsmedizin ist ein Handwerk, das gerade ausstirbt“, sagt der Erdinger Frauenarzt Michael Butterwegge, „wenn das so weitergeht, müssen wir in zehn Jahren fast alles schneiden.“

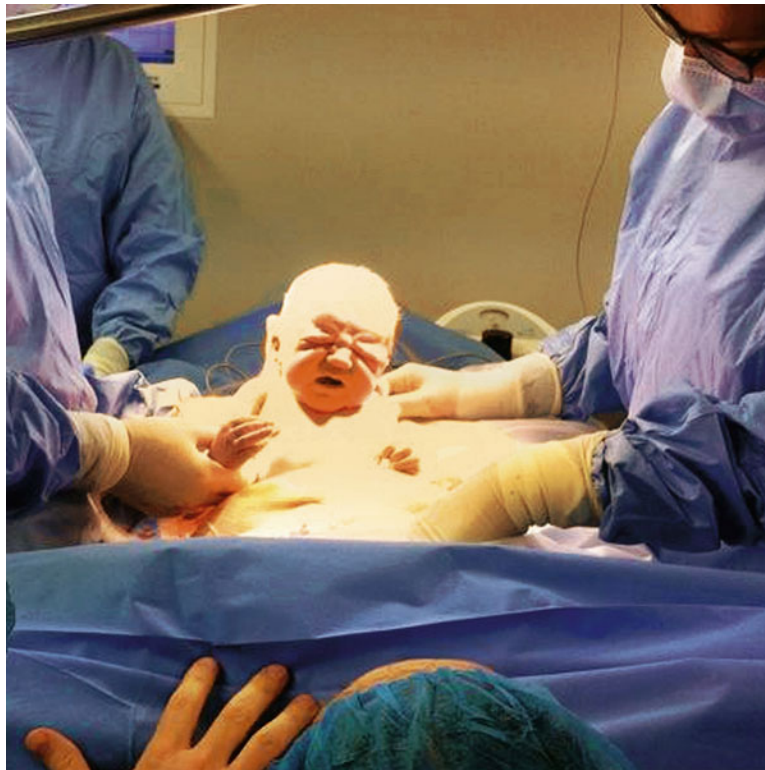
Beim sogenannten Kreißaalführerschein lässt der Mediziner daher Assistenzärzte ein Wochenende lang Komplikationen wie Steißlage oder Schulterquerstand an lebensechten Puppen üben. „Die schlechte Ausbildung der Ärzte ist eine Ursache für die hohen Kaiserschnitttraten“, glaubt Butterwegge.

Aber es gibt noch weitere Gründe für die Abkehr von der spontanen Niederkunft.

So bekommen die Frauen hierzulande ihre Kinder immer später im Leben und sind wegen künstlicher Befruchtungen häufiger mit Mehrlingen schwanger. Außerdem steigt das durchschnittliche Geburtsgewicht der Babys – alles Voraussetzungen, unter denen ein Kaiserschnitt empfohlen wird.

Wenn keine medizinischen Gründe dagegensprechen, raten Ärzte wie Henrich weiterhin zur natürlichen Geburt. „Die neue Methode ist eine Alternative für Frauen, die ohnehin einen Kaiserschnitt bekommen“, sagt sein Kollege Fisk. „Warum sollte man ihn dann nicht so angenehm wie möglich gestalten?“

JULIA KOCH



Neugeborenes in der Charité: Die Mutter darf mitpressen

Vater nun zusehen, wie das Köpfchen zum Vorschein kommt. Dann, Höhepunkt der Gebärsimulation, darf die Mutter sogar mitpressen. Der Druck auf den Körper des Babys, das langsamer als beim herkömmlichen Kaiserschnitt herausgeholt wird, soll die Quetschwirkung des Geburtskanals nachstellen.

Mit einer sterilen Schere kann der Vater sein Kind abnabeln, ehe es – noch ungewaschen und durch ein Handtuch gewärmt – auf die Brust der Mutter gelegt wird.

Rund fünf „Kaisergeburt“ führt Henrich derzeit pro Woche durch. Der Mediziner erklärt den Eltern vorher, dass sie

DER SPIEGEL

JAHRES - CHRONIK

DER SPIEGEL

beibehalten
€ 7,80

CHRONIK 2012



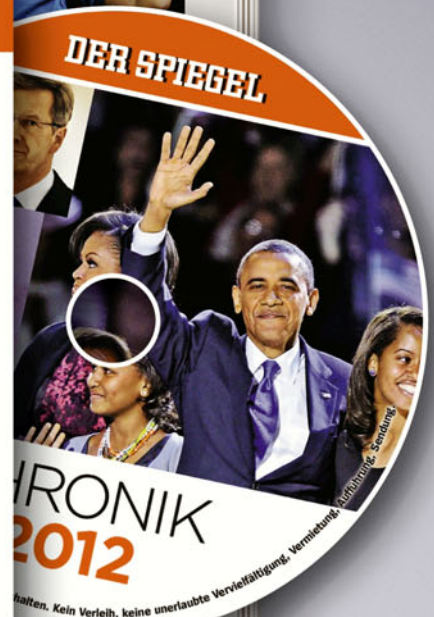
DER SPIEGEL

DVD
VIDEO

CHRONIK 2012



INFO-
Programm
gemäß
§ 14
JuSchG



Italien 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Spanien 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Portugal 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Norwegen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Frankreich 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Belgien 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Österreich 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

EURO-KRISE Wie viel Rettung muss sein?
SYRIEN Ein Land versinkt in Blut und Gewalt
USA Zweite Chance ohne Charisma

www.spiegel.de

**Jetzt
im
Handel.**

Schöne Bescherung. Die SZ zu Weihnachten.

Zum
Verschenken
oder
Selberlesen



oder



oder



Samsonite Schutzhülle für Tablet-PCs „Business Basic“: Aufwendig genarbtetes Kunstleder mit Kontrastnaht mit durchdachter Organisation. Maße: ca. B 19 x H 24 x T 2,5 cm. Lieferung ohne Tablet-PC.

Cocktail-Set: In „Cocktails. Ein Jahrbuch“ finden sich Getränketipps und Anleitungen für jeden Gaumen. Dazu passend: eine Flasche (0,375l) Champagner Heidsieck & Co „Red Top Brut“.

Moleskine Notizbuch mit Mallum Kugelschreiber „Script“: Das legendäre Moleskine Notizbuch ist der Reisebegleiter im Taschenformat A5. Plus Mallum Kugelschreiber „Script“.

Jetzt bestellen und Lese Freude verschenken!

Seien Sie anspruchsvoll.

Süddeutsche Zeitung

✉ Coupon abtrennen und einsenden oder per ☎ 089/2183 1000 📠 089/2183 9888 🌐 www.sz.de/spiegel

Ja, ich bestelle die Süddeutsche Zeitung als Weihnachtsgeschenk!

3 Monate SZ lesen für nur 99 € plus ein Geschenk Ihrer Wahl

- ☐ Abo zum Verschenken (12WE3MV)
 ☐ Abo zum Selberlesen (12WE3MS)
- ☐ Samsonite Schutzhülle (Z276)
 ☐ Cocktail-Set (Z275)
 ☐ Notizbuch-Set (Z274)



Besteller (bitte in Blockschrift ausfüllen)

Vorname _____

Name _____

Straße / Nr. _____

PLZ / Ort _____

Telefon _____

E-Mail _____

Meine Bankverbindung

Kreditinstitut _____

Bankleitzahl _____

Kontonummer _____

Bitte ausfüllen, wenn Sie von weiteren Vorteilen profitieren wollen:

Ja, ich bin damit einverstanden, dass ich über Medienangebote der Süddeutsche Zeitung GmbH bis auf Widerruf informiert werden darf.

☐ per E-Mail
☐ per Telefon

Ich kann der Nutzung meiner persönlichen Daten jederzeit durch Nachricht in Textform an den Verlag oder an aboservice@sueddeutsche.de widersprechen. Eine Weitergabe der Daten an Dritte zu deren werblicher Nutzung findet nicht statt.



Datum / Unterschrift _____

Das Geschenk-Abo geht an (bitte nicht ausfüllen bei Eigenbestellung)

Vorname _____

Name _____

Straße / Nr. _____

PLZ / Ort _____

Telefon _____

Bitte liefern Sie die erste Ausgabe ab (frühestens 10 Tage nach Bestelleingang, späterster Lieferstart 31.03.2013)

Hinweis: Eine Belehrung über Ihr 14-tägiges Widerrufsrecht erhalten Sie in unserem Begrüßungsschreiben. Die Lieferung endet automatisch.

Angebot nur im Inland gültig. Auslandspreise auf Anfrage. Nur solange der Vorrat reicht. Der Verlag behält sich die Lieferung vor. Süddeutsche Zeitung GmbH, Abo-Service, Hultschiner Str. 8, 81677 München. Sitz der GmbH ist München. HRB 73315. Geschäftsführer: Dr. Detlef Haaks, Dr. Karl Ulrich.

POLARFORSCHUNG

Herz der Finsternis

Britische Forscher bohren diese Woche in der Antarktis einen mysteriösen See an, kilometertief unter dem Eis. Birgt er das Geheimnis des Lebens?

Das Leben auf Erden ist nicht totzukriegen. Es sprießt auf wunderbare Weise im tiefsten Ozean und auf dem höchsten Berg, es entfaltet sich in kochenden Quellen und im Inneren kalten Gesteins. Zumindest den Mikroben scheint kaum ein Ort zu garstig zu sein, zu giftig, zu finster – oder vielleicht doch?

Martin Siegert, 45, sucht jetzt an einem ganz besonderen Platz nach Leben: am Ende der Welt, kilometertief unter dem Eis, in ewiger Dunkelheit. Sollte er sogar dort Lebensformen finden, dann, so glaubt er, steigen die Chancen ungemein, dass es auch anderswo im Universum zu Hause ist, etwa auf anderen Planeten.

Mit elf Mann und 100 Tonnen Ausrüstung haust Siegert, ein Eisforscher der University of Bristol, derzeit auf einem Gletscher in der Antarktis, wo die Sonne bis Ende Februar nicht untergeht. „Wir haben minus 19 Grad und sehr starken Wind“, berichtete der Brite Ende vergangener Woche per Satellitentelefon. Obwohl sein Material ächze und leide, seien er und die Mannschaft „bester Dinge“.

Ganze 16 Jahre lang hat Siegert auf diesen Moment hingearbeitet – jetzt ist es so weit. „Ich fiebere da richtig mit“, sagt Klaus Grosfeld, 50, Geophysiker am Bremerhavener Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung (AWI), der bereits mit Siegert zusammengearbeitet hat.

Von Donnerstag dieser Woche an will die britische Antarktis-Expedition mit einem eigens dafür konstruierten Gerät einen mysteriösen Süßwassersee anzapfen,

der 3,4 Kilometer tief unter dem Eispanzer liegt. Lake Ellsworth ist einer von etwa 380 bekannten Seen unter Antarktis-Gletschern, die stärker vom Rest der Welt isoliert sind als jedes andere Gewässer.

Vor über 500 000 Jahren, als das Klima erheblich wärmer war als heute, hatte der entrückte See zum letzten Mal Kontakt mit Wetter, Atmosphäre oder auch mit Sonnenlicht. Seine Temperatur beträgt bis zu minus zwei Grad Celsius – und dennoch befindet er sich größtenteils in flüssigem Zustand. Der Druck, der wegen des Gletschers auf ihm lastet, ist so extrem, dass er sogar den Gefrierpunkt des Wassers verschoben hat.

Für die Bohrung setzt Siegert eine Schmelzsonde ein, ein Gerät wie ein Brausekopf, nur größer. Der heiße Wasserstrahl bahnt den Kanal hinab. Viel Mühe hat Siegert darauf verwandt, keine Mikroorganismen von außerhalb in den Ellsworth-See einzuschleppen. Sein Material, das aus Tausenden Einzelstücken besteht, wurde noch in England mühevoll sterilisiert und sollte sauberer sein als das, was in Operationssälen zum Einsatz kommt. Das Wasser, das durch seine Schmelzsonde saugt, hat er mit Filtern und UV-Licht von Keimen befreit.

Rund hundert Stunden lang ohne Pause müssen die Forscher im Schichtbetrieb bohren. Dann werden sie die Wasseroberfläche in der Tiefe erreicht haben – und dann darf nichts mehr schiefgehen. Innerhalb von 24 Stunden müssen die Forscher ihre Proben genommen haben, vom eisi-

gen Wasser wie auch von den noch interessanteren Sedimenten am Grund. Danach friert ihr Guckloch in den Urzeitsee wieder zu, als wäre nichts gewesen.

Wenn alles klappt, hält Siegert nächste Woche 24 Proben mit je 100 Milliliter Volumen in den Händen. Die Bergung dieser insgesamt 2,4 Liter Wasser und Matsch wird umgerechnet zehn Millionen Euro verschlungen haben – aber wissenschaftlich dürfte sie von hohem Wert sein.

Die Antarktis ist derzeit Schauplatz eines russisch-britisch-amerikanischen Forscherwettkampfs um Zugang zu den rätselhaften alten Seen tief unter dem Eis. Den Anfang machten zu Jahresbeginn die Russen, ihr Vorhaben endete jedoch etwas unruhlich.

Schon im Februar versuchten sie, den faszinierenden Wostok-See im Osten des Kontinents aufzubooren, eines der größten Süßwasserreservoirs der Erde, dessen Becken sogar schon seit 14 Millionen Jahren von seiner Umgebung isoliert ist. Doch noch ehe die Forscher in vier Kilometer Tiefe Proben aus dem See nehmen konnten, mussten sie abreisen wegen des hereinbrechenden antarktischen Winters.

Wenn die Russen demnächst zurückkehren und weitermachen, dann wird ihre Arbeit begleitet vom Gemaule der Kollegen. Ihre Bohrtechnik erfordert es, das Loch mit Frostschutzmitteln wie Kerosin und Freon offenzuhalten, obwohl diese von Bakterien wimmeln. Alle Ergebnisse der Russen stehen deshalb unter einem Generalverdacht: „Es gibt die große Sorge“, sagt AWI-Mann Grosfeld, „dass der See kontaminiert wurde.“

Noch näher am Südpol wollen amerikanische Forscher den ungleich kleineren Lake Whillans erkunden, der nur unter 800 Meter Eis liegt. Wie die Briten werden sie steriles Gerät und eine Schmelzsonde einsetzen. Doch sie treffen erst im Januar ein, wenn Siegert bereits wieder abreist. Bis dahin wird der Brite vielleicht schon wissen, ob es wirklich Leben gibt im eisigen Herzen der Finsternis.

„Ich wäre sehr überrascht“, erzählt Siegert, „wenn wir keine Hinweise auf Mikroben fänden.“ Auf Erden – und vielleicht auch im Weltall – gelte fast schon folgendes Naturgesetz: „Wo Wasser ist, da ist auch Leben.“

MARCO EVERS



Ellsworth-See
Länge: 12 km
Breite: 3 km
Tiefe: 150 m

Sedimente

Geldawarter Vorteil.

Handelsblatt

DEUTSCHLANDS WIRTSCHAFTS- UND FINANZZEITUNG

DAX 10.59%	Stoxx 2396.69 +0.07%	Dow Jones 11523.11 +0.84%	S&P 500 1412.22 +0.02%	Euro/Dollar 1.3225 +0.17%	Euro/Yen 106.78 +0.42%	Brent 119.55 -0.10%	Gold 1462.15 +0.16%	Bund 10.1 1.667% +0.000pp	US Staat 1.564% +0.040pp
------------	----------------------	---------------------------	------------------------	---------------------------	------------------------	---------------------	---------------------	---------------------------	--------------------------

Das kleine Börsenwunder

Anleger leben derzeit in einer fast perfekten Welt: Die Euro-Krise verliert ihren Schrecken, die Wirtschaft in den USA und in Deutschland floriert, und die Notenbanken fluten die Märkte mit billigem Geld. Der Dax ist seit Jahresanfang um 18 Prozent gestiegen.

In der großen Kapitalmarktumfrage des Handelsblatts zu Jahresbeginn überwiegt der Optimismus. Die Société Générale prognostiziert für den deutschen Aktienmarkt das nächste Jahresende einen Rückgang von sieben Prozent auf 5500 Punkte. Auch die UBS (6300 Punkte), die Deutsche Bank (6400 Punkte) und JP Morgan (6400 Punkte) zeigen sich skeptisch. Kaum jemand traute dem Dax mehr als 7000 Punkte zu.

Die Realität hat die Pesimisten für eine Weile widerlegt. Seit Anfang Januar gewann der Index 18 Prozent. Damit sind Deutschlands Konsumer 116 Milliarden Euro wertvoller als zu Jahresbeginn. Ähnlich mit diesem Zugewinn ließen sich die Dax-Schwergewichte Siemens und Allianz kaufen. Schon heute, sagen Ökonomen, könnte die 7000-Punkte-Marke durchbrochen werden.

Die erstaunliche Dynamik an der Börse mag für viele überraschend sein, unbegründet ist sie nicht.

Die Griechenland-Krise verliert aus Sicht der Märkte zunehmend ihren Schrecken. Das gestern beschlossene Rettungspaket von 130 Milliarden Euro und die auf 107 Milliarden Euro aufgedeckelte Bereitschaft der privaten Gläubiger am Schuldenschnitt machen ein Auscheiden Griechenlands aus dem Euro unwahrscheinlich. Die Krisenszenarien der vergangenen Monate sind Szenarien geblieben.

Auch eine Ansteckung Spaniens und Italiens mit dem Griechisch-Virus konnte verhindert werden. Die Refinanzierungsbedingungen der überschuldeten Staaten haben sich seit Dezember stark verbessert. Damals zahlte Italien für zehnjährige Staatsanleihen sieben Prozent. Jetzt sind es nur noch 5,4 Prozent.

Ein weiterer Kurstreiber an den Börsen ist die Europäische Zentralbank (EZB). Ihre Entscheidung vom Dezember, Banken für drei Jahre unbegrenzt Liquidität zu einem Prozent Zinsen anzubieten, hat für eine deutliche Entspannung an den Märkten gewirkt. Mit knapp 500 Milliarden Euro versorgten sich die Banken. Ende Februar wiederholte die EZB die Aktion. Ein Teil dieser Liquidität fließt an die Börse, sagt Michael Knapman von der IIF Bank.

Die neue Zuversicht an den Märkten basiert auch auf der starken US-Konjunktur. Der Dow Jones über-



Der Bullie vor dem Handelsaal der Deutschen Börse in Frankfurt: Die Optimisten haben derzeit die Oberhand.

schwang gestern erstmals seit Beginn der Finanzkrise die Marke von 11.000 Punkten. Die US-Ökonomendaten zeigen um sieben Prozent, die Industrieproduktion um 2,5 Prozent. Selbst Pesimisten müssen nun einräumen, dass sie zu früh Abschied von der Wirtschaftswachstum genommen haben. Energiefirmen wie Exxon und Chevron überlegen im nächsten Quartal mit Gewinnüberschüssen von 20 Prozent. Vor allem die US-Interessengruppe mit Apple, Google und Amazon setzt neue Maßstäbe. Allein Apple ist an der Börse mehr wert als die Hälfte der Dax-Konzerne zusammen.

Zu guter Letzt, der wichtigste Dax-Treiber: die steigenden Gewinne deutscher Firmen. Gestern

vergrößer der Mediotekonzern Fresenius für 2012 ein Ertragsplus. Zuvor hatten sich Firmen wie BASF, SAP und Daimler optimistisch gezeigt. Nicht nur Deutschlands Firmen, auch die Börsen haben sich an die Dax-Krise gewöhnt und zeigen sich zuversichtlich. „Der Optimismus resultiert aus der günstigen Wirtschaftsentwicklung, und die resultiert aus der Krise, nicht aus deren Beendigung“, sagt Hans Werner Sinn, Präsident des Ifo-Instituts. Die Krise veranlasst Anleger, die sichere Investition in Deutschland zu suchen, und das sei der Haupttreiber des Aufschwungs. „Im Nachhinein ist immer

6 Gründe für die Hausse Seiten 6, 7 Die erfolgreichsten Aktien Seiten 8, 9

TOP-NEWS DES TAGES

Tipps der Profis: Die Top-Aktien weltweit

Eine exklusive Auswertung der Kaufempfehlungen von Profis für europäische und US-Papiere. Die besten Aktien im Überblick. [SEITE 5](#)

Amerikaner mögen „Made in Germany“

Auslandshandelskammern haben errechnet: Die USA bleiben die größten außereuropäischen Kunden der Deutschen. [SEITE 17](#)

China schiebt die Konjunktur kräftig an

Die niedrige Inflation gibt der Regierung Raum für neue Ausgabenpakete. Geplant sind Investitionen von 125 Milliarden Euro. [SEITE 20](#)

Vorsprung durch Innovation

Auf dem 1. Innovationsforum sprachen die Vorstandspräsidenten von Bayer, Volkswagen, ING Diba und Telekom über Kreativität und Unternehmenskultur. [SEITE 22](#)

„Menschen müssen Fehler machen dürfen“

Der Unternehmer Klaus Fischer erklärt, warum er bei seiner Nachfrage auf einen externen Manager setzt. [SEITE 27](#)

Elektrischer Rückenwind

Der Sprung der E-Bikes ist nicht zu bremsen. Jedes zehnte Fahrrad in Deutschland wird in diesem Jahr voraussichtlich mit Elektro-Motor ausgeliefert. [SEITE 30](#)

Boom bei den Firmenanleihen

Anlegern fehlen die Alternativen. Viele Unternehmen können deshalb problematisches Kapital zu Preisen einsammeln. [SEITE 33](#)

Neue Serie: „Made by Germany“

Die führenden Konzerne beschäftigen inzwischen mehr Menschen im Ausland als zu Hause. [SEITE 48](#)

Deutsche Pharmafirmen schlagen die Konkurrenz

Die drei deutschen Pharmakonzerne Bayer, Boehringer Ingelheim und Merck und deren im internationalen Geschäft ziemlich erfolgreich. Während große Wettbewerber wie Pfizer, GlaxoSmithKline, aber auch AstraZenca mit Unsicherheiten durch billige Nachahmerpräparate kämpfen, legen die deutschen Pharmakonzerne zwischen vier und sieben Prozent zu.

Dank der guten Arzneimittelverkäufe in Asien und Amerika haben gestern nach Bayer auch Merck und

ne Jahresende an. Insbesondere das etablierte Multiple-Multi-Pharma-Biotek verläuft sich in den USA gut. Dort konnte Merck Preissteigerungen im zweistelligen Prozentbereich durchsetzen. Auch Boehringer Ingelheim profitiert stark vom Wachstum seiner etablierten Produkte. Bei der Gewinnentwicklung haben die deutschen Konzerne aber noch Nachholbedarf. Restrukturierungs- und Sonderzahlungen belasten die Gewinne. [Merck Sparkurs Seite 5](#)

Studie: Sachsen hat das beste Bildungssystem

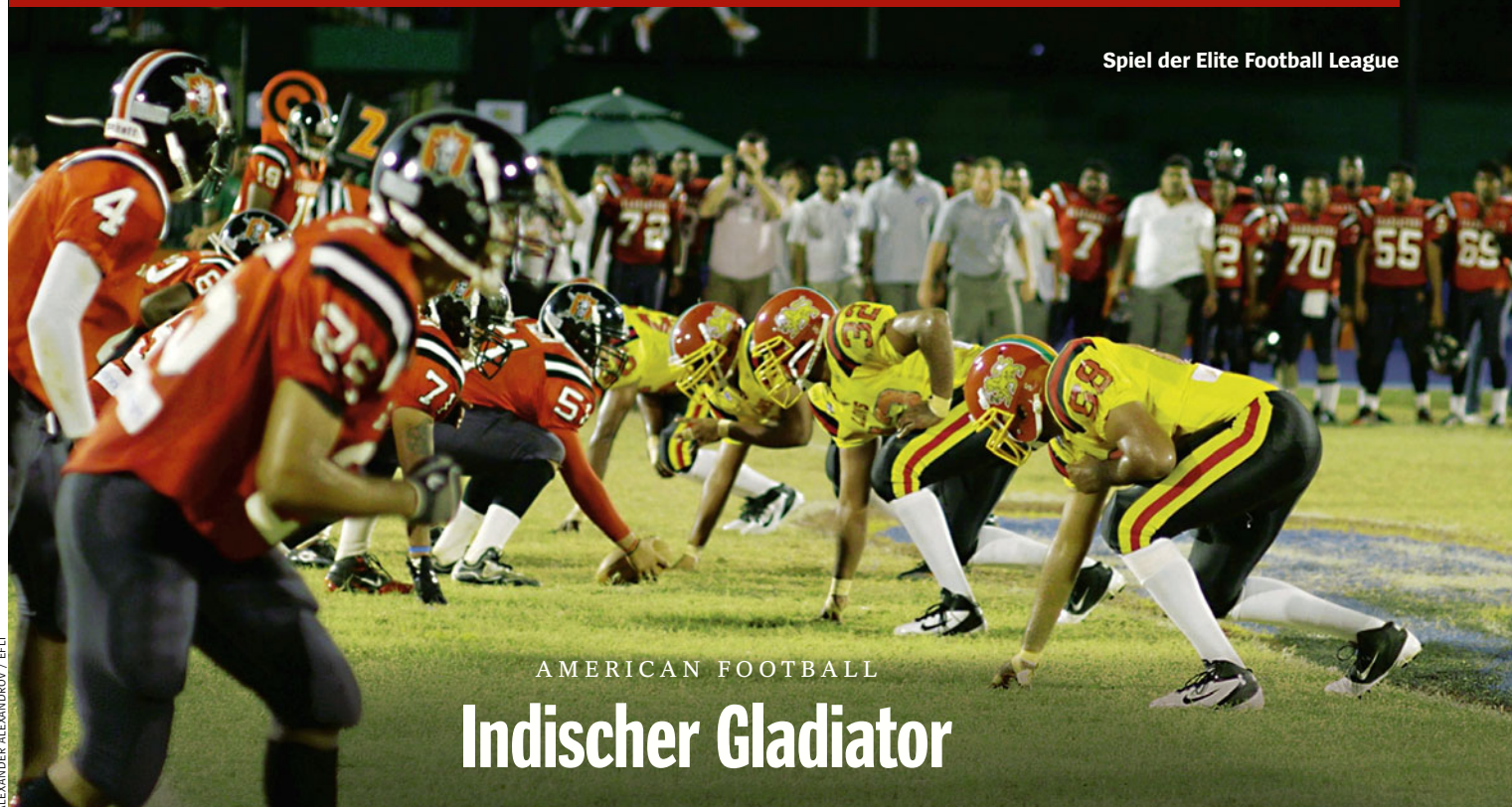
Das Bildungssystem hat sich in allen Bundesländern verbessert. Am besten schneiden Sachsen, Thüringen und Baden-Württemberg ab. Bayern folgt mit Abstand auf Platz vier. Schwierigsten ist Schleswig-Holstein. Das ergab der neue Bildungsmonitor des an der Universität des Saarlandes angesetzten Instituts für die deutsche Wirtschaft (IDW) für die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft. In der Studie wird anhand von 10 Indikatoren die Qualität der Bildungssysteme verglichen. Der Fortschritt bringt wirtschaft-

lich handelte Vorteile. Keine der Bildungsexperten Axel Pöhlitz. So stieg die Zahl der Hochschulabsolventen in Mathematik und Ingenieurwissenschaften seit 2000 um 57.500 auf fast 100.000. Von misse die Politik die Kapazitäten ausbauen, damit mehr Kinder gebildet werden und höhere Abschlüsse schaffen. Langfristig könne die Wirtschaftswachstum so um 0,2 Prozentpunkte höher ausfallen, würde das BW für mehr Bildungsinvestitionen. [Bericht Seite 12](#)

Informieren. Entscheiden. Profitieren.
Mit Deutschlands großer Wirtschafts- und Finanzzeitung.

Handelsblatt
Substanz entscheidet.

Spiel der Elite Football League



AMERICAN FOOTBALL

Indischer Gladiator

Rahul Kelaskar ist 24 Jahre alt, er kommt aus Mumbai und wiegt nur 66 Kilogramm – bei einer Größe von 1,98 Meter. Der hagere Mann, der bis vor kurzem noch in einem Hotel gearbeitet hat, verdient in seinem neuen Job zwar nur noch die Hälfte, 277 Dollar im Monat sind es, aber dafür träumt er davon, der „Jerry Rice von Indien“ zu werden: Rice spielte American Football für die San Francisco 49ers – Rahul Kelaskar läuft nun für die Mumbai Gladiators aufs Feld, als Wide Receiver. Die Gladiators

sind eines von acht Teams der neuen Elite Football League. Die Akteure sind Anfänger, sie waren zuvor Judoka oder haben Basketball gespielt, so wie Gladiators-Verteidiger Linesh Mane, ein Student, der bei einer Versicherung gejobbt hat. Das Budget der Liga beträgt 8,5 Millionen Dollar, zu den Investoren zählt auch der frühere Quarterback Kurt Warner, der mit St. Louis im Jahr 2000 den Super Bowl in den USA gewann. In der ersten Saison fanden alle Spiele in einem leeren Stadion statt, die Begegnun-

gen liefen jeweils als 60-minütige Zusammenfassung im TV. Als potentielles Publikum haben die Verantwortlichen jene zigtausend Inder ausgemacht, die vorübergehend in den Vereinigten Staaten gelebt haben. Indien gilt mit seinen 1,2 Milliarden Einwohnern nach China als Markt der Zukunft für den westlichen Sport. Die amerikanische Basketball-Liga NBA hat vergangenes Jahr ein Büro in Mumbai eröffnet, die Vermarktungsagentur IMG möchte in Indien Fußballligen gründen.

KOMMENTAR

Terror in der Kurve

Von Jörg Kramer

Wenn irgendwo neue Sicherheitsbestimmungen zu beschließen sind, zum Beispiel an Flughäfen, dann sitzen in der Regel die leidtragenden Passagiere nicht mit am Tisch. Schon gar nicht gefragt werden die Terroristen, also jene, die mit ihren Anschlägen die Sicherheitsdebatte ausgelöst haben.

Anders ist es im deutschen Profifußball. Da halten es die organisierten

Fans, angeführt von den alle Kurven dominierenden Ultras, für selbstverständlich, dass sie mindestens mitreden dürfen. Im Streit um das Sicherheitskonzept der Bundesliga, das die Clubs in dieser Woche beschließen sollen, sehen sich die Hardcore-Fans übergangen und setzen die Vereine durch Protestaktionen und subtilen Einfluss auf die Clubgremien unter Druck.

Natürlich sind Fans keine Terroristen. Aber sie haben den Ruf nach strengeren Einlasskontrollen, und um die geht es in erster Linie, heraufbeschworen. In der vergangenen Saison stieg die Zahl der Strafverfahren wegen Verstößen gegen das Sprengstoffgesetz im Stadion um 77 Prozent. Es geht um sogenannte Pyrotechnik, ein verharmlosender Begriff für mehr als tausend

Grad heiße Fackeln, und Sprengkörper, die in unmittelbarer Menschennähe gezündet werden.

Zuletzt zelebrierten die vermeintlichen Stimmungskanonen ihre sinnlose Fackelei nicht mal mehr als Teil ihrer Fankultur, sondern als Provokation, als Angriff gegen den DFB: Angeblich, so die Begründung, soll ein früherer Verbandsfunktionär mal einen Kompromiss zur Pyro-Frage in Aussicht gestellt haben, eine Teillegalisierung, von der nun nicht mehr die Rede sei. Was ist diese Fanreaktion dann anderes als eine Form von Terror?

Die Ultras beanspruchen für sich, die einzigen echten Fans zu sein, und halten sich für unverzichtbar. Die Wahrheit ist: Kaum jemand würde sie vermissen.

FUSSBALL

Freiwild

In Amateur- und Jugendligen werden Schiedsrichter bedroht, bespuckt, zusammengeschlagen. Manche Referees trauen sich nur noch mit Pfefferspray bewaffnet aufs Spielfeld. Die Verbände haben kein Konzept gegen die eskalierende Gewalt.

Vor einem Monat haben sie Daniel Maurer prophezeit: „Wir machen dich kalt. Wir finden raus, wo du wohnst.“ Der 23-Jährige steigt seitdem immer noch nicht einfach aus dem Auto, wenn er im Dunkeln nach Hause kommt. Er blickt sich um, lauscht, wartet. Die Angst wird er nicht los.

Maurer ist weder Mafiajäger noch Boss einer Rockerbande. Er ist Schiedsrichter in den unteren Jugendligen in München. Er gab kürzlich beim A-Jugend-Spiel der JFG Union München Ost einen Elfmeter für den Gegner, wurde daraufhin so massiv mit dem Tode bedroht, dass er nach dem Schlusspfiff aufgab. Daniel Maurer wird kein Spiel mehr pfeifen.

Er ist nicht der Einzige, der vor der zunehmenden Gewalt auf den Fußballplätzen der Amateurvereine resigniert. Die Dachauer Schiedsrichter-Obmänner Hans-Jürgen Schreier und Andreas Hitzlsperger gaben ihr Amt Mitte November zurück. Mehr als 20 Jahre haben beide im Raum München gepfiffen, Schiedsrichter ausgebildet, eingeteilt. Jetzt können sie die Verantwortung für die Sicherheit ihrer Leute nicht länger tragen. Obschon die Mehrheit der Begegnungen friedlich abläuft, kommt es fast jedes Wochenende zu Übergriffen, vor allem jüngere Schiedsrichter sind für manche Fans und Spieler Freiwild geworden.

„Wir wollen nicht warten, bis wir einen Anruf bekommen, dass einer unserer Nachwuchskollegen schwer verletzt im Krankenhaus liegt oder sogar ins Koma gefallen ist“, sagt Hitzlsperger, der Bruder des früheren Nationalspielers Thomas Hitzlsperger.

In den Niederlanden ist der schlimmste Fall nun eingetreten. Sonntag vor einer

Woche wurde der 41-jährige Linienrichter Richard Nieuwenhuizen von Spielern totgeschlagen. Er hatte in einer Partie von 15- und 16-Jährigen in Almere bei Amsterdam als Linienrichter ausgeholfen. Jugendliche verfolgten ihn wegen seiner Abseitsentscheidungen nach dem Spiel, sie prügeln ihn nieder und traten auf ihn ein. Nieuwenhuizen starb einen Tag später im Krankenhaus.

traute sich erst heraus, als die Polizei eingetroffen war. Maurer dachte damals noch, er habe einfach nur Pech gehabt, sei in eine Ausnahmesituation geraten. Tatsächlich gehören Übergriffe heute zum Alltag von Hobbyschiedsrichtern.

Nach einer verlorenen Bezirksligapartie beim SuS Haarzopf Essen im März griffen ein Spieler des SC Blau-Weiss Oberhausen und ein Zuschauer den Schiedsrichter an, stießen ihn zu Boden, als er in die Kabine flüchten wollte, und verletzten ihn schwer. Bei einem B-Jugend-Spiel im Kreis München bedrohte ein Jugendlicher den Referee mit einer abgebrochenen Glasflasche.

Im Oktober schlug ein Fußballer des oberbayerischen FC Iliria den Schiedsrichter in der A-Klassen-Begegnung gegen den ESV Rosenheim zusammen. Das Opfer hätte fast sein Augenlicht verloren. Der Anlass für den Gewaltausbruch: Der Schiedsrichter hatte lange nachspielen lassen, so kam der ESV zum späten Ausgleichstor. Ein anderer Iliria-Spieler verprügelte den Rosenheimer Trainer, der dem Schiedsrichter helfen wollte. Der Coach kam mit Rippenprellungen und einer verletzten Niere ins Krankenhaus. Die Täter wurden vom Sportgericht lebenslang gesperrt.

In Darmstadt streikten vor wenigen Wochen die Schiedsrichter der Kreisliga D, an zwei Sonntagen wurde keine einzige Partie angepfiffen. Die Schiedsrichtervereinigung Darmstadt wollte auf die zunehmende Gewalt aufmerksam machen. Ein Schiedsrichter war von Fußballern der TG 1875 Darmstadt nach dem Treffer zum 0:5 über den Platz gejagt, getreten und gewürgt worden.

Besonders heftig ist die Situation in Berlin. Vor gut einem Jahr streikten auch



Schiedsrichter Hitzlsperger, Schreier: „Krankenhaus oder Koma“

Schreier und Hitzlsperger fürchten, dass sich so eine Tragödie auf deutschen Amateurplätzen wiederholen könnte. Gewalt bei Spielen unterklassiger Clubs ist kein neues Phänomen. Doch die Brutalität, mit der Trainer, Zuschauer und Freizeitfußballer auf Unparteiische losgehen, hat dramatisch zugenommen.

Der Dachauer Schiedsrichter Daniel Maurer war schon vor drei Jahren bei einem Spiel von Fußballern attackiert worden. Er musste in die Kabine flüchten,

DIERER MAYR / DER SPIEGEL



Fußballplatz in Thüringen: „Für viele ein Ort, an dem sie Dampf ablassen können“

CAMERA 4 / JIM / IMAGO

dort die Unparteiischen. Ihr Kollege Gerald Bothe war bei einem unterklassigen Seniorenkick geschlagen und schwer verletzt worden, nachdem er einen Akteur vom Platz gestellt hatte. Bothe, 52, hatte durch die Prügel seine Zunge verschluckt und wäre beinahe erstickt. Ein Spieler des Gegners rettete ihm das Leben.

Der Berliner Verband wollte daraufhin ein Zeichen setzen, ließ Anti-Gewalt-Flyer verteilen. „Geändert hat sich nichts“, sagt Bothe. Der Krankenpfleger, der weiterhin bis zu drei Spiele pro Wochenende leitet, wurde kürzlich wieder angegriffen. Nach einer Ü-40-Partie in Kreuzberg fiel ihm auf, dass ein Fußballer von Türkiyemspor Berlin mit falschem Spielerpass auf dem Feld gestanden hatte. Als Bothe dem Team sagte, dass er das in seinem Bericht erwähnen müsse, stürmten zwei Spieler in seine Umkleidekabine, drohten mit Prügeln. Diesmal gingen Helfer rechtzeitig dazwischen.

„Viele betrachten einen Fußballplatz als Ort, an dem sie Dampf ablassen können. Frust im Beruf, in der Familie, mit der Freundin, alles soll auf dem Feld kom-

pensiert werden“, sagt Bothe. 15 Euro Aufwandsentschädigung bekommt er pro Partie, dazu 5 Euro Fahrtgeld. Aufhören will er aber nicht. Das sei das falsche Signal, sagt Bothe. Mit Kollegen arbeitet er an einem Thesenpapier, wie man die Gewalt auf den Plätzen der Hauptstadt in den Griff kriegen könnte.

Denn die Frage ist, ob sich in Zukunft überhaupt noch genug Idealisten finden, die sich den Schiri-Job antun wollen.

Der Tod des Linienrichters in den Niederlanden hat vor allem Nachwuchskräfte verunsichert. „Alle sind geschockt“, erzählt Franz Mühldorfer, Schiedsrichter-Obmann des TSV Rudow, eines Vereins im Süden Berlins. Mühldorfer betreut 25 Jung-Referees, die meisten unter 20 Jahre alt. Er müsse „die Jungs jetzt beruhigen, allen gut zusprechen, Mut machen“. Erst im Oktober habe ein 16-Jähriger aus seiner Gruppe nach einem Hallenturnier eine Morddrohung über das Handy bekommen. „Ich hacke dir deine Arme und Beine ab, du spielst mit deinem Leben“, hatte der anonyme Anrufer gesagt.

Mühldorfer will seinen Schiedsrichtern anbieten, sie auf den Platz zu begleiten. Er will ihnen Rückendeckung geben. Auch er hat bereits unangenehme Erfahrungen gemacht. Mühldorfer pfeift Partien in Berlins Jugendlichen. Er wurde von Fußballern und Trainern schon ins Gesicht geschlagen, gewürgt, bespuckt. Achtmal hatte Mühldorfer die Polizei auf dem Platz.

Heute weiß er sich zu wehren. Er nimmt zu Einsätzen, bei denen es Ärger geben könnte, vorsichtshalber Pfefferspray und sein Handy mit auf das Feld. Kürzlich hat er sich eine kleine Kamera gekauft, die steckt er sich an die Brusttasche seines Trikots, um Beweisfotos machen zu können, falls er angegriffen wird.

Auf den Fußballplätzen in Berlin gibt es rund 1500 Spiele pro Wochenende. In der Saison 2010/11 wurden 59 Partien vorzeitig beendet, meistens wegen Hetzjagen, Gewalt, Pöbeleien. In der vergangenen Spielzeit stieg die Zahl der Abbrüche auf 96. Immer mehr Schiedsrichter räumen anonym ein, bei Begegnungen von Problemvereinen Angst zu haben. Oft fehle

ihnen der Mut, einen Strafstoß zu geben oder eine rote Karte zu zücken, aus Furcht, die Akteure könnten ausrasten.

Dabei geht es in den Ligen, in denen sie pfeifen, um Freizeitsport von Kickern, deren Ballkunst sich im Rahmen hält. Es geht um drei Punkte, Platz sieben oder neun in der Tabelle der zehnten Liga, manchmal um Auf- oder Abstieg, aber weder um Geld noch um Karrieren oder die Existenz des Vereins.

Trotzdem ist die Gewalt, die auf der Straße und in U-Bahnhöfen um sich greift, auf den Fußballplätzen angekommen. „Fußball ist ein Spiegel der Gesellschaft“, sagte Fifa-Präsident Joseph Blatter nach dem Totschlag in Holland. Das klingt, als würde das Thema Politik und Justiz, nicht aber die Fußballfunktionäre angehen.

Der Bayer Hitzlsperger will diese Haltung bei den Bossen nicht mehr hinnehmen. „Mir hat ein Spieler gedroht, er sticht mich ab und steckt mein Haus an. Einmal stand einer vor meiner Tür. Das sind Sachen, da kriegt man es mit der Angst zu tun.“ Noch eine Woche vor seinem Rücktritt hatte Hitzlsperger in E-Mails an den Bayerischen Fußball-Verband (BFV) geschrieben: „Wir können nicht mehr, wir brauchen Hilfe.“ Vom BFV kam keine Unterstützung.

Erst als Hitzlsperger und Schreier zurückgetreten waren, reagierte der Ver-



Vereinsheim in Almere
Tragödie am Spielfeldrand

band: Die Männer wurden aufgefordert, sich künftig nicht mehr öffentlich zu äußern.

Der BFV beklagt sich, das Duo habe pauschale Anschuldigungen vorgetragen und keine Lösungsansätze. Der Verband verweist auf seine Konfliktmanager, die er zu Amateurspielen aussendet. Ein paar Dutzend für 15 000 Begegnungen an jedem Wochenende. Überhaupt komme es nur selten zu Tötlichkeiten gegen Schiedsrichter und Spielabbrüchen.

Hitzlsperger wirft dem BFV vor, die Lage zu verharmlosen. Er fordert härtere Strafen für die Täter, Punktabzüge für Vereine. Beim Verband hält man das nicht für sinnvoll. Man verlagere die Gewalt auf die Straße, wenn man Jugendliche zu lange vom Fußball aussperre, erklärte ein Funktionär.

Auch der Schiedsrichter-Chef des Deutschen Fußball-Bundes (DFB), Herbert Fandel, hält den Ruf nach härteren Sanktionen für populistisch. Fandel hatte nach dem Tod des Linienrichters in Almere zwar eingeräumt, man dürfe keinesfalls die Augen davor verschließen, dass es auch in Deutschland Gewalt gegen Unparteiische gebe. Um diese zu ahnden, sei jedoch vor allem die ordentliche Gerichtsbarkeit gefragt. Alles also offenbar nicht das Problem des DFB.

Bislang sind es eher kosmetische Eingriffe, mit denen Funktionäre die Zustände im Amateur- und Nachwuchsfußball verbessern wollen: Nachdem in den vergangenen Jahren bei den bayerischen Sportgerichten Tausende Vorfälle verhandelt werden mussten, bei denen über-ehrgeizige Eltern am Spielfeldrand ausgerastet waren, wurde für den Kreis München beschlossen, in der F-Jugend die Tabellen abzuschaffen. Die offizielle Erklärung lautete, die Kinder sollten befreit aufspielen können.

Gebessert hat sich die Lage für die Schiedsrichter dadurch nicht. Das Problem mit den aggressiven Eltern habe sich nur verlagert. Jetzt, so heißt es, gehe es eben in der nächsthöheren Altersklasse, bei den Spielen der Neunjährigen in der E-Jugend, umso heftiger zur Sache.

LUKAS EBERLE, CONNY NEUMANN

Ihr Unternehmen braucht die Besten. Willkommen in Berlin.

the place to be for talent.
www.talent-in-berlin.com

be Berlin
powered by Berlin Partner

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN/
PHILOGISCHE BIBLIOTHEK © HARALD KULKE

„Das Feuer in mir“

Angelique Kerber, 24, über ihren Aufstieg von Platz 107 auf Platz 5 der Weltrangliste und Badewannen in Wimbledon



Tennisspielerin Kerber

SPIEGEL: Frau Kerber, Sie stehen momentan auf Platz fünf der Weltrangliste, so gut war seit über 13 Jahren keine deutsche Spielerin mehr. Steffi Graf stand auf Rang drei, als sie am 13. August 1999 vom Profi-Tennis zurücktrat. Wundern Sie sich manchmal über Ihren Erfolg?

Kerber: Ich bin schon überrascht. Ich habe keine Ahnung, wieso das alles so schnell ging. Ich weiß nur, ich bin wesentlich fitter geworden. Irgendwie bin ich jetzt ein anderer Mensch.

SPIEGEL: Es ist keine anderthalb Jahre her, da standen Sie nur auf Rang 107. Wie ging es Ihnen damals?

Kerber: Da stand ich vor dem Nichts. Ich war voller Selbstzweifel. Ich wusste nicht mehr, ob ich da noch hingehöre – in die Welt des Tennis. Ich hatte Angst vor der Zukunft.

SPIEGEL: Wie kam es dazu?

Kerber: Das erste Halbjahr 2011 war ein Alptraum. Ich habe bei elf Turnieren in der ersten Runde verloren. Nach den ersten zwei Niederlagen dachte ich noch: Kann ja mal passieren, wird schon wieder. Aber mit der Zeit habe ich meinen Mut verloren und geriet in eine Abwärtsspirale. Vor jedem Match sagte ich mir: Bitte nicht, bitte nicht noch mal in der ersten Runde ausscheiden. Aber mit dieser Einstellung verlierst du natürlich erst recht.

SPIEGEL: Gab es niemanden, der Ihnen Hilfe anbot?

Kerber: Doch, klar, mein Trainer, meine Eltern, Schwester, Oma, mein Opa, auch meine Cousine, aber ich habe jeden abblitzen lassen. Alle haben immer gesagt: Du hast so viel Talent, du hast so ein goldenes Händchen. Und ich habe gedacht: Redet gegen eine Wand, aber bitte nicht mit mir. Zu zwei Turnieren bin ich sogar allein gereist, weil ich niemanden sehen wollte. Ich habe gehofft, es läuft dann besser.

SPIEGEL: Und?

Kerber: Das Gegenteil war der Fall. Ich war nach den Niederlagen total einsam. Ich dachte: Mensch, bist du doof – die wollen dir helfen, und du lässt das nicht zu. Es war bitter. Aber das war noch nicht der Tiefpunkt. Der kam in Wimbledon.

SPIEGEL: Was ist dort passiert?

Kerber: In der ersten Runde musste ich gegen eine Spielerin antreten, die auf Platz 254 der Weltrangliste stand. Ich war mir sicher, die knacke ich. Den ersten Satz habe ich gewonnen, den zweiten im Tiebreak verloren, und dann ging es los: Der Arm wurde schwer, die Beine wurden müde, ich kam nicht mehr von der Stelle. Zwischen den Ballwechseln dachte ich: Okay, wenn du das Match verlierst, verschenkst du deinen Schläger, dann hörst du auf mit dem Tennis.

SPIEGEL: Sie haben verloren.

Kerber: Ich bin nach Hause gefahren, nach Kiel, und habe Turniere abgesagt.

SPIEGEL: Sie meinten es wirklich ernst?

Kerber: Ich habe erst einmal zwei Wochen nichts gemacht. Dann habe ich überlegt, was ich tun könnte. Studieren? Oder Physiotherapeutin werden? Ich konnte mich nicht entscheiden, es war mir aber auch egal. Ich musste mir erst klarmachen, was ich mit dem Schläger mache: Kommt er wirklich für immer in den Schrank? Oder doch nicht? Das war die schwierigste Entscheidung meines Lebens. Ich habe mir dann eine Liste geschrieben: Was gefällt mir am Tennis, was nicht?

SPIEGEL: Was stand denn darauf?

Kerber: Gegen Tennis sprach meine damalige Orientierungslosigkeit. Lohnt es sich noch, von Turnier zu Turnier zu fahren? Oder überwiegt der Frust nach einer Niederlage? Ich hatte Sorge, dass mich das irgendwann zerstört.

SPIEGEL: Und was sprach für Tennis?

Kerber: Dass es einfach mein Leben ist. Ich spiele Tennis, seit ich vier Jahre alt bin, ich würde es zu sehr vermissen. Dann bin ich eines Morgens aufgewacht und dachte: So Schluss zu machen, das kann es nicht sein. Ich wollte mir später nicht vorwerfen müssen, nicht alles probiert zu haben. An diesem Morgen habe ich gespürt, da ist noch Feuer in mir. Mein Herz hat mir gesagt, du kannst es, du musst es nur rauslassen. Aber damit das klappt, musst du einiges ändern.

SPIEGEL: Deswegen sind Sie in die Tennis-Akademie nach Offenbach gegangen?

Kerber: Ich hatte viel darüber gehört, war aber noch nie in so einer Akademie. Ich bin dahin gefahren und habe mir das angeguckt. Es war mir fremd. Andrea Petkovic, die dort schon länger trainiert, sagte zu mir: Das wird anders als alles, was du bisher gemacht hast. Ich dachte: Also gut, das ist der Ort für den Neuanfang.

SPIEGEL: Was war so anders dort?

Kerber: Mein Problem war die Fitness, da musste ich bei null anfangen. Ich hatte vorher keinen richtigen Trainer, keinen Plan, kein System. In Offenbach legen die Trainer größten Wert auf Disziplin. Wenn es um sieben Uhr früh losgeht, geht es um sieben Uhr los, nicht um zehn nach.

SPIEGEL: Wie haben Sie trainiert?

Kerber: Das Schlimmste waren die 400-Meter-Läufe, zehn Stück hintereinander, dazwischen immer eine Minute Pause. Es war die Hölle. Nach dem dritten Lauf war

SPIEGEL: Wie kann es sein, dass sechs Wochen intensives Training reichen, um im Damentennis weltklasse zu werden?

Kerber: Es waren ja noch nicht mal sechs Wochen – es waren nur vier. Aber davor war es so, dass ich nach zwei Spielen tot war. Und jetzt trat ich mit dem Wissen an, dass ich schwer kaputtzukriegen bin. Das hat mir Selbstsicherheit gegeben. Ich war leistungsfähig wie nie, weil ich nicht nur körperlich topfit war, sondern auch mental. Das ist der Punkt, der mich nach oben gebracht hat.

SPIEGEL: Ist es wirklich so einfach?

Kerber: Es hört sich vielleicht einfach an. Tennis ist Kopsache, das bedeutet aber, der Kopf muss leer sein. Ich musste erst lernen, mit einer Art Gleichgültigkeit zu spielen. Der Sieg in der ersten Runde beim Grand-Slam-Turnier in New York war eine Befreiung. Anschließend war mir alles egal, alle Siege danach waren

schen sind größer, es gibt sogar Badewanen. Und beim Masseur musst du nicht warten, du kommst sofort dran.

SPIEGEL: Anders ausgedrückt – man wird verwöhnt.

Kerber: Mag sein. Aber wissen Sie, was es bedeutet, an der Spitze zu sein?

SPIEGEL: Erklären Sie es uns.

Kerber: Alle wollen etwas von dir, du hast ständig PR-Termine. Darum haben die Top-Spielerinnen wie Marija Scharapowa oder Serena Williams eine Mauer um sich herum gebaut. Sie können nicht leben wie ein normaler Mensch, diese Spielerinnen müssen zu 80 Prozent auf ihr Privatleben verzichten.

SPIEGEL: Wo ist der Druck denn größer: unten, in der Bedeutungslosigkeit? Oder oben, im Fokus der Öffentlichkeit?

Kerber: Für mich war der Druck unten größer, denn unten spielst du um deine Existenz. Du hoffst ständig auf den Durchbruch. Mit dem Druck, den ich mir selber mache, komme ich schlechter zurecht als mit dem Druck von außen. Je näher das Finale rückt, desto entspannter bin ich.

SPIEGEL: Wie haben die Stars Sie in ihrer Welt empfangen?

Kerber: Zunächst distanziert, nach dem Motto: Okay, jetzt spielt die ganz ordentlich, aber in ein paar Wochen ist sie wieder weg vom Fenster. Erst als ich konstant gute Leistungen gebracht habe, sind sie auf mich zugegangen. Zu Beginn habe ich mich klein gefühlt, aber inzwischen habe ich meinen Respekt abgelegt. Mein Stellenwert ist gewachsen. Jetzt grüßen mich alle.

SPIEGEL: Hätten Sie das nicht schon früher haben können, wenn Sie eher ernsthaft trainiert hätten?

Kerber: Ohne das, was ich durchgemacht habe, wäre ich nie so gut geworden, wie ich jetzt bin. Wenn ich mit 18 die Rangliste hochgeschossen wäre, wüsste ich dieses Leben nicht zu schätzen. Dass jetzt Fans meinen Namen rufen, ist ein gutes Gefühl, aber den anderen gegenüber ein bisschen komisch.

SPIEGEL: Was hat der Erfolg mit Ihnen gemacht?

Kerber: Früher gab es für mich nur Tennis, Tennis, Tennis. Das macht dich kaputt. Inzwischen weiß ich, dass ich mich auch mal ablenken lassen muss.

SPIEGEL: Wie machen Sie das?

Kerber: Vor kurzem habe ich auf den Malediven einen Tauchschein gemacht. Ich habe nur über den Druckausgleich nachgedacht, wie ich runterkomme, wie ich hochkomme. Dabei habe ich komplett abgeschaltet. Ich habe Schildkröten gesehen, große Thunfische und einen Hai.

SPIEGEL: Was ist cooler: einem Hai zu begegnen oder den Matchball im Viertelfinale der French Open zu verwandeln?

Kerber: Da nehme ich den Matchball.

INTERVIEW: LUKAS EBERLE,
MAIK GROSSEKÄTHÖFER



Aufsteigerin Kerber (2. v. l.), Kolleginnen*: „Jetzt grüßen mich alle“

ich platt, aber ich habe weitergemacht, weil ich nicht schwächer sein wollte als die anderen in meiner Gruppe. Wir haben uns gegenseitig angeschrien, zur Motivation. Dazu kamen Sprints, Krafttraining und bis zu vier Stunden Bälle schlagen. Am zweiten Tag kam ich die Treppe nicht mehr hoch, jeder Muskel tat weh.

SPIEGEL: Wann haben Sie gemerkt, dass Sie besser geworden sind?

Kerber: Gleich beim ersten Turnier, das ich wieder gespielt habe. Das war in Dallas, es war unglaublich heiß, 40 Grad im Schatten. Ich dachte, wenn ich eine Runde überstehe, mache ich drei Kreuze. Dann stand ich plötzlich im Halbfinale und war gar nicht müde. Dass ich danach auch bei den US Open bis ins Halbfinale komme, damit habe ich aber nicht gerechnet.

Bonus-Erlebnisse. Ich funktioniere nicht, wenn ich mir zu hohe Erwartungen setze. Ich bin jetzt freier, ich grübele weniger.

SPIEGEL: Sie kennen die Schatten- und die Sonnenseite des Tennis. Wie unterschiedlich lebt es sich dort?

Kerber: Wenn du unten stehst, interessiert sich keiner für dich, du bist nicht wichtig. Du musst dein Hotelzimmer selbst bezahlen, manchmal auch das Essen. Ich musste schon zu Fuß zum Turniengelände laufen. Du streitest dich um einen Trainingsplatz und trainierst zu viert. Das kann dir nicht passieren, wenn du in den Top Ten stehst. Dann wirst du anders behandelt.

SPIEGEL: Wie denn?

Kerber: Ich wusste bis zu diesem Jahr nicht, dass es in Wimbledon zwei Umkleidekabinen gibt. Eine ist extrem laut, weil es dort so voll ist. Die andere musste ich erst suchen, sie ist für die besten 16 Spielerinnen reserviert. Da ist es ruhig, es gibt eine Lounge zum Relaxen, die Du-

* Li Na, Petra Kwitowa, Victoria Azarenka, Marija Scharapowa, Serena Williams, Agnieszka Radwanska und Sara Errani am 21. Oktober bei den WTA Championships in Istanbul.

Exklusiv für Studenten:

12 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



Edelstahl-Thermoset

Ideal für die Kaffeepause zwischen zwei Vorlesungen. Eine Kanne (0,75 l) und zwei verschließbare Becher aus doppelwandigem Edelstahl – für kalte und für heiße Getränke. Mit Tragetasche.

Komplett
für nur
€ 19,90
Über 60 %
gespart!



Lieferung ohne iPod

Sinus-SoundTube

Klangwunder mit Steckplatz für Ihren iPod nano/shuffle! Mit Autoscan-Radio, Aluminiumkorpus, Anschlusskabel für alle anderen iPods, MP3- und CD-Player. Maße (BxHxT): ca. 18,5x4,8x4,8 cm.

Trolley-Rucksack

Der flexible Begleiter auf Reisen: Trolley und Rucksack in einem! Mit Rollenschutz, stufenlos verstellbarem Zuggriff und zwei aufgesetzten Reißverschlusstaschen. Obermaterial: strapazierfähiges 600D-Nylon. Maße (BxHxT): ca. 34x52x22 cm.

B&F - Borken



Inklusive 12 x den
digitalen SPIEGEL,
sonntags ab 8 Uhr
auf Ihrem Smartphone,
Tablet und PC/Mac.



UniSPIEGEL
und
KulturSPIEGEL
gratis!

Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!



Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP12-312



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 50,40 im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 2,95 statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Mein Wunschgeschenk:

☐ Edelstahl-Thermoset (1541)



☐ Trolley-Rucksack (1438)



☐ Sinus-SoundTube (2622)



☐ Frau
☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Geburtsdatum

1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift



SP12-312

KUNST

Punk der Kuschteltiere

Im Januar 2012 nahm sich der amerikanische Künstler Mike Kelley in Los Angeles das Leben. Knapp ein Jahr später wird er weltweit geehrt mit einer Ausstellungstournee, die in dieser Woche im Stedelijk Museum in Amsterdam beginnt und in die großen Museen dieser Welt führt: ins Centre Pompidou in Paris, ins MoMA in New York und schließlich ins Museum of Contemporary Art in Los Angeles. Kelley war einer der extremen Künstler der Gegenwart, dabei waren seine Werke aus eigentlich harmlosen Materialien zusammengesetzt. Aus verschlissenen Kuschteltieren nähte er groteske Teppiche, oft verwendete er schmutzige Häkelstoffe. Niemand veranschaulichte das Grausame im Privaten und Biografischen besser, niemand verschreckte das Publikum konsequenter. Als er immer bekannter wurde, als ihn sogar der berühmteste Galerist der Welt, Larry Gagosian, unter Vertrag nahm, machte ihn das nicht glücklich. Er war ein echter Außenseiter, ein überzeugter Punk, er erreichte, wonach sich andere verzehren, aber für ihn war der Erfolg nur ein Fluch. Sein Tod schockte die Kunstwelt, aber er überraschte sie nicht.

MIKE KELLEY FOUNDATION FOR THE ARTS



„Mike Kelley, Banana Man Costume“, 1981



Cash um 1980

AL CLAYTON / SONY BMG MUSIC ENTERTAINMENT

POP

Viel Cash fürs Geld

Manche glauben, Johnny Cashes frühe Songs, die er Mitte der Fünfziger zusammen mit Elvis Presley im legendären Sun Studio aufnahm, seien seine besten. Andere sagen, das Beste sei sein Spätwerk: die „American Recordings“, für die er den alt und weise gewordenen Schmerzensmann des Country gab. Sein Leben fand allerdings dazwischen statt. Nachhören lässt sich das auf der monumentalen 63-CD-Box „The Complete Columbia Album Collection“, die nun pünktlich zum Weihnachtsgeschäft erscheint. Cash, der

2003 im Alter von 71 Jahren starb, war von 1958 bis 1985 bei Columbia unter Vertrag. Der ewige Rebell, der sich mit den amerikanischen Indianern solidarisch erklärte, findet sich hier genauso wie der christliche Fundamentalist. Die Aufnahmen seiner großen Gefängniskonzerte von San Quentin und Folsom sind enthalten sowie der vernachlässigenswerte Mitschnitt eines Auftritts in einem Stockholmer Knast. Und auch wie es ab Mitte der siebziger Jahre mit dem Sänger künstlerisch bergab ging, ist dokumentiert, wie die Songs in Streicherwatte erstickten. Alle Irrungen und Wirrungen eines der großen Künstler des 20. Jahrhunderts. Wem das noch nicht reicht: Es sind auch drei Weihnachtsplatten dabei.

THEATER

Seid Netz
zueinander!

Es scheint, als hätten die deutschen Theatermacher auf dieses aktuelle Beziehungsdrama gewartet: auf ein Stück mit dem lustig-kitschigen Titel „Wir lieben und wissen nichts“, das davon erzählt, was die Internetpornografie mit ihren Konsumenten macht und wie der Mensch in Zeiten des Krisenkapitalismus an den Rand des Liebeswahnsinns gerät. Der Dramatiker und Romancier Moritz Rinke („Der Mann, der durch das Jahrhundert fiel“) hat es geschrieben, am Freitag dieser Woche wird es im Schauspiel Frankfurt uraufgeführt – und danach an den Bühnen von Aachen, Hamburg, Bern, Kassel und Bielefeld nachgespielt. „Alles ist miteinander vernetzt, aber die Entfernungen zwischen den Menschen werden immer größer“, heißt einer der Schlüs-



„Wir lieben und wissen nichts“-Darsteller
Marc Oliver Schulze

sätze des Dramas, das von zwei Paaren erzählt, die sich zum Wohnungstausch verabredet haben und dann, oft zum Brüllen komisch, ihre Beziehungsprobleme voneinander auskippen. Rinke, 45, will sein Werk auch als Zeitdiagnose verstanden wissen und nennt es „ein Spiel um altmodische Begriffe wie Hingabe und Aufmerksamkeit – und wie sie unserem Tempo, unserer Autonomie und unserem überstrukturierten Leben standhalten können“.

LITERATUR

Schöne Eroberung

Der junge Mann kaufte gleich zwölf Eintrittskarten, von denen er keine verfallen ließ: Auf seiner großen Deutschlandreise im Jahr 1936 machte Samuel Beckett einige Wochen in Berlin Station und verfiel den antiken Kunstschatzen der Hauptstadt. „Die Sammlungen sind phantastisch“, berichtete er einem Freund, „die Stadt selbst monströs komisch, doch schnell sympathisch, mit Himmeln, fast so gut wie in Dublin, ein wunderbarer Park und rundherum wie eine Hutkrempe Seen, Ebenen und Wälder.“ Der Brief ist eine der vielen deutschen Erstveröffentlichungen, die in einer gerade erschienenen Anthologie zur Museumsinsel versammelt sind. Die kommentierten Impressionen internationaler Besucher aus den Jahren 1830 bis 1990 bewegen sich zwischen Enthusiasmus (die „Frankenstein“-Autorin Mary Shelley) und Abscheu (der japanische Historiker Kume Kunitake): „Wer meines Amtes ist“, so Jacob Burckhardt im Jahr 1882, „und die pergamenischen Sachen nicht gesehen hat, ist ein armer Wurm: Diese Entdeckung hat den Archäologen ihre Systeme sauber durcheinandergeworfen!“ Die Museumsinsel, mit Pergamon- und Bodemuseum und Nationalgalerie, war den Berlinern seit ihrem Entstehen weniger wert als dem Rest der gebildeten Welt. „Seit der Eröffnung des Alten Museums im Sommer 1830“, fassen die Herausgeberinnen die Lage zusammen, „schaut die Welt auf die Museumsinsel – und der Berliner merkt nichts davon.“ Hier ist nun Abhilfe geschaffen, inklusive einer Handreichung für die Politik: „Die ganze Angelegenheit wurde sehr geschickt und heimlich betrieben“, so Iwan Turgenev 1880 über die Inbesitznahme des Pergamon-Altars, „und das Ende von der Sache war, dass Preußen – für geringfügige 130 000 Mark – sich eine Eroberung sicherte, welche ihm allerdings mehr Ruhm einträgt als die Eroberung von Elsass und Lothringen und möglicherweise sich auch als dauerhafter erweisen wird.“



Bénédicte Savoy,
Philippa Sissis
(Hg.):

Die Berliner Museumsinsel
Böhlau Verlag
Köln; 336 Seiten;
29,90 Euro.

KINO IN KÜRZE

„Da geht ein Mensch“ folgt den Lebensspuren des Ausnahmekünstlers Alexander Granach. Der Schauspieler (einer der drei Parteinossen in Lubitschs „Ninotschka“) starb mit 54 Jahren, kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs, in New York. Was er aber bis dahin zuwege brachte, würde auch eine große TV-Serie füllen: Das Kind armer ostgalizischer Juden riss mit 16 Jahren nach Berlin aus, jobbte als Sargtischler und Bäcker und ließ sich die krummen Beine brechen, um seiner Bestimmung als Schauspieler zu folgen. Granach spielte für Bertolt Brecht, Erwin Piscator und Friedrich Wilhelm Murnau („Nosferatu“) und gelangte über die Sowjetunion und Zürich 1938 in die USA, wo seine zweite Karriere begann. Ganz großes Kino, hier als Dokumentarfilm.

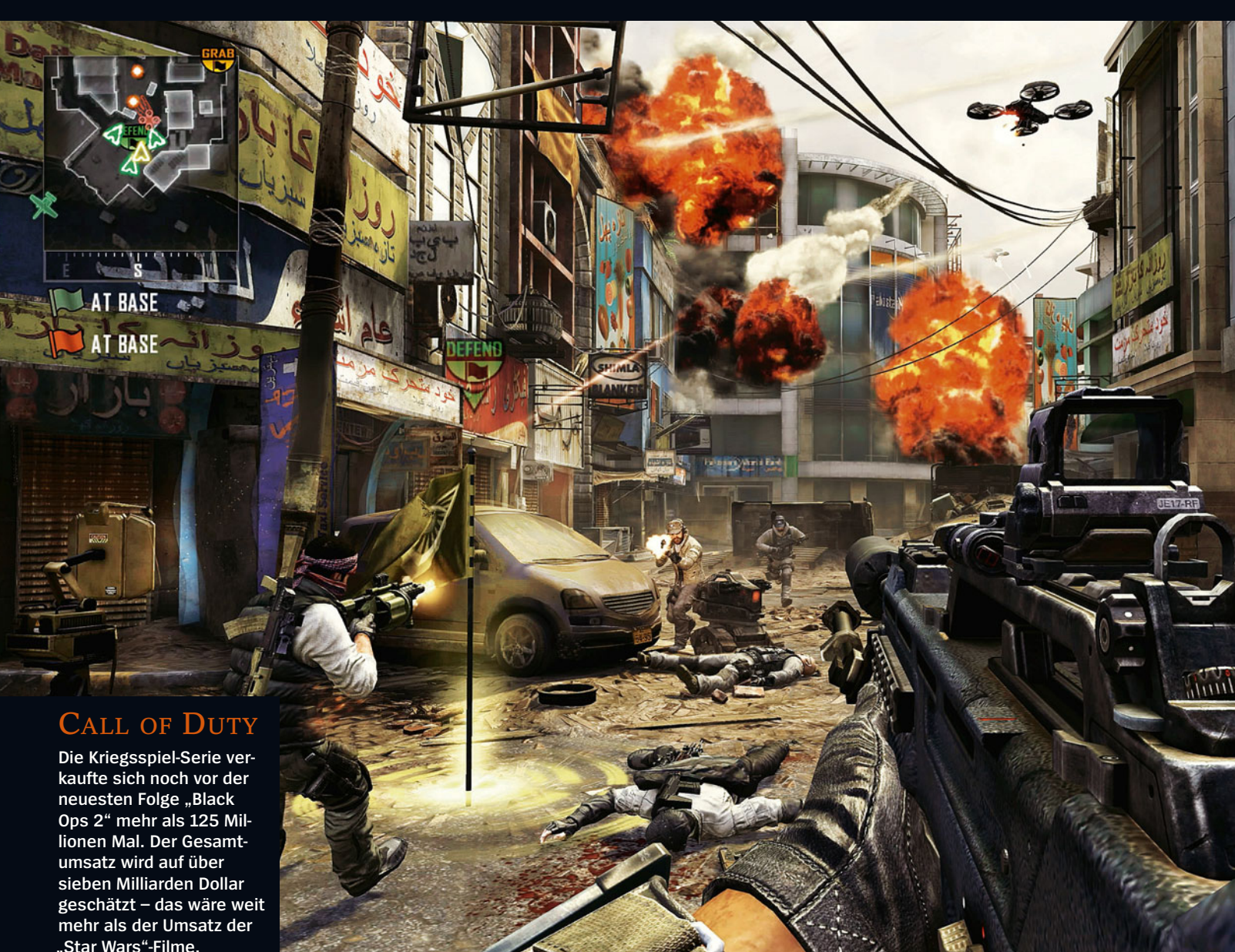


„Große Erwartungen“ ist eine Neuverfilmung des Romanklassikers von Charles Dickens, dessen 200. Geburtstag in diesem Jahr gefeiert wurde. Die Geschichte des Waisenjungen Pip, der im England des 19. Jahrhunderts eine Ausbildung zum Gentleman erfährt, inszeniert Mike Newell in ehrfürchtiger Originaltreue, aber ohne Sinn für die Ironie des Schriftstellers. Newell feiert die erhabene Schönheit der Marschlandschaft des Themse-Deltas, in der der von Jeremy Irvine gespielte Held aufwächst, für den Schmutz auf den Straßen von London hat er nur Seitenblicke übrig. Alles sehr gediegen, allein Helena Bonham Carter verleiht dem Film als reiche Miss Havisham ein wenig Exzentrik.



Bonham Carter in „Große Erwartungen“

2012 SENATOR FILM (L.); BIRGIT HUPFELD / SCHAUSPIEL FRANKFURT (O.)



CALL OF DUTY

Die Kriegsspiel-Serie verkaufte sich noch vor der neuesten Folge „Black Ops 2“ mehr als 125 Millionen Mal. Der Gesamtumsatz wird auf über sieben Milliarden Dollar geschätzt – das wäre weit mehr als der Umsatz der „Star Wars“-Filme.

UNTERHALTUNG

Ritsch, ratsch, gluck, gluck

Moderne Computerspiele sind aufwendiger, erzählstärker und umsatzträchtiger als die größten Hollywood-Filme.

Eine neue Leitkultur? Von Georg Diez

Das ist natürlich irre peinlich. Da komme ich nach Dunwall zurück, wo die Seuche herrscht, und soll der Kaiserin berichten, was ich im Ausland erfahren habe und wie wir uns retten können, und das Erste, was passiert: Ich falle ins Wasser.

Ich, Corvo Attano, stolzer Held, Leibwächter der Kaiserin, Kämpfer mit über-

sinnlichen Kräften, treibe im trüben Hafenwasser, schwimme hierhin, schwimme dorthin, tauche unter, suche nach einer Leiter, nach einer Stufe, nach irgendetwas, es ist einfach bitter.

Ich bin wohl zu blöd. Aber ich bin ja auch neu hier.

„Wenn heute jemand sagt, er habe noch nie ein Computerspiel gespielt“,

schreibt der Schriftsteller Nicholson Baker, „dann ist das so, als würde jemand 1966 sagen, er habe noch nie ‚Bonanza‘ gesehen oder ein Lied der Rolling Stones gehört.“

Anders gesagt: Das Kriegsspiel „Call of Duty: Black Ops 2“ machte innerhalb von 24 Stunden einen Umsatz von 500 Millionen Dollar weltweit. Der erfolg-



reichste „Harry Potter“-Film schaffte am Startwochenende einen Umsatz von gerade mal 169 Millionen Dollar.

Wenn es heute eine Leitkultur gibt, dann das Computerspiel.

Und ich, Corvo Attano, Hauptfigur von „Dishonored“, einem der neuen und gefeierten Großverkaufsspiele dieser Vorweihnachtszeit, bin endlich doch irgendwie aus dem Wasser geklettert.

„Als Erstes“, schreibt Nicholson Baker im „New Yorker“, „lernt man, wie schwer Computerspiele zu spielen sind.“

Vielleicht soll ich deshalb mit der kleinen Tochter der Kaiserin, die so lange auf mich gewartet hat, Verstecken spielen: um zu üben, dass ich mich mit dem linken und dem rechten Joystick wie ein aufrechter Affe durch die Welt bewege. Dann stehe ich endlich vor der Kaiserin, die schwarze Schneewittchenhaare hat und traurige Augen – und schon ist sie tot, das macht „ritsch, ratsch“ und dann matschig „gluck, gluck“, und ihre Tochter wird von diesen Ninja-Zombies entführt,

und ich lande im Kerker, weil das so ist im wilden Schurkistan.

Was habe ich falsch gemacht? Alles? Nichts? Zwei von den Kerlen habe ich immerhin zerfetzt mit meinem Schwert. Und der dritte? Der musste die Kaiserin erledigen, sonst wäre das Spiel ja gar nicht in Gang gekommen.

Ich habe also versagt. Ich musste versagen. Es ist das alte Drama von Freiheit und Determinismus: Was kann ich beeinflussen? Und was steht geschrieben?

Die Antwort liegt, jedenfalls bei „Dishonored“, in der Mitte. Aber es kann dauern, bis man das kapiert.

„Als Zweites“, schreibt Nicholson Baker, „lernt man, wie viel Zeit Computerspiele verschlingen.“

Ich bin nun auch schon eine ganze Weile im Kerker. Ich bin zwar aus meiner Zelle ausgebrochen, habe die Wachen umgebracht, aber jetzt finde ich den Schlüssel nicht, um die verdammte Tür zu öffnen – dann soll ich weiter ins Verhörzimmer, heißt es.

Und immer wieder diese Durchsage: „Die morgige Hinrichtung darf nur von dem dafür eingeteilten Personal und Würdenträgern mit entsprechender Genehmigung besucht werden.“

Langsam werde ich wütend. Dann schäme ich mich. Dann werde ich verrückt.

Ich? Oder Corvo Attano?

Ich haue mit meinem Schwert gegen die Zellenstäbe, ich drehe mich im Kreis, ich starre auf die Kakerlaken und die gelben Kacheln. Ist das schon Hospitalismus? Ich räume die Leichen auf, das soll man tun, hieß es, zuletzt räume ich den Schädel einer der Wachen weg. Langsam wird mir mein eigener Kopf zu eng.

„Man kann sich eine Zukunft vorstellen“, schreibt der Philosoph Thomas Metzinger in seinem Buch „Der Ego-Tunnel“, „in der die Menschen nicht mehr nur zum Spaß Videospiele spielen oder mit virtuellen Realitäten experimentieren, sondern stattdessen auf ihrer Suche nach einem tieferen Sinn mit Hilfe der allerneuesten neurotechnologischen Werkzeuge das Universum veränderter Bewusstseinszustände erforschen.“

Und wieder diese Durchsage: „Eskorten durch den Einzelhaftblock müssen vorher geplant werden.“

Ist das die Botschaft? Ist mein Kopf ein Gefängnis und das Spiel die Eskorte?

Ego-Shooter nennt man diese Computerspiele, „Call of Duty“, „Far Cry“ und letztlich auch „Dishonored“ – weil man sich meistens mordend und oft auch ster-

bend und aus der eigenen Sicht durch die rote Wüste Angolas oder eine tückische Trauminsel oder einen Kerker aus Pixeln bewegt.

Und immer wieder, wenn ein verstörter 17-Jähriger ein paar seiner Mitschüler erschießt, heißt es: Ja, ja, die Ego-Shooter. Sie morden, weil sie spielen. Sie töten, weil sie es gelernt haben.

Dabei ist die Gewalt nur ein Teil dieser Spiele. Dabei kann man dort eben genauso viel über das Ego lernen wie über die Shooter.

Man kann es sagen wie Stephan Günzel in seinem gerade erschienenen Buch „Egoshoooter“: „Computerspiele, die in der Perspektive der ersten Person gespielt werden, sind daher im gleichen Maße ein Prüfstein für philosophische Bewusstseinstheorien, wie an ihnen zugleich die Notwendigkeit eines phänomenologischen Zugangs zu Computerspielen offensichtlich wird.“

Man kann es sagen wie Thomas Metzinger in „Der Ego-Tunnel“: „Beim Problem des Bewusstseins geht es ausschließlich um das subjektive Erleben selbst, um die Struktur unseres Innenlebens – und nicht um unser Wissen über die Außenwelt.“

Oder man kann sich von dem etwas irre wirkenden angolanischen Hauptmann in „Call of Duty“ auf dem Dach des Konvois anschreien lassen: „Da kommen sie, meine Freunde, da kommen sie“, man kann sein Gewehr in die Hand nehmen und losrennen, „peng, peng, peng“, ein Soldat nach dem anderen wird da zerfetzt, es ist schrecklich, die Spielkonsole wackelt wie verrückt, eine Hektik ist das, ein Stress, nur weg, umdrehen, sich hinter den Büschen verstecken – „Mason, Sie verlassen den Konvoi“, ruft der Kommandeur wütend hinter mir her: Bin ich das, Alex Mason, der pazifistische CIA-Killer, das Weichei des Kalten Krieges?

Wer nicht töten will, der wird es, mit anderen Worten, auch durch „Call of Duty: Black Ops 2“ nicht lernen – die nun schon neunte Folge dieser Serie, die seit 2003 mehr als 100 Millionen Spiele weltweit verkauft hat. Zuerst ging es gegen Nazis und rund um Stalingrad, jetzt geht es in den neuen Kalten Krieg zwischen China und den USA im Jahr 2025: Davor aber gibt es einen Abstecher in das Angola des Jahres 1986.

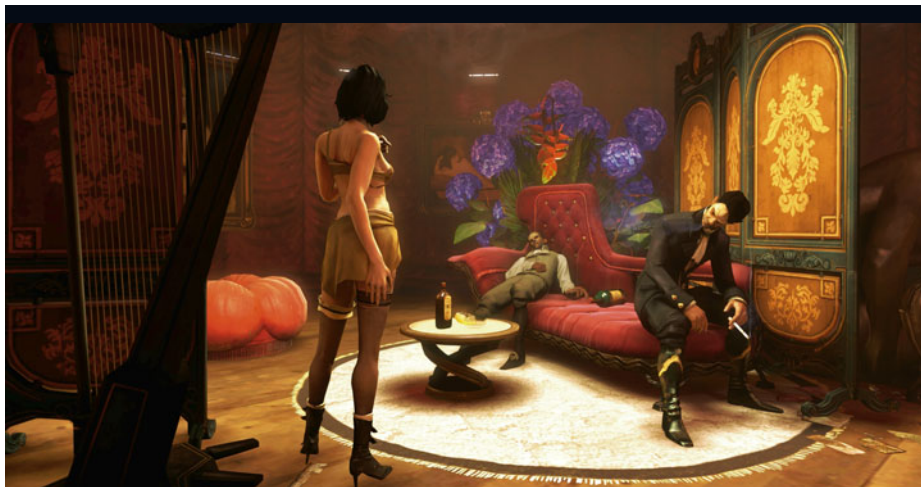
Denn Spiele wie „Call of Duty: Black Ops 2“ schauen eben nicht nur gut aus, sie sind nicht nur inszeniert wie großes Kino, sie haben nicht nur mehr narrativen Drive als manche Filme – sie verbinden auch auf sehr zeitgemäße Art und Weise das Knalltütenhafte und das Komplexe.

Alex Mason zum Beispiel ballert im Auftrag der Unita-Rebellen und der CIA in Angola herum, das ist historisch korrekt und politisch unkorrekt – eine Pointe ist dabei, dass sich die Macher des Spiels den echten Oliver North als Berater holten, der schon im wirklichen Leben ame-



Video:
Spiele-Experte Carsten
Görg über Ego-Shooter

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode
scannen, etwa mit der App „Scanlife“.
spiegel.de/app502012callofduty



BETHESDA SOFTWORKS LLC

DISHONORED

Das Rache-und-Degen-Spiel der Firma Bethesda Softworks wurde im Oktober veröffentlicht. Im Original sprechen Schauspielerinnen wie Susan Sarandon oder Carrie Fisher die Rollen. Die Produktionskosten liegen mit geschätzten 25 Millionen Dollar unter denen eines mittleren Hollywood-Films – die Gewinnerwartungen sind deutlich höher.

rikanische Ideale im Namen der amerikanischen Ideale durch den Dreck zog.

Und so gibt es eine ganz eigenartige Überschneidung von dem, was wir Wirklichkeit nennen, und der sogenannten Fiktion – wenn etwa Oliver North die Spielemacher lobt, sie hätten „viele Leben gerettet. Wenn die Jungs nicht auf dem Schlachtfeld sind, spielen sie dieses Spiel. Es verbessert ihr Situationsgefühl“.

Thomas Metzinger sagt das so ähnlich, ganz auf der Höhe der kognitiven Neurowissenschaften: „Wenn wir uns in dieser Welt bewegen, wenden wir fortwährend unbewusste Filtermechanismen an, und dabei konstruieren wir, ohne es zu bemerken, unsere ganz eigene, individuelle Welt, die dann unser ‚Realitätstunnel‘ ist.“

Und in diesem Tunnel ist dann auch der Spieler. „Call of Duty: Black Ops 2“ ist eine rechtsdrehende George-W.-Bush-Gedächtnisschlacht – „ambivalent“ seien die Charaktere, sagen die Macher.

Am Ende liegt Los Angeles in Trümmern, die Antwort auf die Frage, ob China und die USA ein Bündnis eingehen oder Feinde bleiben, hängt davon ab, wie sich Alex Mason, also ich, das Spiel über verhalten hat – die raren Momente der Schönheit und der Ruhe fand dieser Soldat, also ich, allerdings nur, wenn ihm etwa ein angolischer Soldat seine Machete über den Kopf zog und er mit einem Schleier aus Blut vor den Augen tot zu Boden sank und die Konsole in der Hand traurig erzitterte.

FAR CRY 3

Die erste Folge dieses so bunten wie brutalen Actionspiels der Firma Ubisoft kam 2004 heraus – die Verfilmung 2008 mit Til Schweiger in der Hauptrolle war ein finanzieller Flop. Für den Nachfolger „Far Cry 2“ braucht man laut Hersteller mindestens 100 Stunden Spielzeit. Die neue Folge ist seit Ende November auf dem Markt.



UBISOFT

Aber Tod und Angst, Versagen und Feigheit sind eben letztlich die großen Themen gerade dieser Heldenspiele – in „Far Cry 3“ zum Beispiel bin ich, also Jayson, anfangs ein jammerndes Wrack, ich halte mich an meinen Bruder Grant, der das Töten in der Armee gelernt hat und all-american-braune Haare hat und einen breiten Unterkiefer, wie praktisch alle Helden, und einen tätowierten Oberarm, wie praktisch alle Helden, und trotzdem recht bald stirbt: Ich muss jetzt ein Mann werden, das ist die Botschaft dieses Traumstrand-Alptrahms, der wie „The Beach“ ist – nur ohne Leonardo DiCaprio, dafür mit einem Typen mit Irokesenschnitt, der dir am liebsten die Leber bei lebendigem Leib herausbeißen würde.

Die Geschichte des Spiels selbst ist ein wenig schlicht: Wenn „Dishonored“ etwas für Leute mit dicker schwarzer Brille ist und wenn „Call of Duty: Black Ops 2“ etwas ist für Leute, die beweisen wollen, dass Reagan ein guter Mensch war – dann ist „Far Cry 3“ etwas für Leute, die zwischen zwei Sitzungen im Tattoo-Studio ein wenig Ablenkung suchen.

Jayson, also ich, und meine Spaß-Kumpels sind jedenfalls von einer gemeinen Bande als Geiseln genommen worden – und bis Grant gerächt ist, müssen noch ein paar Marihuana-Felder abgebrannt, ziemlich viele Leute umgebracht, muss aus einigen Flugzeugen gesprungen und sogar mein kleiner Bruder Riley von mir selbst gequält werden: Gestorben übrigens wird in diesem Spiel so schnell und undramatisch, dass es fast schade ist, es wird einfach schwarz, ein bisschen Folter hier und da wäre nicht schlecht.

In „Dishonored“ kommt im Todesfall der Satz: „Du hast jemanden zur Witwe gemacht“ – was ein seltsam reflektierter Satz ist, allerdings ist es eben auch das Spiel für die Schlauberger und die Moralisten unter den Mordbuben, denn am besten schafft man es durch das modrig-prämoderne Dunwall, wenn man so wenig Menschen wie möglich umbringt.

Jeder Mord also ist hier eine Entscheidung, was klug ist und das Wesen des Computerspiels deutlich macht. Schon nach kurzer Zeit nämlich tritt dieser Effekt ein: Man lernt, die Welt in Probleme und Lösungen einzuteilen. Man bewegt sich so mechanisch durch einen Kosmos, der am Ende immer auch der eigene Kopf ist. Man sucht irgendwann selbst in der Wirklichkeit nach einem Knopf, nach einem Hinweis, der einem sagt, was zu tun ist.

„Wenn wir ein Gesamtbild des bewussten Geistes haben wollen“, schreibt Thomas Metzinger, „dann müssen wir verstehen, wie ein echtes Ichgefühl entsteht.“

Bei „Dishonored“ liegt es vor uns: das Ich auf dem Seziertisch.

Als ich den Schlüssel schließlich fand, wollte ich meinen Kerker nicht mehr verlassen. ♦



Eine exklusive Kino-Preview für die ganze Familie, präsentiert von »Dein SPIEGEL«

Seit Huck Finn mit seinem besten Kumpel Tom Sawyer den Schatz von Indianer Joe gefunden hat, ist er wohlhabend, wohnt bei der Witwe Douglas und muss regelmäßig in die Schule gehen. Aber richtige Jungs wie Tom & Huck lieben nichts so sehr, wie unter freiem Himmel Abenteuer zu erleben. Wann immer es geht, stehlen sich die beiden davon. Doch eines Tages taucht Hucks versoffener, gieriger Vater auf und führt nichts Gutes im Schilde. Gemeinsam mit dem Sklaven Jim begibt sich Huck auf die Flucht und erlebt sein bislang wohl größtes Abenteuer ...

Nach der erfolgreichen und für den Deutschen Filmpreis nominierten Mark-Twain-Verfilmung »Tom Sawyer« geht der Spaß endlich weiter! Regisseurin Hermine Huntgeburth inszeniert Twains Meisterstück über Freiheit und Menschlichkeit, Freundschaft und Vertrauen als großes Kinoabenteuer für die ganze Familie.

Preview
am 16. Dezember,
Kinostart
am 20. Dezember



»Dein SPIEGEL« ist das Magazin für neugierige Kinder. Abo-Hotline 040 3007-2700

Die Preview-Aktion wird am **Sonntag, 16.12.2012, um 15 Uhr** stattfinden. Sie können zwei **kostenlose** Kinokarten – **solange der Vorrat reicht** – vom 11.12.2012, 12 Uhr, bis 16.12.2012, 12 Uhr, unter den angegebenen Telefonnummern bestellen. Die Tickets sind nicht übertragbar. Wählen Sie die **Hotline** eines der zehn unten aufgeführten Kinos. Sie erhalten eine vierstellige Eintrittsnummer und können Ihre Karten bis kurz vor Beginn der Vorführung abholen. Bei einer ausgebuchten Veranstaltung in Ihrer Stadt erhalten Sie eine entsprechende kurze Ansage (dann nur ca. € 0,20 pro Anruf aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk ggf. abweichend). * Mondia Media, € 0,69 pro Minute aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk ggf. abweichend

Berlin
Filmtheater am Friedrichshain
Bötzowstraße 1–5
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-00***

Dortmund
CineStar
Steinstraße 44
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-01***

Düsseldorf
UFA Palast
Worringer Straße 142
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-02***

Frankfurt am Main
E-Kinos
Zeil 125
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-03***

Hamburg
CinemaxX Dammtor
Dammtordamm 1
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-04***

Köln
Metropolis
Ebertplatz 19
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-05***

Leipzig
Passage Kinos
Hainstraße 19a
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-06***

München
CinemaxX
Isartorplatz 8
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-07***

Nürnberg
Cinecittà
Gewerbemuseumsplatz 3
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-08***

Stuttgart
EM Kino
Bolzstraße 4
Beginn 15.00 Uhr
Hotline **0900 3242040-09***

ESSAY

Weihnachten: Ein Ratgeber

Alle Jahre wieder droht die Zeit der großen Gefühle. Gibt es eine Wahl zwischen Unterdrückung und Überwältigung? *Von Elke Schmitter*

Die missratene Gans, das weinende Kind, der betrunkene Vater, die überforderte Mutter: Das populärste Fest der Christenheit ist ohne Katastrophen undenkbar. Die Notaufnahmen der Krankenhäuser sind überfüllt mit Opfern von Unfällen und Tötlichkeiten, und selbst die äußerlich Unversehrten brauchen den Neujahrskater, um die schönen Tage kathartisch zu überwinden.

Die Dramaturgie der Vorweihnachtszeit, das wochenlange Geflimmer, Gebimmel und Gedudel auf allen Kanälen und Plätzen perforiert die Nerven aller Mitbürger und senkt den Spiegel der Gelassenheit auf unterirdisches Niveau. Die absurde Notwendigkeit, Menschen, die schon alles haben, mit einem verpackten Stück Materie zu erfreuen, quält die wohlhabenden Schichten, während die weniger gut Versorgten durch den subjektiven Mangel im objektiven Überfluss gereizt werden. Am Ende dieser Phase treffen sich die rundum Genervten, von Vorweihnachtsfeiern in Betrieb, Verein, Kita und Schule zusätzlich Erschöpften zu langen Stunden der Nähe mit der Familie – mit ebenjenen Menschen also, bei denen die Belastbarkeit der Beziehungen 362 Tage im Jahr auf einer gelungenen Kooperation von Vermeidungsmechanismen beruht. Routine, Gespräche ohne Augenkontakt, Mahlzeiten vor dem Fernseher, Konflikte zwischen Angel und Tür, Telefonate, während man chattet: All das hat prima funktioniert und wird nun ausgesetzt. Stattdessen haben wir's jetzt endlich schön – und so viel Zeit füreinander!

Dass das nicht gutgehen kann, liegt auf der Hand. Da es sich aber nicht vermeiden lässt, könnte es hilfreich sein, dem Scheitern bewusst zu begegnen. Im Umgang mit emotionalen Katastrophen gibt es mehr Spielraum, als man denkt!

Vielleicht taugt eines der vorgestellten Modelle für Sie?

DIE VORSOKRATIKERIN: Sie ist auf charmante Weise verantwortungslos. Gefühle entstehen nicht aus ihrem Innersten, sondern durchfahren, durchschütteln und verlassen sie wieder. Ein „schlimmer Dämon fällt sie an“, ihr „zerbricht das liebe Herz“, sie wird „von Freude erfasst“ oder „von ihrem Kummer überwältigt“, Schlimmes „ahnt ihrem Mute“, und wenn es gar nicht gut ausgehen kann, dann lässt „Zeus selbst im Zwerchfell“ Ergebenheit und Demut entstehen. Von den Göttern abwechselnd geliebt oder gehasst, kämpft sie mit dem Schicksal, doch nicht gegen sich selbst, was sie zu einem entspannten, oft unterhaltensamen Gegenüber macht. Gegen Exzesse aller Art ist man in ihrer Gesellschaft nie gefeit, aber es geht auch alles vorüber. Lektüre: Homer.

DER ARISTOTELIKER: Er verhält sich zu seinen Emotionen aufmerksam und möglichst souverän. Sie sind ein zu kultivierender Rohstoff; etwas Persönliches, aber nichts wirklich Intimes. Angst vor Weihnachten zum Beispiel ist für ihn, wie jede Furcht,

„eine Art von Schmerz oder Beunruhigung, herrührend aus der Vorstellung eines bevorstehenden verderblichen oder schmerzlichen Übels“; will sagen: Es gibt das Gefühl, aber auch eine mögliche Haltung dazu. Denn unseren Vorstellungen sind wir nicht hilflos ausgeliefert; sie unterliegen unserer Urteilskraft. (Diesen Artikel zu lesen stellt schon eine aristotelische Maßnahme dar.) Mit einem Aristoteliker kann man gut durch schwierige Zeiten gehen, aber es kann vielleicht ein bisschen langweilig werden. Lektüre: Aristoteles, „Nikomachische Ethik“.

DIE STOIKERIN: Gefühle sind ihr schon deshalb kein Grund für Gefühle, weil sie einander abwechseln und niemals von Dauer sind. Im großen pantheistischen Gefüge sind sie bedeutungslos. Menschenliebe und Dankbarkeit zeichnen die trainierte Stoikerin aus; ihren eigenen Emotionen begegnet sie mit Respekt, um sie zu kontrollieren. Den souveränen Menschen, so lautet

ihr Credo, wirft nichts aus der Bahn, denn er hat gelernt, zwischen dem zu unterscheiden, was er beeinflussen kann – und allem anderen. Krankheit und Gesundheit, Alter und Jugend, Verstimmung oder Behagen: All das hat nur die Bedeutung, die wir ihm geben. Die moderne Fassung dieser Philosophie hat Karl Valentin formuliert: „Ich freue mich, wenn es regnet. Denn wenn

ich mich nicht freue, regnet es auch.“ Mit einer Stoikerin ist gut Weihnachten feiern, aber es kann sehr langweilig werden. Lektüre: Epiktet, „Das Buch vom glücklichen Leben“.

DER ROUSSEAUIST: Hier waltet die schrankenlose Gefühlseligkeit. Wer nicht fühlt, der lebt auch nicht, und je reiner und unverdorben das Gefühl, umso besser für alle Beteiligten. Beim Rousseauisten unterm Tannenbaum haben die Kinder die Regie, denn sie sind näher an der Natur und so mit echter und unverbildeter Empfindung begabt. Rührung und Heiterkeit sind zu erwarten. Schwierigkeiten mit Nichtrousseauisten können allerdings entstehen, weil Gefühlsmanipulationen (Lillifee-Figuren, Computerspiele, das „Weihnachtsoratorium“) für den Rousseauisten des Teufels sind. Und wenn er in Wut gerät, gibt es kein Halten mehr. Lektüre: Rousseau, „Emile oder Über die Erziehung“.

DIE KANTIANERIN: Emotionen sind für sie „das Andere“ der Vernunft und von ganz unerwünschter Dämonie. Freude und Wohlgefallen sind erlaubt, doch vor Begierden soll man sich hüten. Vor allem Leidenschaft „wünscht sich kein Mensch. Denn wer will sich in Ketten legen lassen, wenn er frei sein kann?“ Gefühle dürfen ihr Handeln nicht leiten, stattdessen folgt die weihnachtliche Kantianerin ihren gutbegründeten Überzeugungen bei der Auswahl der Geschenke und hält Maß beim Gelage. Lektüre: Kant, „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“.

Von Krimi bis Roman:

Henning Mankell

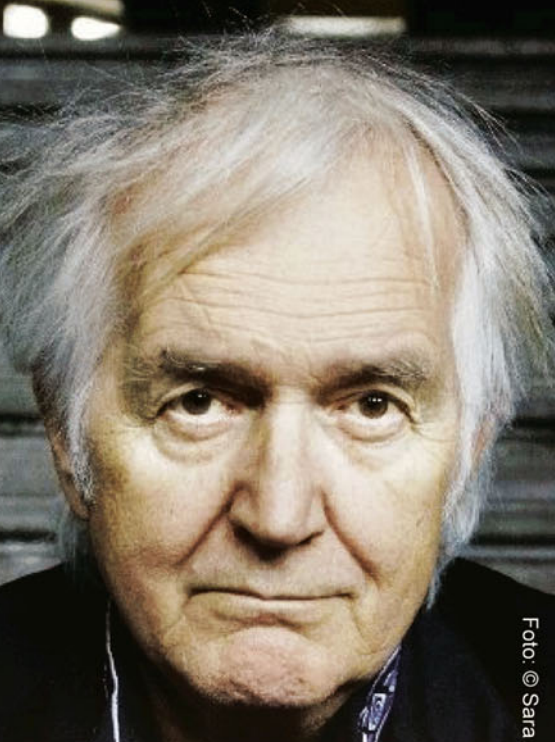


Foto: © Sara Appeltgren



Jetzt in der
eBook.de
Autorenwelt

Alles von Mankell

Ob als eBook, Buch oder Hörbuch – die erfolgreichen Krimis um **Kommissar Wallander**, Mankells neuesten **Afrika-Roman** „Erinnerung an einen schmutzigen Engel“ sowie alle weiteren Titel finden Sie in der **Autorenwelt** unter:

www.eBook.de/mankell



Meine Bücher immer dabei



Verleger Unseld, Dichter Handke 1986: „Er trägt immer weniger Widerspruch“

LITERATUR

Der zärtliche Terrorist

Der Briefwechsel zwischen Siegfried Unseld und seinem Liebling Peter Handke ist ein Lehrstück über das libidinöse Verhältnis zwischen Verleger und Autor. *Von Volker Hage*

Eine Liebesgeschichte, anders kann man das kaum nennen. Alles ist vorhanden: Trennungsängste und Versöhnungen, die Zumutungen, Drohungen und Krisen, Freude über einen Neuanfang und Angst vor Liebesentzug, Quälerei, Sehnsucht und Dankbarkeit, viele Missverständnisse, Wut und auch Entfremdung.

„Was hast Du noch vor Dir!“, schreibt der eine. „Du fehlst mir schon hin und wieder“, der andere. Den einen macht ein Brief „sehr glücklich“, der andere dankt für zwei Tage, „die Du mir geschenkt hast“. Fragt sich der eine vor einer Begegnung bang: „Würden wir uns trennen?“, donnert der andere: „Die Zeit der Lügen muß ein Ende haben.“

Der vermeintlich Stärkere in dieser Beziehung, der Verleger, der über die Annahme eines Buches, über Auflagen und Honorare entscheidet, gerät im Laufe der Beziehung mehr und mehr in die Rolle des Bittenden, ja des Flehenden und bisweilen Gedeemütigten. Siegfried Unseld (1924 bis 2002) war in Deutschland eines der größten Verlegergenies des 20. Jahrhunderts. Er, der Kaufmann und Literaturbesessene, Liebling der Frauen und Autor verschiedener Bücher, wollte den

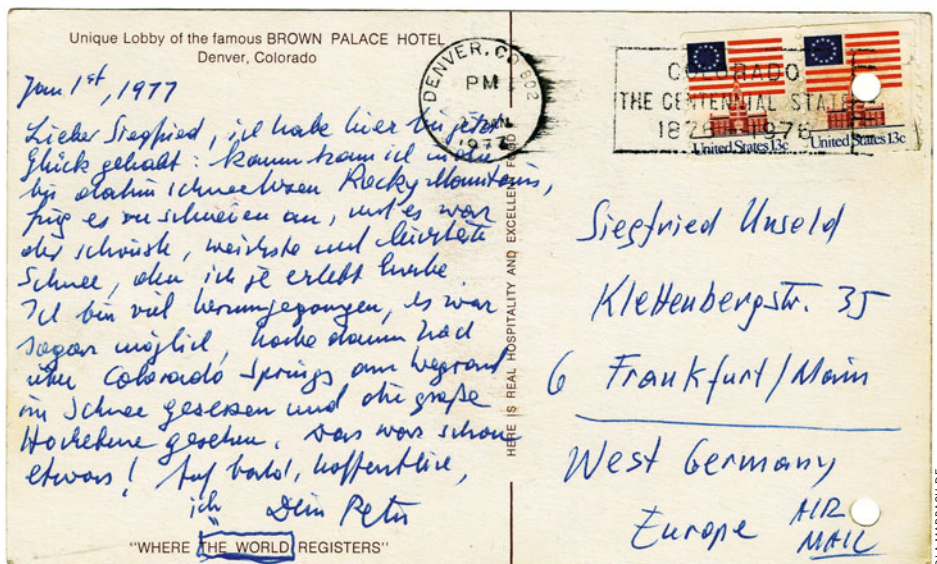
bewunderten Schriftsteller um fast jeden Preis im Suhrkamp Verlag halten, den er seit 1959 leitete.

Handke, der gerade 70 Jahre alt geworden ist, war einst ein Publikumsliebbling, er galt als Pop-Autor und Provokateur, der sich den üblichen gesellschaftskritischen Erwartungen entzog. Die Buchausgabe seines Theaterstücks „Publikumsbeschimpfung“ hatte 1971 eine Auflage von 100 000 Stück erreicht, seine Erzählung „Die linkshändige Frau“ stand 1976/77 fünf Monate lang auf der Bestsellerliste. Buchtitel wie „Wunschloses Unglück“, „Die Angst des Tormanns beim Elfmeter“ oder „Die Stunde der wahren Empfindung“ wurden sprichwörtlich.

Zwischen Handke und Unseld begann es, wie es meistens beginnt: frohgemut und voller Hoffnung. „Die Ehre für mein Manuskript, die ihm geschieht, indem es in Ihrem Verlag erscheint, freut mich so, daß das Ereignis mir noch jetzt nicht ganz geheuer ist“, schreibt der 22-jährige Autor aus Österreich an den damals in Frankfurt am Main residierenden Verlag, nachdem sein Roman „Die Hornissen“ 1965 angenommen worden ist.

Der Verleger, der der Empfehlung eines Lektors folgt, schreibt förmlich zurück: „Ich bin überzeugt, daß Sie mit diesem Manuskript am Anfang einer achtbaren Laufbahn stehen.“ Nach der ersten Begegnung in Wien notiert er sich: „Ich

Peter Handke, Siegfried Unseld: „Der Briefwechsel“. Hrsg. von Raimund Fellinger und Katharina Pektor. Suhrkamp Verlag, Berlin; 800 Seiten; 39,95 Euro.



Handke-Postkarte aus Denver, Colorado, von 1977: Sehnsucht und Schmeichelei

glaube, wir haben da einen hochinteressanten Autor gewonnen.“

Und einen, der schon bald übermütig wird und sich in einem Brief über andere Verlagsautoren erhebt. Neue Bücher von Martin Walser und Peter Weiss sind für ihn ein Rückschritt, „von Max Frisch ganz zu schweigen“. Ob sein Brief vielleicht zu lang geraten sei, fragt Handke den Verleger. „Hoffentlich hat er nicht die neuen Kräfte aus Ihrem Urlaub aufgezehrt.“

Flirtphase. Unseld antwortet postwendend: „Lieber Herr Handke, Sie unterschätzen meine Kräfte, wenn Sie glauben, ein langer Brief von Ihnen würde meine durch den Urlaub gestärkten Kräfte schwächen. Das Gegenteil ist der Fall: ich erstarke an solchen Briefen, auch an Ihrem Widerspruch.“

Ende des Jahres 1967 sind sie schon per du. „Lieber Peter, ich habe an Deinem 25. Geburtstag doch sehr herzlich an Dich gedacht.“ Bald darauf die erste Enttäuschung. Handke ist in Frankfurt am Main gewesen und hat sich nicht gemeldet. Der junge Autor erklärt es mit Scheu. Er brauche sich keineswegs zu rechtfertigen, schreibt der Verleger zurück. Er habe eher seine Melancholie bekunden wollen, „die ja bekanntlich fast so etwas wie eine nächtliche Schwester der Zuneigung ist“.

Zehn Jahre später beginnt Handke das Fremdgehspiel: 1977 gibt er ein Buch an den österreichischen Residenz Verlag. Unseld tobt: „Mit Deiner Entscheidung hast Du dem Verlag und mir Schaden zugefügt. Ich weiß, Du hörst das nicht gerne und siehst mir diesen Satz auch nicht nach. Aber es ist so.“ Doch noch im selben Jahr kommt von ihm eine Versöhnungsgeste im Ton eines Liebesbriefs: „Ich werde Geduld haben, weil ich sicher bin, daß Du wirklich Bedeutendes schaffst. Während ich dies diktiere, ist Sonntag, draußen ein herrlicher blauer erfüllter Herbsthimmel.“

Es sind 611 Briefe und Karten, die zwischen 1965 und 2002 hin- und hergehen. Außerdem führt Unseld eine Verlagschronik, schreibt Reiseberichte von Treffen mit seinen Autoren, dazu persönlich formulierte Ankündigungstexte für manche Bücher. Auch wenn einiges davon diktiert ist, bleibt es eine erstaunliche Kraftanstrengung. Gleichzeitig wollen ja auch anspruchsvolle Schriftsteller wie Thomas Bernhard und Uwe Johnson (deren Briefwechsel mit Unseld schon publiziert sind), Max Frisch und Martin Walser gepflegt werden.

Peter Handke aber ist sein gehätscheltes Sorgenkind. Ende der siebziger Jahre gibt sich Unseld keinen Illusionen mehr hin: Er wird es mit seinem Dichter nicht leicht haben. In der Verlagschronik erwähnt er ein besonders unangenehmes Telefonat: „Immer wieder seine zarte Gewalt, der zärtliche Terrorist.“ Er habe sich seines Vorsatzes erinnern müssen, „mich nicht mehr kränken lassen zu wollen“.

Und unermüdlich lobt Unseld, aus vollem Herzen: „Ich kann es kaum erwarten, bis ich das Buch in Händen halten kann. Dieses Buch wird Deinen Ruhm für alle Zeit festigen.“ In diesem Fall geht es um Handkes „Kindergeschichte“ (1981): „Als ich sie heute früh bekam, habe ich mich gleich wieder festgelesen.“

Umso unerbittlicher der Hammer, der im Februar 1981 auf Unseld niedersaust. Die Zeit der Lügen müsse ein Ende haben, tobt Handke: „Unsere Wege trennen sich hiermit, unwiderruflich.“ Ein Grund: Er hat bei Unseld ein Buch des namentlich nicht genannten Kritikers Marcel Reich-Ranicki liegen sehen, mit einer „Widmung an Dich, meinen Verleger“.

Erst anderthalb Jahre später, im August 1982, treffen die beiden anlässlich einer Handke-Uraufführung bei den Salzburger Festspielen wieder persönlich aufeinander. Handke habe seine Entscheidung,

Hans Fallada

Wolf unter Wölfen



Der große Epochenroman

Auf dem Höhepunkt der Inflation: Drei ehemalige Soldaten versuchen im hektischen Berlin und auf dem Rittergut Neuloh trotz rasender Geldentwertung ihr Schicksal in die Hand zu nehmen.

„Eine raffinierte Reportage, bestechend in ihrer Schilderung menschlicher Abgründigkeiten.“

DER SPIEGEL

Taschenbuch: € 12,99*

Aufbau Taschenbuch Verlag
EAN 9783746627434

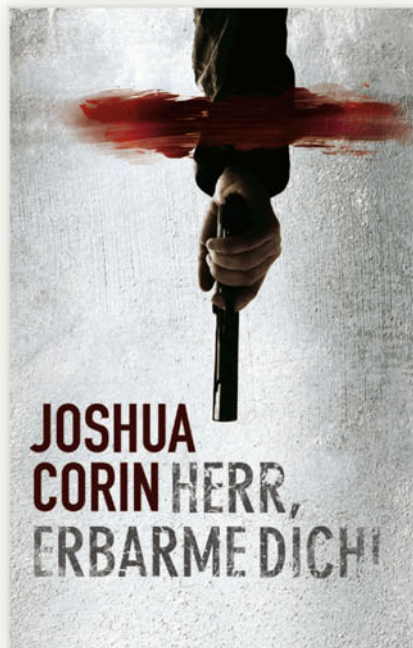
epub eBook: € 9,99*

Aufbau Verlag
EAN 9783841200747

 eBook.de
Meine Bücher immer dabei

Joshua Corin

Herr, erbarme dich!



„Wenn es einen Gott gäbe, hätte er mich aufgehalten.“ Diese Nachricht steht über dem Portal einer Grundschule in Atlanta. Auf der Straße liegen die Leichen von vierzehn Männern und Frauen, alle schnell und präzise umgebracht. Zweifellos das Werk des Snipers Galileo. Er kann das Leben eines Menschen aus einer Entfernung von über hundert Metern mit einem einzigen Schuss beenden. Und das tut er auch.

„Perfekte Actionszenen.“

PUBLISHERS WEEKLY

Taschenbuch: € 8,99*

Mira Taschenbuch Verlag
EAN 9783899419542

epub eBook: € 8,99*

Mira Taschenbuch Verlag
EAN 9783862781140



Meine Bücher immer dabei

*inkl. MwSt. | eBooks & Bücher portofrei

Kultur

„bei Suhrkamp auszutreten“, mit dem Hinweis korrigiert, triumphiert der Verleger in der Chronik, „er würde für die Zukunft nur für Suhrkamp schreiben“.

Und als Unseld später eigens nach Salzburg reist, wo sein Autor für einige Jahre lebt, um ihm dort persönlich das erste Exemplar eines neuen Buches („Der Chinese des Schmerzes“) zu überbringen, ist wieder mal Honeymoon angesagt: „Ich vergesse dir das nicht.“ Unseld allerdings bleibt skeptisch: „Dankbarkeit gegenüber dem Verleger“? In der „Chronik“, wo er all das festhält, glaubt er nicht daran.

Dann ist es Handke, der Sehnsuchts-töne verlauten lässt: „Lieber Siegfried, wann sehen wir uns wieder, und wo?“ Und er schmeichelt dem Freund: „Es war auch eine Freude, Dich so geistesgegenwärtig, freudig und kindlich zu sehen. In all dem bist Du im Lauf der Jahre immer stärker geworden.“

Lob der Beständigkeit. Wie ein Paar, das zur Ruhe kommt und weiß, was es aneinander hat, schreibt man sich Mitte der achtziger Jahre. Er denke „an die Dauer unserer Beziehung, die ich mir so sehr wünsche“, schwärmt Unseld. „Ich bin glücklich, Dein Verleger sein zu dürfen, gönne es mir weiterhin.“ Umgekehrt gibt sich der Autor fürsorglich, einführend, wie ein wahrer Freund: „Bitte geh sorgsam mit Dir um, setz Dich zwar weiter so ein für den Fortgang der Bücher, aber vielleicht mit einer mehr gelassenen, Dich selber auch mehr in der Ruhe lassenden Einstellung.“

Natürlich geht das nicht gut. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre folgen wieder Missverständnisse. Gegenseitige Entfremdung. Unseld konstatiert im April 1993 „die Stimmung eines Dissenses, einer Unlust, ein Nicht-mehr-Wollen“. Und wie ein letzter Versuch kommt in demselben Brief endlich jener Satz, auf den Handke vielleicht immer gewartet hat: „Für mich bist Du der wichtigste Autor des Verlages.“

Aber es hilft nichts, beide sind lustlos. „Es ist schwierig mit ihm“, hält Unseld im Juni 1994 in seiner Chronik fest. „Er trägt immer weniger Widerspruch.“ Nicht nur der Verleger leidet unter den Launen des Autors. Auch Verlagsmitarbeiter werden nicht verschont. Fühlt Handke sich hinter- oder übergangen, kennt er keine Gnade. Unseld versucht, es ihm mit fast therapeutischer Behutsamkeit beizubringen: „Du machst uns durch Deine Reaktionen unsicher, und aus solcher Unsicherheit heraus entstehen dann bei uns Schwächen und Fehler.“

Auch über ihr gegenseitiges Verhältnis spricht er in dem langen Brief ganz so, als wäre man in einer paartherapeutischen Sitzung: „Du nimmst alles gleich persönlich, und ist man nicht Deiner Meinung, bist Du beleidigt, fühlst Dich mißverstanden und abgewertet.“

Bestseller

Belletristik

1 (-) P. C. Cast / Kristin Cast

Verloren –
House of Night 10
FJB; 16,99 Euro



Neue Abenteuer in der
Dunkelzone: Attraktive
Jungvampire werden
zum Kampf gegen das
Böse ausgebildet

2 (2) Timur Vermes

Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro

3 (1) Tommy Jaud

Überman
Scherz; 16,99 Euro

4 (3) Ken Follett

Winter der Welt
Bastei Lübbe; 29,99 Euro

5 (4) Nele Neuhaus

Böser Wolf
Ullstein; 19,99 Euro

6 (5) Carlos Ruiz Zafón

Der Gefangene des Himmels
S. Fischer; 22,99 Euro

7 (6) David Safir

Muh!
Kindler; 16,95 Euro

8 (7) Charlotte Link

Im Tal des Fuchses
Blanvalet; 22,99 Euro

9 (13) Sebastian Fitzek / Michael Tsokos

Abgeschnitten
Droemer; 19,99 Euro

10 (8) Joanne K. Rowling

Ein plötzlicher Todesfall
Carlsen; 24,90 Euro

11 (10) Jussi Adler-Olsen

Verachtung
dtv; 19,90 Euro

12 (9) John Green

Das Schicksal ist ein mieser Verräter
Hanser; 16,90 Euro

13 (15) Cecelia Ahern

Hundert Namen
Krüger; 16,99 Euro

14 (11) Horst Evers

Der König von Berlin
Rowohlt Berlin; 19,95 Euro

15 (12) Martin Suter

Die Zeit, die Zeit
Diogenes; 21,90 Euro

16 (-) Anne Gesthuysen

Wir sind doch Schwestern
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro

17 (16) Jilliane Hoffman

Argus
Wunderlich; 19,95 Euro

18 (-) John R. R. Tolkien

Der Hobbit
Klett-Cotta; 14,95 Euro

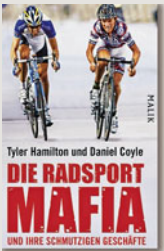
19 (14) Trudi Canavan

Sonea – Die Königin
Penhaligon; 19,99 Euro

20 (-) Cornelia Funke

Reckless – Lebendige Schatten
Dressler; 19,95 Euro

Sachbücher

- 1 (4) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des
Jahrhunderts S. Fischer; 19,99 Euro
- 2 (1) **Benedikt XVI.**
Jesus von Nazareth – Prolog –
Die Kindheitsgeschichten
Herder; 20 Euro
- 3 (3) **Manfred Lütz**
Bluff! – Die Fälschung der Welt
Droemer; 16,99 Euro
- 4 (2) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
- 5 (5) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro
- 6 (7) **Peter Scholl-Latour**
Die Welt aus den Fugen
Propyläen; 24,99 Euro
- 7 (8) **Heinz Buschkowsky**
Neukölln ist überall Ullstein; 19,99 Euro
- 8 (6) **Claus Kleber / Cleo Paskal**
Spielball Erde C. Bertelsmann; 19,99 Euro
- 9 (13) **Carsten Maschmeyer**
Selfmade Ariston; 19,99 Euro
- 10 (12) **Helmut Schmidt /
Giovanni di Lorenzo**
Verstehen Sie das, Herr Schmidt?
Kiepenheuer & Witsch; 16,99 Euro
- 11 (11) **Michael J. Sandel**
Was man für Geld nicht kaufen
kann Ullstein; 19,99 Euro
- 12 (9) **Philippe Pozzo di Borgo**
Ziemlich beste Freunde
Hanser Berlin; 14,90 Euro
- 13 (10) **Manfred Spitzer**
Digitale Demenz Droemer; 19,99 Euro
- 14 (14) **Jost Kaiser**
Als Helmut Schmidt einmal ...
Heyne; 10 Euro
- 15 (16) **Unheilig**
Als Musik meine Sprache wurde
Riva; 19,99 Euro
- 16 (17) **Daniel Kahneman**
Schnelles Denken, langsames
Denken Siedler; 26,99 Euro
- 17 (–) **Tyler Hamilton / Daniel Coyle**
Die Radsport-Mafia
und ihre
schmutzigen
Geschäfte
Malik; 19,99 Euro

- Ein Kronzeuge im
Doping-Skandal packt
aus: Die Blutspur
führt auch zu
den Teamärzten
- 18 (18) **Uli Borowka mit Alex Raack**
Volle Pulle – Mein Doppelleben als
Fußballprofi und Alkoholiker
Edel Books; 19,95 Euro
- 19 (–) **Neil Young**
Ein Hippie-Traum
Kiepenheuer & Witsch; 22,99 Euro
- 20 (–) **Gunter Hofmann**
Willy Brandt und Helmut Schmidt –
Geschichte einer schwierigen
Freundschaft C. H. Beck; 21,95 Euro

Doch es kommt noch schlimmer. Der neue Roman „Mein Jahr in der Niemandsbucht“ (1994) wird zu früh außer Haus gegeben, dazu noch an die falschen Adressaten wie etwa den SPIEGEL, einen seiner „Lebensfeinde“. Handke beschimpft den Verleger als Lügner und dessen Mitarbeiter als Verbrecher.

Ende? Aus? Nein, das Blatt wendet sich noch einmal. Alte Gefühle werden reaktiviert. Wo trifft man sich? In Paris (Handke wohnt inzwischen in einem Vorort der Stadt), am Montparnasse. Der gemeinsame Abend im September 1996, so beschwört es der Autor hinterher in einem Brief, „war, wie vielleicht kaum je, einer des Einvernehmens zwischen uns, jenseits jeder Rolle, und ich habe an Dir eine Solidarität gespürt, die auch wiederum jenseits von Autor, Verleger, Erfolg usw. spielte – ein Da-Sein, mit dem andern Sein, voll Ruhe, Deinerseits, wie ich mir das wohl immer gewünscht habe und mir nur weiter wünschen kann“.

Peter Handke zählt zu den Ikonen, die für eine ganze Generation Wegbegleiter geworden sind, nicht anders als Bob Dylan, Mick Jagger, Udo Lindenberg oder James Bond. Dieses Buch wird hoffentlich nicht nur Leser finden, die an Interna der Verlagswelt interessiert sind. Es gibt hier ein gewaltiges Zeugnis einer Autor-Verleger-Bindung zu bestaunen, das wie ein herrliches Relikt in unsere kleinmütigen Zeiten ragt. Man sollte auch das Kleingedruckte lesen: die gut dokumentierten Auszüge aus den Aufzeichnungen Unselds und viele andere Erläuterungen. Dass der Schriftsteller selbst, der hier nicht durchweg bella figura macht, sein Einverständnis zur Veröffentlichung gegeben hat, ist immerhin erwähnenswert.

Das gute Einvernehmen zwischen ihm und seinem Verleger bleibt mit kleinen Schwankungen bis zum Schluss. Im Januar 1999 erlebt Handke in Madrid einen gesundheitlich angeschlagenen Verleger, der sich den Magen verdorben hat. Endlich hat er Gelegenheit, sich hilfsbereit zu zeigen. Und der dankbare Unseld schreibt später in seinem verlagsinternen Reisebericht: „Peter Handke war rührend, liebenswürdig, ja einfach: lieb, er nahm sich meiner an, drängte darauf, ich solle Coca-Cola trinken und in kleinen Schlucken einen milden Cognac.“

Ein später Dank Handkes findet sich auch in dieser Korrespondenz. Als der Schriftsteller reihum wegen seiner serbienfreundlichen Kommentare im Zusammenhang mit dem Kosovo-Krieg kritisiert wurde, hielt Unseld zu ihm und publiziert diese Texte ohne Wenn und Aber.

Und so erhielt der Verleger im April 2000, zweieinhalb Jahre vor seinem Tod, die Versicherung von Peter Handke, es sei ein Zeichen von Verbundenheit und Dauer, auf dem Umschlag „Suhrkamp“ zu lesen. „Dafür reiche ich Dir die Hand.“ ♦

Alles, was deutsch ist.

Exklusiv zu Weihnachten.
Der Bestseller als Schmuckausgabe,
leinengebunden im Schuber.
Mit CD »Musik der deutschen Seele«.



Thea Dorn und Richard Wagner haben sich auf die Suche nach der deutschen Seele begeben – von »Abendbrot« bis »Wanderlust«, von »Bruder Baum« bis »Fahrvergnügen«, von »Abgrund« bis »Zerrissenheit«. Ein großartiges Buch für alle, die Deutschland lieben.

Thea Dorn, Richard Wagner
Die deutsche Seele

Limitierte Schmuckausgabe mit CD
568 Seiten, durchgehend vierfarbig
Schmuckkleinen mit Goldprägung im Schuber
€ 39,99 [D]

Ebenfalls als Standard-Ausgabe für
€ 26,99 [D] erhältlich.

DER SPIEGEL
BESTSELLER

www.knaus-verlag.de
KNAUS



Vatikan-Gegner Boff: „Hören Sie auf, Angst unter den Gläubigen zu verbreiten!“

RAFAEL SANCHEZ FABRES / DER SPIEGEL

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Ein Würgeengel der Kirche“

Der brasilianische Befreiungstheologe Leonardo Boff über das Zerwürfnis mit Joseph Ratzinger und ein Gebet mit Kubas Revolutionär Fidel Castro

Es ist fast ein Garten Eden, den der weißhaarige Alte, für viele ein Heiliger, mit seiner Familie bewohnt: Bambussträucher und Papyrusbäume, ein Teich mit Karpfen, eine wilde Wiese, auf der Hühner gackern. Das Haus aus Naturstein nahe Petrópolis, zwei Fahrstunden von Rio de Janeiro entfernt, ist vollgestopft mit Büchern, mehr als 80 hat er selbst geschrieben oder herausgegeben.

Leonardo Boff, 73, wurde als eines von elf Kindern im südbrasilianischen Concórdia geboren, seine Vorfahren stammen aus Norditalien. Er trat 1958 dem Franziskaner-Orden bei, studierte in Brasilien Philosophie und Theologie und promovierte 1970 in München. Zurückgekehrt nach Brasilien, geriet Boff bald in Streit mit der Amtskirche, weil er sich – auch

mit marxistischen Thesen – an der Seite der Armen gegen die Ausbeutung durch Südamerikas Militärdiktaturen engagierte. 1992 gab er, vom Vatikan gedrängt, sein Priesteramt auf. Gastprofessuren führten ihn nach Lissabon, Salamanca, Basel, Harvard und Heidelberg, zuletzt lehrte er Ethik in Rio de Janeiro. Heute engagiert sich Boff hauptsächlich für Sozialarbeit und Umweltschutz. Als inoffizieller Berater der Regierung ist er einflussreich geblieben.

„Mit dem SPIEGEL muss ich aufpassen, nach meinem letzten Interview mit Ihnen vor zwei Jahrzehnten reagierte der damalige Kardinal Ratzinger sehr gereizt“, sagt Boff in seinem immer noch fließenden Deutsch. „Aber andererseits: Ich habe nichts mehr zu verlieren.“

SPIEGEL: Herr Professor, im nächsten Jahr wird Papst Benedikt XVI. Brasilien besuchen. Wenn er Sie einlädt, gehen Sie hin – und was werden Sie ihm sagen?

Boff: Das wird er nicht tun, aber käme es dazu, würde ich mich einer Diskussion natürlich nicht entziehen. Meine Botschaft wäre klar: Hören Sie auf, Angst unter den Gläubigen zu verbreiten, stoppen Sie Ihre fundamentalistische Rigorosität! Begreifen Sie sich nicht als doktrinäer Lehrer, sondern endlich als Hirte, als Mutmacher der Gläubigen, denn das ist Ihre Hauptaufgabe als Papst! Aber ich habe wenig Hoffnung, dass er mich versteht. Als er Pontifex maximus wurde, habe ich gesagt: Es wird schwer werden, diesen Papst zu lieben. In den sieben Jahren, die er jetzt sein Amt ausübt, habe

ich nichts gefunden, was mich ermutigen würde. Es ist alles noch schlimmer gekommen.

SPIEGEL: Was werfen Sie ihm vor?

Boff: Er verbreitet keine Aufbruchstimmung in der Weltkirche, er ist ein Bremsen, der nur Disziplin einfordert, Gehorsam und nichts als Gehorsam. Es geht ihm primär darum, den Machtapparat des Vatikans zu festigen. Fast melancholisch wiederholt er auf seinen Reisen die alte Leier, predigt sein Nein zu Verhütungsmitteln, sein Nein zu Frauen im Priesteramt, sein Nein zur Homosexualität. An den wahren theologischen Problemen geht er vorbei.

SPIEGEL: Und die wären?

Boff: Die zentrale Frage lautet doch: Wie kann man einem Gott glauben, der in einer Welt voller Elend ein gütiger Vater sein soll – und was lehrt uns Jesus? Sollen wir die Verhältnisse einfach nur ertragen oder sie positiv verändern? Schauen Sie, ich lebe in Lateinamerika, ich kenne die Not der Menschen. Eine Kirche, die sich als Erbe von Jesus Christus versteht, der ja selbst ein Armer war und nicht an Altersschwäche gestorben ist, sondern für uns alle am Kreuz – sie muss die natürliche Alliierte einer Bewegung von unten sein. Die Kirche von heute hat den Menschen in ihrem Alltagsleben nichts mehr zu sagen. Dieser Papst wird zum Würgeengel der Kirche.

SPIEGEL: Benedikt versteht sich doch primär als Seelsorger.

Boff: Es ist eine Illusion zu glauben, durch doktrinaire Dokumente und durch doktrinäres Verhalten das Leben der Gläubigen bestimmen zu können. Benedikt fehlt es an Charisma, er ist ein eher schüchterner und hochintelligenter Professor, der unter seinem öffentlichen Amt zu leiden scheint und Schwierigkeiten hat, auf Menschen zuzugehen; der sich lieber in wissenschaftliche Arbeiten vertiefen würde, als hinaus in die Welt zu gehen, wo er sich unwohl fühlt. Er strahlt Tristesse aus.

SPIEGEL: Dafür kommt er erstaunlich gut an. Ob beim Weltjugendtag in Deutschland und in Spanien oder bei seinem Besuch in Brasilien 2007: Viele Menschen, gerade Jugendliche, jubeln ihm zu.

Boff: Es gibt eine spirituelle Sehnsucht. Aber ich glaube, die Begeisterung bleibt oberflächlich, sie ist eine Art Pop-Phänomen ohne Substanz. Benedikt und die Kirche, wie er sie versteht, haben

den Menschen bei der Bewältigung ihres Alltags sehr wenig zu bieten.

SPIEGEL: Anlässlich des Zweiten Vatikanischen Konzils 1962 fragte ein junger Mann provozierend: „Soll die antimodernistische Geisteshaltung der Defensive fortgesetzt werden, oder will die Kirche ein neues Blatt aufschlagen und in eine positive Begegnung mit der Welt von heute treten?“ Wissen Sie, wer das war?

Boff: Das könnte ich gewesen sein. Aber ich weiß, dass es Joseph Ratzinger war, ich kenne jede seiner Äußerungen. Entschuldigung, wenn ich Ihnen jetzt eine Pointe verdorben habe.

SPIEGEL: Warum tickte Ratzinger als Konferenzteilnehmer vor einem halben Jahrhundert so ganz anders? Warum hat er damals vehement Reformen eingefordert,

mit einem Aufbruch der Kirche sympathisiert und unterdrückt ihn heute? Was ist mit diesem Mann passiert?

Boff: Damals war das eine Mehrheitsmeinung unter den deutschen Bischöfen. Ich kenne ihn seit nunmehr vier Jahrzehnten, und glauben Sie mir, er war früher anders, zumindest intellektuell offener, zugänglicher, gar nicht doktrinär. Aber ich weiß nicht, ob Ratzinger wirklich ein Reformator war oder sich aus eher taktischen Gründen auf diese Seite schlug.

SPIEGEL: Sie haben in München bei dem Theologen Karl Rahner studiert. Professor Ratzinger hat Sie bei der Veröffentlichung Ihrer Doktorarbeit unterstützt – er war ein wichtiger Mann in Ihrem Leben.

Boff: Ja, und ich habe ihm viel zu verdanken. Er hat meine Dissertation damals

sehr gelobt und sich dafür eingesetzt, dass sie gedruckt werden konnte. Ich weiß noch genau, 14.000 Mark Zuschuss, die hatte ich ihm zu verdanken. Daraus ist eine Art Kameradschaft entstanden, wir haben uns jedes Jahr an Pfingsten getroffen.

SPIEGEL: Ist Ihr persönlicher Kontakt dann abgebrochen, als er nach Rom ging?

Boff: Nein. Als Papst Johannes Paul II. ihn 1981 zum Präfekten der Glaubenskongregation im Vatikan machte, habe ich ihm noch gratuliert und ihm geschrieben, wie froh ich über diese Ernennung war: „Glückwunsch, endlich ein bedeutender Theologe im Vatikan“. Ich setzte wirklich Hoffnungen in ihn.

SPIEGEL: Und dann?

Boff: Ich habe Schwierigkeiten, mir zu erklären, was am Heiligen Stuhl mit ihm passiert ist. Aber ich habe vergleichbare Rückentwicklungen auch bei anderen beobachtet, die nach Rom gegangen sind – es muss so etwas wie ein vatikanisches Virus geben, das die Leute da befällt. Ratzinger jedenfalls hat es zerfressen.

SPIEGEL: Kann es sein, dass Sie etwas verbittert sind?

Boff: Ach, lassen wir diese psychologische Ebene. Ich habe gute Gründe für meine Kritik an Ratzinger. Er hat mich bald nicht mehr eingeladen nach Rom, sondern mich vorgeladen.

SPIEGEL: Sie hatten den Vatikan herausgefordert und eine radikal andere Kirche verlangt. Gemeinsam mit dem peruanischen Theologen Gustavo Gutiérrez entwickelten Sie die „Theologie der Befreiung“ und veröffentlichten als leitender Mitarbeiter des größten katholischen Verlags Lateinamerikas provozierende Ar-



Papst Benedikt XVI.: „Ihm fehlt es an Charisma“

tikel und Bücher. Ist die Befreiungstheologie nicht viel mehr eine sozialrevolutionäre Bewegung als eine christlich-katholische?

Boff: Die katholische Kirche hat sich in ihrer Geschichte praktisch immer sehr gut mit den Reichen verstanden, sie konnte mit der Mittelschicht noch einigermaßen, doch mit den Unterprivilegierten fand sie kaum Gemeinsamkeiten. Sie hat zu lange zu real existierenden Phänomenen wie Ausbeutung, Entrechtung und Unterdrückung geschwiegen – und sich zum Komplizen der Herrschenden gemacht. Unser Konzept der Befreiungstheologie entstand durch die Arbeit mit den Ärmsten auf dem Land, durch die Selbstorganisation katholischer Basiskirchen. Sie müssen den Kontext sehen: Nach dem Militärputsch in Brasilien 1964 waren, von den USA militärisch und ökonomisch gestützt, fast überall in Lateinamerika Militärdiktatoren an die Macht gekommen. Wir Befreiungstheologen verstanden uns als Sprachrohr der Unterdrückten, ganz im Einklang mit dem, was in der Bibel steht.

SPIEGEL: Worauf genau beziehen Sie sich?

Boff: Gott hat das Elend seines Volkes gesehen und „das Geschrei über ihre Bedränger gehört“, heißt es in der Bibel. Und bei Lukas im Neuen Testament: „Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen.“ Ich habe die Erlösung als Zentralbegriff der biblischen Heilsbotschaft auch als eine sozialpolitische und ökonomisch revolutionäre Veränderung verstanden.

SPIEGEL: So interpretiert, wird Jesus zum Sozialrevolutionär. Man hat Ihnen immer vorgeworfen, Marxist zu sein.

Boff: Natürlich habe ich Karl Marx gelesen, diese Lektüre hätte auch keinem Papst geschadet. Von Marx stammen allenfalls die theoretischen Kriterien für unsere Sicht, wie es um die Gesellschaft wirklich bestellt war. Er hat uns gezeigt, dass die Armen nicht von Natur aus arm sind, sondern unterdrückt werden. Aber natürlich sahen wir auch die Unvollkommenheit des real existierenden Sozialismus.

SPIEGEL: Sie haben nach einer Reise in die Sowjetunion anerkennende Worte über das politische System dort gefunden.

Boff: Sie müssen den Kontext sehen. Ich fand nicht die Verhältnisse im Ostblock gut, aber ich fand wichtig, dass es neben dem kapitalistischen Modell auch noch ein Gegenmodell gab. In El Salvador wurde 1980 der katholische Erzbischof und Befreiungstheologe Oscar Romero von Schergen des Militärregimes erschossen, viele



Papst Johannes Paul II. bei Revolutionsführer Castro 1998, Priester Ratzinger 1952: „Gut ausgekommen“



Priester und Gläubige in anderen lateinamerikanischen Staaten starben unter Folter. Für mich war der Marxismus in der Befreiungstheologie immer eine Nebensache, Marx stand nicht Pate für unsere Sozialarbeit. Allerdings sah ich auch die praktizierte katholische Soziallehre als wenig hilfreich an, da sie sich vor der Konfrontation mit der Realität gedrückt hat.

SPIEGEL: Sie gerieten damit in scharfen Gegensatz zu Ratzinger und auch zu Papst Johannes Paul II., der in Polen mit dem real existierenden Sozialismus und dessen Unmenschlichkeit konfrontiert worden war. Kann es sein, dass da auch ganz unterschiedliche Lebenserfahrungen eine Rolle spielten?

Boff: Möglich. Johannes Paul sagte immer: Lasst mich in Ruhe mit Marxismus, ich weiß, was Marxismus bedeutet. Für mich gab es diese Berührungsgänge nicht.

SPIEGEL: Für Ihre ketzerischen Thesen hat der Vatikan Sie dann abgestraft.

Boff: Anfang 1984 hat mir Ratzinger einen persönlichen Brief geschickt, mit kritischen Anfragen zu meinem Buch „Kirche: Charisma und Macht“. Im September wurde ich offiziell zu einem Gespräch in den Vatikan vorgeladen. Ich musste in demselben dunklen und hässlichen „Befragungszimmer“ im Vatikan auf demselben Stuhl Platz nehmen wie einst Galileo Galilei.

SPIEGEL: Illustre Gesellschaft.

Boff: Ich hatte mir gar nicht träumen lassen, dass ein so unbedeutender Theologe aus der Peripherie dasselbe Geschick erleiden würde wie der berühmte Galilei. Ich war auf eine intellektuelle Auseinandersetzung vorbereitet. Aber es gab dann unmittelbar vor der Befragung Streit, Ratzinger war außer sich vor Empörung. Zwei brasilianische Kardinäle, Anhänger der Befreiungstheologie, hatten darauf

bestanden, mich nach Rom zu begleiten, und wollten auch mitdiskutieren.

SPIEGEL: Wie wurde das gelöst?

Boff: Mit einem typisch vatikanischen Kompromiss. Ratzinger erlaubte eine gemeinsame Gesprächsrunde. Aber in dem Inquisitionszimmer wollte er sich mich allein vorknöpfen. Es war eine sehr höfliche, aber auch unversöhnliche Diskussion. Am Ende blieb der Vorwurf, meine Gedanken würden „zur Zerstörung des authentischen Sinns der Sakramente“ führen. Mir wurde ein unbefristetes „Bußschweigen“ auferlegt und der Lehrstuhl für Theologie entzogen.

SPIEGEL: Warum haben Sie das akzeptiert?

Boff: Ich wollte weiter helfen, die Kirche von innen heraus zu reformieren. Aber ich habe die Vorschrift flexibel ausgelegt: Ich habe selten so viel kommuniziert wie gerade in jenem Jahr. Ich wurde dann noch mehrfach vom Vatikan gemaßregelt, meine Bücher sollten vorzensuriert werden. Mir wurde die Leitung der katholischen Zeitung „Revista Vozes“ entzogen, ich musste das von mir geführte Theologieseminar in Petrópolis verlassen.

SPIEGEL: Der Kardinalstaatssekretär des Vatikans, Angelo Sodano, verglich Sie mit Judas, dem Verräter.

Boff: Was der Tiefpunkt war. 1992 habe ich dann die Konsequenzen gezogen. Ich trat aus dem Franziskaner-Orden aus und legte mein Priesteramt nieder. Aber natürlich blieb ich meinen Themen treu. Ich habe die Schützengräben gewechselt, nicht die Schlacht.

SPIEGEL: Mit Papst Johannes Paul II. kam es dann noch zu einer Art Versöhnung.

Boff: Er war anders als Ratzinger ein Charismatiker, allerdings ein schwacher Theologe. Er konnte auf Menschen zugehen und sich ihrer Probleme annehmen. Er hatte eben nur diese Marxismus-Phobie,

die er mit sich herumschleppte. Aber spätestens nach dem Fall der Berliner Mauer spielte nicht einmal für die radikalsten der Befreiungstheologen der real existierende Sozialismus eine Rolle mehr. Auch Johannes Paul konnte sich eine unverstelltere Sicht der Dinge aneignen. Bei einem Besuch brasilianischer Bischöfe in Rom sagte er dann wenige Jahre vor seinem Tod, er verstehe uns endlich. Und er bestätigte das gegenüber dem Kardinal Evaristo Arns: „Unter den Umständen von Unterdrückung kann die Befreiungstheologie nicht nur nützlich, sondern sogar notwendig sein.“

SPIEGEL: Sie wurden für die Linke weltweit zum Helden. Hatten Sie nie Angst, instrumentalisiert zu werden? Fidel Castro beispielsweise ...

Boff: : ... hat mich nach Havanna eingeladen, eine ganze Woche lang begleitete er mich durchs Land, fast immer waren wir dabei allein. Ich habe ihm meine Meinung über die Unfreiheit in Kuba gesagt. Und ich habe mit ihm auf seinen Wunsch hin unter vier Augen gebetet.

SPIEGEL: Dieser Fidel Castro, der sogar Weihnachten auf der Insel verbieten ließ?

Boff: Er ist von Jesuiten erzogen worden, die Beschäftigung mit dem Glauben hat ihn nie losgelassen.

SPIEGEL: Johannes Paul II. und Benedikt XVI. haben beide Kuba besucht.

Boff: Fidel hat mir gesagt, er finde es verblüffend, wie gut er mit den Päpsten auskomme. Ich antwortete ihm: Warum sollten sich Vertreter autoritärer Regime nicht blendend verstehen?

SPIEGEL: Nach Ihrem Abschied aus dem Amt ging es mit der Befreiungstheologie abwärts.

Boff: Während seiner Zeit als Leiter der Glaubenskongregation hat Ratzinger mehr als hundert Theologen verurteilt. Und als Papst wurde die Bewegung für ihn erst recht eine Obsession. Er hat fast alle Bastionen der Befreiungstheologie geschleift und nur Konservative seiner Denkschule in wichtigen Positionen verankert. Aber wir Befreiungstheologen haben eher gewonnen als verloren.

* Jens Glüsing, Erich Follath in Boffs Garten nahe Petrópolis.



Boff, SPIEGEL-Redakteure*

„Ich wünsche der Kirche nur das Beste“

SPIEGEL: Wieso?

Boff: Die Befreiungstheologie hat tief in die Politik und das Leben der Menschen hineingewirkt. 2003 ist der Gewerkschaftsführer Lula da Silva Präsident unseres Landes geworden, seit 2011 ist die Ex-Guerillera Dilma Rousseff seine Nachfolgerin. Beide sind von unserer Art des christlichen Denkens beeinflusst, ich habe gute Kontakte in Brasília.

SPIEGEL: Sie haben den Kapitalismus immer als ein System des Bösen angeprangert, das zwangsläufig zur Ausbeutung führen müsse, zur Akkumulation des Superreichtums, zur Verarmung der Massen. Lula und Rousseff betreiben eine industriefreundliche Politik und sind nur dadurch in der Lage, eindrucksvolle Sozialprogramme zu finanzieren.

Boff: Ja, das stimmt. Ihr sozialdemokratischer Weg zeigt sich als der richtige, wenngleich noch viel zu tun ist. Vor allem in den Favelas. Und eines hat sich nicht verbessert, in Brasilien nicht, im Rest der Welt womöglich noch weniger: der Raubbau an der Natur. Für mich ist die Ökologie zum Hauptthema der Menschheit geworden.

SPIEGEL: Ihre neuen Bücher handeln vor allem von ökologischer Spiritualität. Bleiben Sie da nicht notwendigerweise – ähnlich wie der Dalai Lama – oft im Ungefahren, im Esoterischen?

Boff: Nein, das glaube ich nicht. Ich versuche, konkrete Anleitungen zu geben. Wir brauchen eine neue Ethik, die den verzweifelten Schrei der Erde hört.

SPIEGEL: Sie haben den organisierten Katholizismus hinter sich gelassen. Erfüllt es Sie manchmal nicht mit klammheimlicher Freude, wenn Sie von den Schwierigkeiten des Vatikans hören, etwa von den offensichtlich nicht zu bewältigenden Missbrauchsskandalen?

Boff: Ich bitte Sie. Die katholische Kirche ist meine spirituelle Heimat. Ich wünsche ihr nur das Beste. Aber was die zahlreichen Fälle von Pädophilie angeht: Ich denke, das hat mit unterdrückter Sexualität zu tun.

SPIEGEL: Sie sehen einen Zusammenhang von Zölibat und Pädophilie?

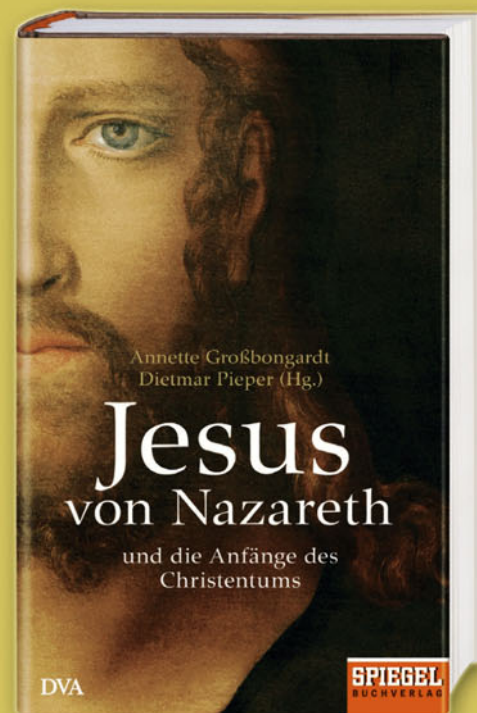
Boff: Ja. Und ich finde es beschämend, wie halbherzig der Vatikan mit der Aufarbeitung dieses Skandals umgeht.

SPIEGEL: Wie sähe Ihre ideale Kirche aus?

Boff: Der Papst betrachtet die Kirche wie ein Schiff, das fest verankert im Hafen liegt, das kontrolliert werden muss. Er ist besessen von Kontinuität und sucht nicht die Wahrheit, sondern nur die Sicherheit. Für mich ist die Kirche ein Schiff, das gebaut ist, um es draußen auf dem Meer mit den Wellen aufzunehmen und sich, wenn nötig, einen neuen Kurs zu suchen.

SPIEGEL: Herr Professor, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Wer war Jesus wirklich?



Gebunden | 288 Seiten mit Abb.
€ 19,99 [D] | ISBN 978-3-421-04599-7

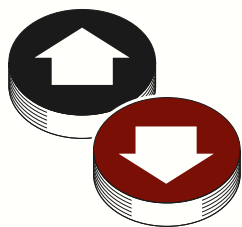
Auch als eBook erhältlich.

Seit Jahrhunderten sind Archäologen, Theologen und Kirchenhistoriker, aber auch einfache Pilger im Heiligen Land, dem historischen Jesus auf der Spur. Was wir heute über den Handwerker- sohn und Wanderprediger aus Galiläa, über sein Leben und seine Zeitgenossen wissen, haben SPIEGEL-Autoren und Experten im vorliegenden Buch zusammengetragen. Dabei geben sie faszinierende Einblicke in die Anfänge des Christentums und die Welt am Beginn unserer Zeitrechnung.

Erhältlich im
Buchhandel und bei
www.spiegel.de/shop

SPIEGEL
BUCHVERLAG

DVA
www.dva.de



O Bruder, wo bist du?

LITERATURKRITIK: Der Ukrainer Serhij Zhadan besingt die Schönheit, den Witz und die Grausamkeit des wilden Ostens.

Vielleicht wird zu wenig gesoffen im zeitgenössischen deutschsprachigen Roman – oder woran sonst könnte es liegen, dass es in den Büchern unserer Schriftsteller selten so vital und verrückt und poetisch zugeht wie in den Romanen vieler osteuropäischer Autoren, und ganz besonders in denen von Serhij Zhadan? Moldauischer Brandy und russischer Wodka, Bier aus Literflaschen und Weißwein aus Blechkanistern werden im jüngsten Werk des Ukrainers Zhadan in einer Weise konsumiert, dass der Leser den Alkohol quasi riecht.

Alle, wirklich alle, kippen sie das Zeug weg, als ob es kein Morgen gäbe: die Gangster, die Glücksritter und die launischen Frauen, die den Roman „Die Erfindung des Jazz im Donbass“ bevölkern.

Zhadan, 38, ist ein Autor und Musiker und Fußballfan, der auch in Deutschland einen Ruf zu verteidigen hat als virtuoser Beschwörer einer Welt aus Sex und Suff und Rock'n'Roll. In Büchern wie „Depeche Mode“ (2004, auf Deutsch 2007) und dem Geschichtenband „Hymne der demokratischen Jugend“ (2006, auf Deutsch 2009) hat er von jungen Kerlen und schönen Mädchen erzählt, die sich durchschlagen im postsowjetischen Chaos. Sie dealen mit Kokain, lassen als Boxer die Fäuste fliegen, gründen Schwulencubs oder treiben einfach nur durch die Nächte.

Der Roman „Die Erfindung des Jazz im Donbass“, der im Original schlicht den Städtenamen „Vorošilovgrad“ trägt, handelt nur am Rande vom Jazz und ist noch ehrgeiziger konstruiert, noch rasanter als die bisherigen Bücher Zhadans. Die Handlung beginnt mit einer klassischen Western-Konstellation, die den Romanhelden Hermann in den wilden Osten verschlägt. Gerade war Hermann noch ein stolzer Großstadtbewohner, plötzlich

sieht er sich mitten in der Pampa in der Rolle des Pioniers, der sich als letzter aufrechter Mann dem Großbonzen der Gegend entgegenstellt und seinen Besitz nicht herausrücken will.

Der Held Hermann ist Anfang dreißig und hat keine Farm, sondern eine Tankstelle zu verteidigen – die letzte, die noch nicht in der Hand des regionalen ostukrainischen Oligarchen ist. Diese Tankstelle gehört seinem Bruder, der Bruder aber ist verschwunden. Also schmeißt Hermann in der großen Stadt seinen Bürojob

mann zwar bereitwillig entkleiden, aber ihm Zudringlichkeiten streng verbieten; dazu ein Militaria-Schatzgräber, der nach deutschen Panzern sucht, ein Priester, der die Kirchenkasse plündert, und brutale Neukapitalisten, die sich als „Maiskönige“ und „Businessmen“ benehmen, „als hätte man sie auf Ferien hierher geschickt“.

Bei aller Turbulenz finden sich in diesem Buch aber auch zahlreiche schwebende, elegische Momente, Sätze, denen man anmerkt, dass Zhadan als Lyriker angefangen hat. „Die Häuser standen

dunkel, als wären sie mit schwarzer Farbe gefüllt“, schreibt er an einer Stelle; „Kühe weideten, mit Stricken fest am Boden angebunden wie Zeppeline“, an einer anderen. Ausgiebig besingt der Erzähler den Himmel, die Wälder und die Gerüche der Landschaft im Industrieviertel des Donezbeckens, des sogenannten Donbass. Das könnte in bösem Kitsch enden. Doch der Zauber des Romans entsteht gerade aus der Mischung von Metaphernschwelgerei, groteskem Humor und knallhartem Krimi-Realismus. „Wenn sie uns abfackeln“, sinniert der musikvernarrte Held, „dann kann man meine Leiche anhand der Kopfhörer identifizieren.“

Wie jeder Western mündet „Die Erfindung des Jazz im Donbass“ in einem Showdown. Wie die meisten Western handelt er von einer Welt, in der die Starken einfach abgreifen, was sie zusammenraffen können, und in der sich die allermeisten Schwachen einfach durchwursteln, ohne es zu genau zu nehmen mit Gut und Böse. Nicht alle Fragen sind geklärt am Ende dieses Buchs. Ob der Bruder des Helden zum Beispiel wirklich nur nach Amsterdam abgehauen ist, wie viele seiner Freunde vermuten, oder ob er vielleicht doch ermordet wurde, lässt sich nicht genau sagen.

„Was bleibt, ist Warten“, liest man in einem Brief am Ende des Romans, „bis alles wieder seinen Platz findet.“ Warten. Und Trinken.

WOLFGANG HÖBEL



Autor Zhadan: Trubel mit lyrischen Momenten

hin, wo er als Geldwäscher und offiziell als „Experte“ für Politik- und Wirtschaftsfragen beschäftigt war. In der Heimat angekommen, erwarten ihn „vier alte Zapfsäulen, das Kassenhäuschen, ein leerer Mast, an dem man bei Bedarf jemanden aufknüpfen konnte“. Zugleich trifft er auf die schroffen Typen, die in der Tankstelle arbeiten, darunter der Krüppel Schura, der „beste Automechaniker weit und breit, der Gott der Kardanwellen und Getriebe“. Hermann beschließt zu bleiben und um die Tankstelle zu kämpfen.

Es ist eine verkommene, verwirrende und poetische Welt, in der „Die Erfindung des Jazz im Donbass“ spielt. In ihr treten Oligarchen-Mafiosi mit vorzüglichem Musikgeschmack auf, die auch mal einen Tankklaster in die Luft jagen; junge Frauen, die sich vor dem Helden Her-

Serhij Zhadan: „Die Erfindung des Jazz im Donbass“. Aus dem Ukrainischen von Juri Dürkot und Sabine Stöhr. Suhrkamp Verlag, Berlin; 396 Seiten; 21,95 Euro.

Das iPad 4 im digitalen SPIEGEL-Paket!

Im Paket
über € 124
sparen!

Das iPad 4

Beeindruckendes Retina Display.
5-Megapixel iSight-Kamera.
Und ultraschnelle mobile Daten.

Für nur € 385 statt UVP € 499*



Der digitale SPIEGEL

Sie lesen 52 Ausgaben des digitalen SPIEGEL
bereits sonntags ab 8.00 Uhr. Mit zusätzlichen
Hintergrundberichten, Videos, interaktiven
Grafiken u. v. m.

Für nur € 197,60 statt € 208 im Einzelkauf

= Ihr Gesamtpreis € 582,60



Gleich bestellen:

www.spiegel.de/ipadpaket oder

040 3007-4848

**DER
SPIEGEL**

* Das iPad 4, 16 GB, Wi-Fi, Schwarz oder Weiß zum Vorzugspreis: € 385,- (UVP: € 499,-) + 52 Ausgaben digitaler SPIEGEL im Abonnement: € 197,60 (statt € 208,- im Einzelkauf) = Ihr Gesamtpreis: € 582,60 (statt € 707,-)
Weitere iPad-Modelle im digitalen SPIEGEL-Paket unter www.spiegel.de/ipadpaket

Jetzt
4 Wochen
kostenlos
testen:
nzz.ch/digital

JOHANNES W. LUTZ

NZZ-Leser brauchen kein Papier.

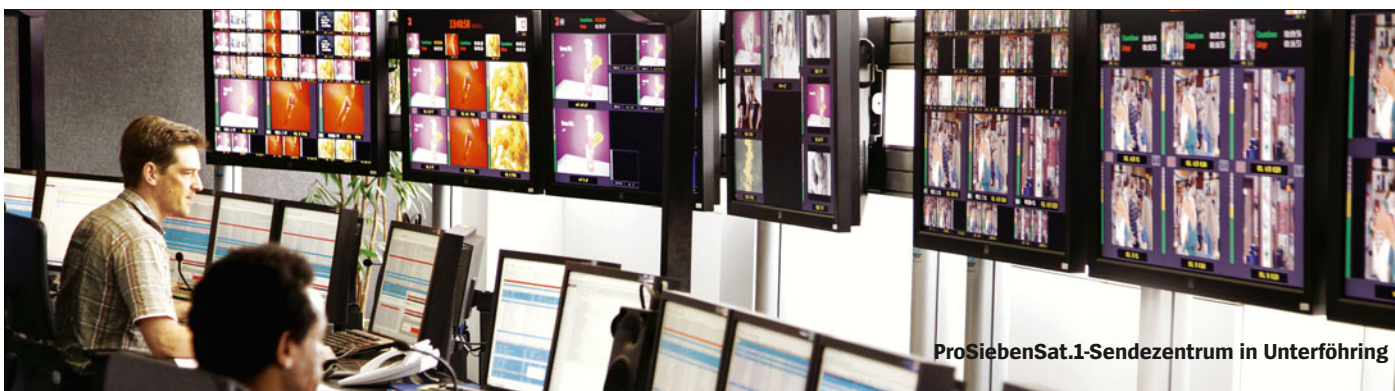
Natürlich möchten Sie nicht auf Ihre Zeitung verzichten.

Damit Sie die «Neue Zürcher Zeitung» immer dabei haben, können Sie sie jetzt auch bequem auf Ihrem Smartphone, Tablet oder Laptop lesen.

Immer und überall. Testen und bestellen Sie hier das kostenlose Digital-Probeabo: nzz.ch/digital

Neue Zürcher Zeitung

ZEITUNG - SMARTPHONE - TABLET - WEB



ProSiebenSat.1-Sendezentrum in Unterföhring

GORAN GAJANIN / ACTION PRESS

TV-KONZERNE

Einstieg in den Ausstieg bei ProSiebenSat.1

Der TV-Konzern ProSiebenSat.1 will den anstehenden Verkauf seiner Sender in Skandinavien offenbar nutzen, um seine Haupteigentümer KKR und Permira zum Ausstieg zu bewegen. Schon Ende der Woche könnte der Verkauf der Kanäle in Schweden, Norwegen und Dänemark besiegelt werden. Bis zuletzt waren der Finanzinvestor Providence und der amerikanische TV-Konzern Discovery interessiert, Letzterem werden indes bessere Chancen eingeräumt. ProSiebenSat.1 würden durch das Geschäft etwa 1,3 Milliarden Euro zufließen. Allerdings erheben KKR und Permira Anspruch auf eine mehrheitliche Ausschüttung des Verkaufserlöses, um Schulden ihrer gemeinsamen Lavena-Holding zurückzuzahlen. ProSiebenSat.1-Chef Thomas Ebeling, heißt es im Konzern, habe

jedoch eine Bedingung gestellt: Er ist offenbar nur zu einer Super-Dividende bereit, wenn KKR und Permira im Gegenzug ihren Ausstieg einleiten – und dies öffentlich ankündigen. Die Lavena ist mit knapp zwei Milliarden Euro verschuldet, gut 600 Millionen Euro werden im März 2015 fällig, über eine Verlängerung und teilweise Tilgung müssten die Investoren bald verhandeln. ProSiebenSat.1, heißt es in Eignerkreisen, sei finanziell üppig genug ausgestattet, um einen Großteil des Verkaufserlöses auszuschütten. Der TV-Konzern hofft, sich mit dem Geld von den Mehrheitseignern freizukaufen. Profitieren würden davon auch die freien Aktionäre an der Börse. Hinter den Kulissen wird nun gerungen, wie konkret KKR und Permira ihren Willen zum Ausstieg formulieren.

DOKUMENTATIONEN

Solarlobby sponsert Film über Energiewende

Der Spartensender ZDF info gerät in Erklärungsnot wegen seiner im Mai ausgestrahlten Dokumentation „Leben mit der Energiewende“. Filmemacher Frank Farenski hat sich eine gleichnamige Kinoversion von beteiligten Unternehmen aus der Solarbranche sponsoren lassen. Zu den Unterstützern gehört auch die Berliner Solarpraxis AG, deren Vorstandsvorsitzender Karl-Heinz Remmers bereits im ZDF-Film

ausführlich zu Wort kam. Weitere Finanziers sind die Parabel AG und der Mittelständler Krannich Solar. Obwohl Filmemacher Farenski beteuert, die ZDF-Produktion enthalte kein Material aus dem Kinofilm, sind Parallelen kaum zu übersehen. Beide Filme stellen die These auf, dass weitere Subventionskürzungen die deutsche Solarindustrie kaputtmachen. Einige Protagonisten wie der Grünen-Politi-

ker Hermann Ott tauchen in beiden Produktionen auf und äußern sich teils nahezu wortgleich. Gleichwohl sei der erste Beitrag „journalistisch einwandfrei“ gewesen, sagt ZDF-info-Chef Robert Bachem: „Es gab keine finanzielle Unterstützung durch die Solarindustrie.“ Filmemacher Farenski plant derweil, auch seinen Kinofilm demnächst dem Fernsehen anzubieten, und zwar „zu einem verführerischen Preis“.

FERNSEHSTARS

ZDF ohne Joko & Klaas

Dämpfer für die ZDF-Unterhaltung: Das umworbene Moderatoren-Duo Joko Winterscheidt und Klaas Heufer-Umlauf gibt seine wöchentliche Show „neoParadise“ beim Digitalkanal ZDFneo auf und wechselt zum Privatsender ProSieben. „Ab März kommen Joko & Klaas wöchentlich exklusiv auf



Winterscheidt, Heufer-Umlauf

MARKUS NASS / THOMAS & THOMAS

ProSieben“, bestätigt Sendergeschäftsführer Wolfgang Link. Zudem seien weitere Ausgaben des globalen Kräfte messens „Joko gegen Klaas – Das Duell um die Welt“ und neue Shows mit den zwei Moderatoren geplant. Der Unterhaltungsnachwuchs galt als Aushängeschild für den jungen Digitalsender ZDFneo und war beim Mainzer Sender zwischenzeitlich sogar als Nachfolger für Thomas Gottschalk bei „Wetten, dass ...?“ im Gespräch.



FERNSEHPROGRAMME

Aus der Schaum

ARD und ZDF verlieren seit Jahren Zuschauer. Ihr finanzielles Polster bleibt jedoch üppig, weil sie ab 2013 auch von denen kassieren, die weder Radio noch TV besitzen. Helfen wird es nicht. Eine Reise durch ein System, das Ideen verhindert.

Der Vergleich mag ungerecht sein, unhistorisch, unangemessen und überhaupt gemein. Aber er trifft eine Stimmung. „Auch die DDR“, sagt Bernd Höcker, „hat eine Mauer gebaut, um zu verhindern, dass ihr die Leute davonlaufen.“

Die neue DDR, so sieht Gebührengegner Höcker das, sind ARD und ZDF und das Deutschlandradio, die öffentlich-rechtlichen Sender des Landes. Auch denen laufen die Leute davon.

Weil den Leuten das Programm nicht mehr gefällt. Weil ihnen die 17,98 Euro im Monat zu viel sind. Weil sie kaum noch fernsehen oder Radio hören, son-

dern fast nur noch im Internet unterwegs sind.

ARD, ZDF, GEZ, DDR – es ist schon erstaunlich, wie aufgeladen, beinahe hass-erfüllt die Debatte geführt wird.

Höcker, ein kantiger Typ mit Theo-Waigel-Augenbrauen, ist ein verbissener Gegner des Systems. Seit Jahren verbreitet der Sozialökonom in seiner Freizeit in kleinen Büchern und auf seiner Website Tipps zur GEZ-Flucht.

Doch weglaufen funktioniert nicht mehr ab dem kommenden Jahr. Vom 1. Januar 2013 an muss per Gesetz und im Grundsatz jeder zahlen, unabhängig davon, ob er überhaupt Fernseher oder

Radio im Haus hat; unabhängig davon, ob er seinen Fernseher am liebsten aus dem Fenster werfen möchte, weil er das Programm so furchtbar findet.

ARD und ZDF machen jeden zum Mitglied in einem Club, aus dem es kein Entkommen mehr gibt. Selbst die katholische Kirche ist da generöser gegenüber denen, die sie nicht mehr mögen.

Natürlich ist es nicht gleich Sozialismus, wenn die Ministerpräsidenten der Länder beschließen, den öffentlich-rechtlichen Rundfunk von allen bezahlen zu lassen. Es ist nicht gleich Diktatur, wenn jeder Haushalt, der finanziell dazu in der Lage ist, 215,76 Euro pro Jahr bezahlen muss.



Die Frage ist bloß: War es wirklich ein guter Einfall, eine Art Fernsehsteuer exakt zu einer Zeit einzuführen, in der immer weniger Leute diese Programme überhaupt sehen wollen? Und sie keiner mehr sehen muss?

Es ist ja nicht nur so, dass die Zahl derer, die das Anstaltsprogramm zu schlecht finden, steigt und eine Mehrheit die neue Pseudosteuer ablehnt (siehe Umfrage Seite 167). Der Frust über die Anstalten breitet sich auch unter den Machern aus.

Es ist absurd. Während der Apparat damit beschäftigt ist, sich seine Milliarden für die Zukunft zu sichern, verliert das

Programm, für das die Milliarden da sind, stetig an Bedeutung.

Jahrelang haben ARD und ZDF alles getan, um das Publikum zu gewinnen, und darüber vergessen, wofür sie dieses Publikum gewinnen wollen. Und es hat ihnen nicht einmal ein bessere Quote gebracht. Im Gegenteil, ihnen widerfährt das Schicksal vieler Opportunisten: Die Zuschauer spüren die Absicht – und bleiben weg.

Vor ein paar Jahren noch waren RTL und Co. die bösen Buben des Fernsehens. Mittlerweile haben ARD und ZDF die

Gebührenschlüssel

Verteilung der Gebührenerträge auf die Rundfunkanstalten 2011, in Mio. €

Und wenn einer mal eine Idee hat, die anders ist, wird sie ausgesessen, verschleppt oder zerredet. Der Comedian Olli Dittrich hat das erlebt. Der Produzent Christian Ulmen. Der Kriegsreporter Ashwin Raman.

Es sind längst nicht mehr nur Feinde der Öffentlich-Rechtlichen, die Kritik üben, es sind zunehmend auch Künstler

Rolle des Buhmanns. Sie machen das spannende Programm nicht mehr selbst, sie reden nur noch in ihren Talks darüber. Die Jungen schauen ohnehin kaum mehr zu.

und Journalisten, die selbst für das öffentlich-rechtliche Fernsehen arbeiten. Es sind vor allem die Befürworter, die daran verzweifeln, wie der Apparat eine Idee nicht lebt, sondern bloß verwaltet und so zerstört.

Es sind die Dittrichs, Ulmens, Ramans und viele andere, deren Geschichten ähnlich sind, die aber lieber schweigen.

Die Situation ist gefährlich für ARD und ZDF. Durch Internet, Pay-TV und Digitalfernsehen ist die Konkurrenz so stark, dass man die Öffentlich-Rechtlichen zum ersten Mal in ihrer Geschichte nicht mehr braucht, um sich gut informiert und gut unterhalten zu wissen.

Und genau diese eigene Entbehrlichkeit macht ARD und ZDF zunehmend nervös. Sie macht sie ängstlich und lässt sie das Risiko scheuen. Und so sieht das Programm dann auch aus.

Olli Dittrich ist sauer

Er hat „Dittsche“ erfunden, ist der beste Parodist von Franz Beckenbauer, seine Auftritte waren immer die lustigsten in der „Harald Schmidt Show“. Er ist klug und witzig und kann auf unnachahmliche Art sehr ruhig sehr scharfe Pointen setzen. Olli Dittrich ist ein Star, vielleicht nicht für die Massen, aber einer, der Bleibendes hinterlässt, deutsche Humorgeschichte wie Hape Kerkeling, wie Lorient.

Olli Dittrich ist zurückhaltend, aber Freunde von ihm sagen, dass er gerade ziemlich sauer ist. Zwei Jahre lang hat er für die ARD im Geheimen eine Fernsehsendung entwickelt, mit der das Erste der ZDF-Sendung „heute-show“ endlich Konkurrenz machen könnte. Eine Nachrichtensatire mit Dittrich in der Hauptrolle, als Anchor nicht der „Tagesschau“, sondern eines „Tagesschaum“. In den Originalkulissen des Nachrichtenflaggschiffs.

Dittrich wollte alle Parodien selbst spielen, die Korrespondenten, die Politiker, die Moderatoren, den Mann von der Straße. Den „Tagesschaum“-Kommentar dagegen sollten echte Personen sprechen, Nachrichtencharaktere wie Ulrich Wickert oder Ulrich Deppendorf. Nur eben: Kommentare am Rande des Irrsinns.

Die Idee ist bestechend, und sie würde das klägliche Niveau der Comedy und des Kabarets im Ersten, das sich nie vom Weggang eines Dieter Hildebrandt erholt hat, sicher heben.

Doch aus der Schaum. Am 20. Dezember startet die ARD zwar eine Nachrichtenparodie, die sehr nach dem Dittrich-



PATRICK HOFFMANN / WENN.COM

„Dass jetzt die Kopie ins Fernsehen kommt, ist für mich schon eine Überraschung.“

Olli Dittrich

Konzept klingt. Aber mit unbekannten Leuten aus der dritten Comedy-Liga. Schon der Titel ist nur ein schwacher Abklatsch des wortspielerischen „Tagesschaum“: „Das Ernste“.

„Das entspricht in weiten Teilen meinem Konzept“, bestätigt Dittrich jetzt und berichtet, wie weit die Zusammenarbeit bereits gediehen war. Er ging mit Unterhaltungskordinator Thomas Schreiber durch das Studio der „Tagesschau“, saß mit ihm bei Thomas Hinrichs, dem Chef der „Tagesthemen“, und stellte zur Begeisterung aller das Konzept vor. „Wir haben über zwei Jahre immer wieder detailliert

darüber geredet. Dann habe ich auf einmal nichts mehr gehört. Dass jetzt die Kopie ins Fernsehen kommt, ist für mich schon eine Überraschung.“

Schreiber stellt die Sache anders dar. „Der Vorschlag der Kollegen von ‚Das Ernste‘ und der Vorschlag von Olli Dittrich haben keine Gemeinsamkeiten.“

Es ist nicht der erste Star, den die ARD verprellt. Auf den Koch Christian Rach waren sie beim NDR früh aufmerksam geworden, doch er passte nicht ins öffentlich-rechtliche Raster. Und als Jahre später das ZDF auf die Idee kam, ihn zu holen, war es längst zu spät.

Die Dittrich- und die Rach-Episoden sind bezeichnend für den Zustand des öffentlich-rechtlichen Fernsehens im Allgemeinen und der ARD im Speziellen. Es fehlt nicht an tollen Programmmachern, an Fernisehkünstlern, nicht einmal an brillanten Ideen. Sie werden bloß von einem System verschluckt, das gar nicht mehr darauf ausgerichtet ist, nach dem besten Fernsehen zu suchen.

Künstler lässt man am langen Arm verhungern. Kleine Innovationen gelten schon als Risiko.

Volker Herres verliert

Als sich vor ein paar Wochen die Senderbosse der ARD mit ihren Programmmachern zu einer Klausur trafen, um einmal ganz grundsätzlich über das erste Programm zu reden, blieb genau dafür nicht viel Zeit. 75 Minuten für Diskussion sah die Tagesordnung vor. Gerade mal acht Minuten für jeden Intendanten.

Der Rest war Frontalunterricht. Da trug etwa Unterhaltungsmann Thomas Schreiber vor, dass es zu viele verschiedene Shows im Ersten gibt. Viel zu viele Moderatoren und ein Durcheinander von Sendepätzen. Auf diese Weise, so seine Analyse, gewinne man kein Profil. Ab nächstem Jahr soll es deshalb weniger verschiedene Shows geben, aber die dafür öfter, und weniger Moderatoren, aber die dafür häufiger. Das war alles richtig. Aber auch sehr technisch, und eher nicht grundsätzlich. Die Frage „Was senden wir eigentlich – und wollen wir das so?“ stand nicht auf der Tagesordnung.

Einige Wochen später in Hamburg. Programmdirektor Volker Herres schaut auf seine Uhr. Auf dem Ziffernblatt ist eine große Eins, sie steht für das Erste, sein Programm. Er identifiziert sich sehr.

Herres wird nicht nach Quote bezahlt. Aber schlechte Zahlen ärgern ihn trotzdem. Sie beleidigen seinen Ehrgeiz. Er will gewinnen, jedenfalls sagt er das. Aber wie soll das jemals gelingen, wenn sein Erstes den Sieg nicht einmal in einem Jahr hinbekommt, in dem es die Fußball-Europameisterschaft und Olympische Spiele auf seiner Seite hatte, Wochen während deren die öffentlich-rechtlichen Sender das Programm beherrschten?

In diesem Jahr liegt das Erste in der Zuschauergunst hinter RTL, hinter dem ZDF. Das Erste ist nur Dritter.

Die Platzierung – eine Stufe niedriger als 2011 – ist nicht einmal das Schlimmste. Verheerend ist, dass weder Herres noch Schreiber, noch sonst jemand in der ARD daran überhaupt irgendetwas ändern kann. Das Erste ist zugemauert und zugestellt mit Programmplätzen, an denen nicht gerüttelt werden darf. Selbst wenn irgendwo neue Ideen auftauchen – es ist fast unmöglich, dafür im Programm Platz freizuschaukeln.

„Änderungen am Programmschema haben bei uns leicht die Dimension eines Planfeststellungsverfahrens“, sagt Herres. Das Erste besteht aus neun Anstalten, die alle unabhängig sind. Es gibt 9 Intendanten, 10 Fernseh-Programmdirektoren, 13 Fernseh-Chefredakteure und eine kaum übersehbare Menge an Unterhaltungschefs, Sportchefs, Kulturchefs, Fernsehfilmchefs, Koordinatoren und Projektleitern. In der ARD gibt es viele Mächtige, aber keiner hat die Macht, mal allein etwas durchzusetzen.

Da ist ja auch der wesentliche Grund, warum die Talkshow-Flut der ARD so sehr zusetzt. Das



HERMANN J. KNIPPERTZ / DAPD

„Änderungen am Programmschema haben leicht die Dimension von Planfeststellungsverfahren.“

Volker Herres

DAS SPIEGEL-SPENDEN-ABO

DER SPIEGEL

Mit Ihrem Abo unterstützen Sie die Gemeinschaftsinitiative des SPIEGEL und der SOS-Kinderdörfer weltweit für Schulkinder in Nepal. **Danke!**



SOS
KINDERDÖRFER
WELTWEIT

Tashi und Denga lieben Erdkunde.

Sie lieben Erdkunde, weil jede Unterrichtsstunde ein Schritt heraus ist. Ein Schritt heraus aus der kleinen Dorfgemeinschaft und hinein in eine Welt, die so spannend ist. Sie freuen sich, wenn die Lehrerin von Löwen in Afrika und Gletschern in Südamerika erzählt. Aber sie hören auch gut zu, wenn von Europa die Rede ist, wo Menschen schon so viel länger zur Schule gehen als in Nepal. Tashi und Denga* wissen, dass sie großes Glück haben, als nepalesische Kinder überhaupt

eine Schule besuchen zu dürfen. Sie sind fleißig, jeden Tag – weil sie die Chance auf ein selbstbestimmtes Leben nutzen wollen, welches ihnen die Bildung ermöglicht.

Tashi und Denga haben Glück. Aber über 600 000 Kinder in Nepal haben noch nie eine Schule besucht. Helfen Sie mit! Mit einem Spenden-Abo des SPIEGEL, einem gemeinsamen Projekt des SPIEGEL und der SOS-Kinderdörfer weltweit:

- 1 Jahr den SPIEGEL lesen oder zu Weihnachten verschenken
- 1 Monat Schulausbildung für ein Kind in Nepal inkl. Schulmaterial
- Mit jedem Jahr, das Sie weiterlesen, verlängern Sie Ihre Unterstützung!



* die Namen sind durch den Verlag geändert worden.

Das SPIEGEL-SPENDEN-ABO – Dieses Abo wird Schule machen!

Die SOS-Kinderdörfer informieren Sie!



Als SPIEGEL-Abonnent erhalten Sie von SOS-Kinderdörfer weltweit ein informatives Begrüßungs-Package mit Hintergrundinfos u.a. zum Nepal-Schulprojekt. Zu diesem Zweck werden Ihre Daten an SOS-Kinderdörfer weltweit weitergegeben.

Ich lese oder verschenke den SPIEGEL für mindestens ein Jahr zum Vorzugspreis von nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Verlag verpflichtet sich, die Leistung wie beschrieben zu erbringen. Eine Zuwendungsbestätigung erhalte ich nicht. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Anschrift des Bestellers: (Bitte unbedingt ausfüllen)

☐ Frau
☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich bezahle bequem per Bankeinzug:

BLZ Konto-Nr. Geldinstitut, Ort

X SP12-320

Datum, Unterschrift

Anschrift des Beschenkten: (Bitte ausfüllen, falls DER SPIEGEL verschenkt wird)

☐ Frau
☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer PLZ Ort

SP12-321



Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP12-320 oder SP12-321



Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



Problem sind nicht die fünf Sendungen selbst, sondern dass sie fünf Sendeplätze blockieren – und dass es so schwer ist, das zu ändern.

Jeder pflegt seine eigenen Blumentöpfe, schimpft über die welken Blätter in den Beeten der anderen und wundert sich, warum im Schrebergarten ARD nichts Neues wächst.

Christian Ulmen träumt

Eigenartig ist, dass sich dieses Lähmungs-Gen irgendwann selbst in den Nischen durchsetzt. Dieses Gen, das daran zu erkennen ist, dass zwei Dinge stets parallel auftreten: ein dröhnendes Gerede vom öffentlich-rechtlichen Auftrag und ein ängstlicher Blick auf die Quote.

Christian Ulmen hat das bei ZDFneo beobachtet. Der Schauspieler und Produzent hat für den Digitalkanal die Polit-Show „Stuckrad Late Night“ hergestellt. ZDFneo ist ein Ableger des großen Mainzer Senders. Er soll Zuschauer erreichen, denen das Hauptprogramm zu altbacken und trübselig ist.

Mit der von Ulmen produzierten Sendung hat das zunächst gut funktioniert. Moderator Benjamin von Stuckrad-Barre mischt die Routine des Polit-Talks auf. Er stellt Politiker auf die Probe, einzeln, für jeweils eine Dreiviertelstunde. Er brachte jüngst FDP-Mann Gerhart Baum dazu, ein Modell des Guidomobils zu zertrümmern, mit dem Westerwelle einst in den Spätschwahlkampf zog.

Ulmen, der sich selbst einen „Fan des Öffentlichen-Rechtlichen“ nennt, empfand die Arbeit anfangs als „Wohltat“. „Da ist ein Sender, der dasselbe Fernsehen machen will wie wir: ein Traum“, sagt er. Aber irgendwann seien „die klassischen öffentlich-rechtlichen Mechanismen zu spüren“ gewesen.

Deutlich gespürt hat Ulmen das in der Woche nach dem Atomunglück in Fukushima. Stuckrad-Barre und er wollten keine übliche Sendung machen. Sie planten stattdessen, das Stück „Die Physiker“ von Friedrich Dürrenmatt auf der Bühne zu lesen, und schlugen das vor, „voller Energie und mit Staraufgebot“. Es war gar keine Revolution, bloß eine kleine, sympathische Idee. Aber schon die war zu viel.

Die Bedenkenträger des ZDF stellten sich quer. Stuckrad-Barre solle lieber einen Minister einladen und mit ihm über Reaktorsicherheit reden. Außerdem würden bei einer Lesung die Zuschauer abgeschaltet, die Quote würde

einbrechen. „Dabei war ja eigentlich gar keine Quote da, die hätte einbrechen können“, sagt Ulmen.

Das ist das Paradox von ZDFneo: Statt den Kanal weiter als Biotop eines anderen Fernsehens zu pflegen, selbstbewusst Avantgarde zu sein, die Quote zu ignorieren und in Ruhe wachsen zu lassen, reden sie hier fast noch mehr über Quote als im Hauptsender.

Weil den jungen Sender im Schnitt gerade mal 0,6 Prozent der deutschen TV-Zuschauer einschalten, dopt das ZDF die Quote gern mal mit soliden ZDF-Krimis wie „Bella Block“ oder „Inspector Barnaby“. Neulich waren es fast drei Prozent, das war Rekord – mit einer vier Jahre alten Folge der Krimireihe „Wilsberg“, einem verlässlichen Quotenbringer des Hauptprogramms. So verliert auch Neo seinen Sonderstatus und seine Attraktivität. Aber wo sollen neue Formate herkommen, wenn sie nicht einmal in den Digitalkanälen eine Chance haben. Wenn nicht einmal im Labor experimentiert werden darf?

„Es gibt dort viele gute Leute und Ideen, aber was durchaus lähmen kann, das ist bisweilen die Bedenkenträgerei“, sagt Ulmen. Auch Stuckrad-Barre ist mittlerweile bei einem anderen Sender. Das ZDF war schlicht nicht in der Lage, rechtzeitig eine Entscheidung zu fällen, ob die Sendung weiterlaufen soll.

Norbert Himmler hofft

ZDFneo ist mal als Hoffnung gestartet, und auch von Norbert Himmler erwarten sie viel in Mainz. Er hat den jungen Sender drei Jahre geleitet und ist seit April Programmdirektor des ZDF. Er ist nun nicht mehr für 30 Millionen Euro zuständig, sondern für 600 Millionen.

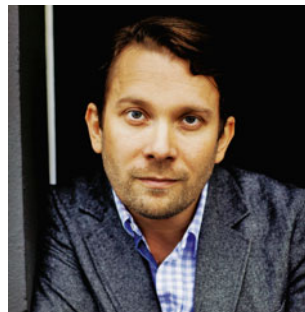
Himmler ist 41, sieht aber so jung aus, als hätte er gerade Abitur gemacht, allein deshalb fällt er auf in der Riege der ZDF-Hierarchen. Er kommt in einen Sender, der verunsichert ist. Wenn sie dort über ihren eigenen Bedeutungsverlust reden, erzählen sie gern, dass widerrechtlich abgestellte ZDF-Autos in der Mainzer Innenstadt inzwischen genauso mit Knöllchen versehen werden wie die anderen Falschparker auch.



ZEMENIS / BREITELBILD

„Unsere Zuschauer würden ‚Mad Men‘ als kalte Dusche empfinden.“

Norbert Himmler



JULIA ZIMMERMANN / LAIF

„Was durchaus lähmen kann, ist bisweilen die Bedenkenträgerei.“

Christian Ulmen

Es ist schmerzlich. Traut sich das ZDF etwas Neues, gehen die Zuschauer von der Stange. Bleibt es beim Bewährten, gucken nur die Alten zu. Selten, dass Innovation mal gelingt, wie mit der „heute-show“, die beim Publikum ankommt und zugleich im Internet bei den Jungen erfolgreich ist.

Genau genommen gibt es Himmler zweimal. Als Zuschauer und als Programmdirektor. Privat schaut er gern amerikanische Serien wie „Dexter“ und „Breaking Bad“ und außerdem alles, was vom US-Seriensender HBO kommt. Beim Sender hingegen verantwortet er nun

Reihen wie „Der Alte“ oder „Rosamunde Pilcher“, und weil sie immer noch für tolle Quoten sorgen, zeigt er an Sonntagnachmittagen Klamotten mit Heinz Erhardt oder Heinz Rühmann.

Wie seine potentielle Kundschaft so denkt, hat ihm im Frühjahr eine Zuschauerbefragung gezeigt. Demnach ist das ZDF in der allgemeinen Wahrnehmung kein Familienprogramm mehr, sondern „ein Sender für alte Zuschauer“, Menschen unter 50 Jahren fühlen sich „über weite Strecken ausgegrenzt“.

Was Himmler aus der Studie gelernt hat? Zumindest eine Hoffnung: „Wir dürfen den Zuschauern ruhig mehr zutrauen.“ Er hat daraufhin die Achtziger-Jahre-Relikte „Der Landarzt“ und „Forsthaus Falkenau“ abgesetzt. Schön und gut. Warum aber hat Himmler nicht den Mut, so etwas Hochwertiges wie die US-Serie „Mad Men“ ins Hauptprogramm zu heben, vielleicht sogar um 20.15 Uhr?

„Das wäre gefährlich“, sagt er, „die Quote würde einbrechen. Unsere Zuschauer würden diese Serie wie eine kalte Dusche empfinden. Sie haben einfach andere Sehgewohnheiten.“

Das stimmt wahrscheinlich. Aber zur Wahrheit gehört auch, dass die Zuschauer US-Serien nicht mehr gewohnt sind, weil das ZDF sie ihnen jahrelang vorenthalten hat. Die Krimireihe „CSI“ etwa, die Vox und RTL ein Jahrzehnt lang beste Quoten bescherte, hatte das ZDF zuvor abgelehnt.

Vom nächsten Jahr an, immerhin, will Himmler wieder US-Serien zeigen. Und auch das ist nach ZDF-Maßstäben eine Sensation.

Ashwin Raman stört

Ashwin Raman ist ein mutiger Mann. Als junger Journalist saß er in indischen Gefängnissen, weil er sich in seinem Heimatland gegen Zensur wehrte. Heute ist er Kriegs- und Krisenreporter, und er ist

einer, der für seinen Job Wagnisse in Kauf nimmt. Er redet mit Piraten, mit Taliban-Kämpfern, mit Terroristen. Er fährt durch das von Piraten kontrollierte Hinterland von Somalia und verlässt die Gegend erst, als er erfährt, dass auf ihn ein Kopfgeld ausgesetzt wird.

Es gibt eine Sache, die selbst Raman fürchtet: manche Redakteure in den öffentlich-rechtlichen Sendern. Denn obwohl er ja den Stoff heranschafft, für den das öffentlich-rechtliche Fernsehen einmal erfunden wurde – in den Programmverwaltungen sitzt er am Ende oft da wie ein Bittsteller.

Er hat das vor allem beim ZDF erlebt, dem Sender, für den er den Deutschen Fernsehpreis gewonnen hat mit seinem Film „Somalia – Land ohne Gesetz“. Damals schmückte sich der Sender mit ihm, am Abend der Preisverleihung fragte Chefredakteur Peter Frey noch nach neuen Projekten.

Da hatte Raman schon vor Monaten seine Idee für den nächsten Film, über



JÖRG MÜLLER / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

„Nichts soll den Zuschauer verstören, nicht einmal der Krieg.“

Ashwin Raman

Piraten, eingereicht. Doch in der Redaktion hielt man ihn hin. Entscheidungen wurden vertagt, verschleppt, verschoben.

Der Mail-Verkehr zog sich fast eineinhalb Jahre hin. Man traf sich, man besprach sich, man schrieb Mail um Mail. „Zusagen können wir eine Doku noch nicht, es wird abhängig sein von der Realisierung des in Aussicht gestellten Inhalts, sowie dann der Genehmigung des Chefredakteurs etc.“, heißt es da. Und dann: „D. h. vorher stattfindende Dreharbeiten wären auf eigene Kappe.“

Raman ist Reporter im besten Sinne. Er fährt raus

in die Welt und reportiert, was er findet. Doch damit kommt die Programmverwaltungsmaschine ZDF nicht zurecht. „Die Verantwortlichen sitzen in ihren warmen Stuben und denken sich einen Film zusammen“, sagt Raman. „Nicht zu wissen, welche Bilder am Ende zu sehen sind, ist da schon zu viel Risiko.“

Die Redaktion überreichte ihm ein dreiseitiges Papier, das im Detail beschreibt,

wie Filme für die Reihe „ZDF zoom“ aufzubauen sind.

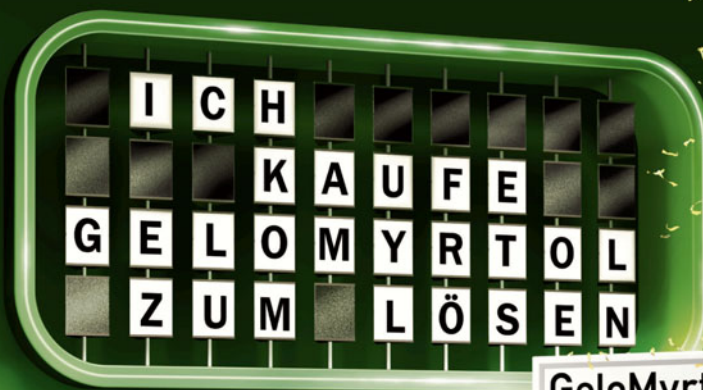
„Es geht nicht um Inhalte, es geht bloß darum, dass alles den gleichen Ton und die gleiche Ästhetik hat“, sagt Raman. „Nichts soll den Zuschauer verstören, nicht einmal der Krieg.“ Er berichtet von Filmabnahmen, in denen er mit bis zu sechs ZDF-Führungsleuten im Schnittraum war, die sich im Bedenkenträgertum gegenseitig überboten. „Ich habe mich da schon gefragt, warum ich eigentlich mein Leben dafür riskiere, nahe am Geschehen zu sein, wenn am Ende doch nur Oberfläche gewünscht wird.“

Raman kann offen reden, weil er in dem System eine Nische gefunden hat, die ihn ernährt. Beim SWR in Mainz hat er einen Redakteur, dem er vertraut, und einen Chefredakteur, der für ihn kämpft. „Ich bin für meine Filme meistens allein unterwegs“, sagt er. „Das ist gefährlich, das ist oft auch einsam. Da ist es wichtig, in der Heimat eine Redaktion zu wissen, der meine Arbeit etwas bedeutet.“

Raman ist ein kompromissloser Filmmacher. Entnervt stellt er schließlich seinen Kontakt zum ZDF ein und geht auch mit diesem Projekt zu seinen Leuten beim SWR. Als der Film im August gesendet wird, sind die Kritiken sehr gut.

„Wenn etwas Außergewöhnliches klappt in diesem System“, sagt Raman,

Kopf dicht?
Nase zu?
Husten?



Rein pflanzlich aktiviert das in GeloMyrtol® enthaltene Myrtol® den natürlichen Reinigungsmechanismus in den Atemwegen und löst den Schleim. Plus: Die Krankheitserreger werden bekämpft und die Atemwege befreit. GeloMyrtol® – Spüren, wie es wirkt.

www.gelomyrtol.de

GeloMyrtol® forte. Zur Schleimlösung und Erleichterung des Abhustens bei akuter und chronischer Bronchitis. Zur Schleimlösung bei Entzündungen der Nasennebenhöhlen (Sinusitis). Wirkstoff: Destillat aus einer Mischung von rektifiziertem Eukalyptusöl, rektifiziertem Süßorangenöl, rektifiziertem Myrtenöl und rektifiziertem Zitronenöl (66:32:1:1). Zur Anwendung bei Erwachsenen, Jugendlichen und Kindern ab 6 Jahren. Enthält Sorbitol. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. G. Pohl-Boskamp GmbH & Co. KG, 25551 Hohenlockstedt (01/10)

„liegt es immer an einzelnen Leuten. Das System fördert bloß Gewöhnlichkeit.“

Hermann Eicher mahnt

Wenn es ein Symbol gibt für dieses System, das teuer ist, aber unbeliebt, dann ist es die Gebühreneinzugszentrale in Köln-Bocklemünd. Es ist ein Ort, wie er behördenmäßiger nicht sein kann. Selbst die Kaffeekannen sind hier beschriftet (Abt. GRD), an Bürostuhllehnen von Mitarbeitern ist der Nachname aufetikettiert. Es gibt eine Vitrine, in der das erste Dienst-Handy ausgestellt ist.

Hier, wo bisher noch die ungeliebte Rundfunkgebühr kassiert wird, wird bald der neue Rundfunkbeitrag verwaltet. Die GEZ wird auch gleich umbenannt und soll Beitragsservice heißen.

In einem Konferenzraum bei der Noch-GEZ sitzt Hermann Eicher, er hat eine goldene Kette aus seiner Sakkotasche hängen, die offenbar zu einer Taschenuhr gehört. Eicher fuchelt mit einer Mappe herum, auf der eine heile Familienwelt abgebildet ist: ein Opa, ein Pärchen, ein Kind. Sie sitzen im Wohnzimmer, schlürfen Kaffee, die Katze balanciert auf der Sofalehne. „Der neue Rundfunkbeitrag“ steht unter dem Bild, und obendrüber prangt der Schriftzug: „Einfach. Für alle.“

Eicher reicht das nicht. Er hätte gern eins draufgesetzt: Gleichzeitig mit der PR-

SPIEGEL-UMFRAGE Rundfunkgebühren

„Finden Sie es richtig, dass ab Januar jeder Haushalt einen Rundfunkbeitrag entrichten muss, unabhängig davon, ob ein Fernseher oder ein Radio vorhanden ist?“

Ja **37**

Nein **60**

TNS Forschung vom 4. bis 6. Dezember;
1000 Befragte ab 18 Jahre; Angaben in Prozent;
an 100 fehlende Prozent: „Weiß nicht“/keine Angabe

Offensive wäre ihm eine Programm-Offensive wichtig gewesen. Er hätte gern gezeigt, wofür es sich lohnt, Gebühren zu bezahlen. „Der neue Rundfunkbeitrag allein wird keinen zu Begeisterungstürmen hinreißen, das ist uns schon klar.“

Es wäre nicht übertrieben zu sagen, dass er der Vater des neuen Rundfunkbeitrags ist. Doch ihm geht es nicht um PR-Geklingel, sondern um Grundlegendes. „Es haben sich gerade viele jüngere Menschen aus der Welt der öffentlich-rechtlichen Sender verabschiedet“, sagt er. Sicher seien auch ignorante Schwarzer darunter. „Im Kern glaube ich aber, dass wir alle Kraft auf diejenigen verwenden müssen, die bei ARD und ZDF nicht

mehr das finden, was sie möchten.“ Er blickt ernst: „Ansonsten wird die gesellschaftliche Akzeptanz, für etwas zu bezahlen, das man nicht nutzt, weiter zurückgehen, mag die Aufgabe auch noch so wichtig sein.“ Eicher ist im Hauptberuf Justitiar des SWR mit Büro in Mainz und kein Gebühren-Kettenhund, eher einer, der sich wirklich Sorgen macht um die Zukunft eines Systems, an das er glaubt.

Die neue Gebühr, die jetzt alle bezahlen müssen, die es sich leisten können, soll dafür sorgen, dass die Einnahmen nicht so schnell wegbrechen, wie es die Intendanten befürchtet haben. „Wären wir bei der alten Variante geblieben, hätten immer mehr Menschen Tricks und Wege angewendet, um nicht mehr bezahlen zu müssen“, sagt Eicher. „Auch das muss uns natürlich zu denken geben.“

Bisher ist der Protest zur Einführung des Rundfunkbeitrags noch verhalten. Doch Eicher, ganz Realist, ahnt, dass die eigentliche Bewährungsprobe erst noch kommt. „Auch der öffentlich-rechtliche Rundfunk wird den Gürtel deutlich enger schnallen müssen. Weniger Geld und Steigerung der Akzeptanz, das wird ein Drahtseilakt.“ Eicher lässt sich in den Stuhl zurückfallen. Ihm sind die Zweifel anzusehen, ob das gelingen kann.

MARKUS BRAUCK, ALEXANDER KÜHN,
MARTIN U. MÜLLER, STEFAN NIGGEMEIER

WAS STEHT
IN FRANKFURT



BRINGT DIE
ENERGIEWENDE
AUF KURS?

Unsere erste Power-to-Gas Demonstrationsanlage.

Die Aktien für die klimapolitischen Ziele der Bundesregierung stehen gut. Denn die Power-to-Gas Demonstrationsanlage arbeitet an der Lösung eines großen Problems, das erneuerbare Energie aus Wind und Sonne mit sich bringt: umweltgerechte und effiziente Speicherung der gewonnenen Energie.

Sie ist eines von vielen Projekten, mit denen 12 von über 90 in der Thüga-Gruppe organisierten Stadtwerken die Energiewende vorantreiben. Gemeinsam investieren sie unter einem Dach gebündelt in den Ausbau erneuerbarer Energien. Für ein entscheidendes Plus für Mensch, Natur und Umwelt. Für das große Plus für alle.

Erfahren Sie mehr über
www.energie-und-wende.de/speicherung

thuga
Das große Plus für alle

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.),
Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO Leitung: Konstantin von Hammerstein, René Pfister (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Jörg Schindler, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Gerald Traufetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND Leitung: Alfred Wieznier, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Günther Latsch, Udo Ludwig, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro Leitung: Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Decker, Özlem Gezer, Sven Röbel, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

AUSLAND Leitung: Clemens Höges, Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Julia Amalia Heyer, Jan Puhl, Daniel Steinworth, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Samira Shafy, Frank Thadesez, Christian Wund. *Autoren:* Rafaela von Bredow

KULTUR Leitung: Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbain (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Elke Schmitter, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Hübner, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT Leitung: Matthias Geyer, Cordt Schinbren, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huetlin, Guido Mingels, Alexander Osang, Dr. Stefan Willeke

SPORT Leitung: Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN Leitung: Dietmar Pieper, Annette Großbongard (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterbug, Uwe Klüßmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü, Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen: Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirikka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz

E-Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rodiger, Doris Wilhelm

Besondere Aufgaben: Michael Rabanus

Sonderhefte: Rainer Sennwald

TITELBILD Stefan Kiefer, Suzie Barrett, Iris Kuhlmann, Gershon Schwallenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

INTERNET www.spiegel.de

REDAKTIONSBLG spiegel.de@spiegelblg

TWITTER [@derspiegel](https://twitter.com/derspiegel)

FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fide-lius Schmid, Carlplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smolczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Christoph Scheuermann, P.O. Box 64199, London WC1A 9FF, Fax (004420) 34902948

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knap, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

NEU DELHI Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

NEW YORK Ulrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

SHANGHAI Sandra Schulz, Wukang Road 115, Room 3, Xuhui District, Shanghai 200031, Tel. (008621) 64661293

TEL AVIV P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Elzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Im-misch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensioki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Jil Sörensen, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szymm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 66 vom 1. Januar 2012
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertriebe: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$ 350 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631.

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com
Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)

Telefon: (040) 3007-4888 Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196
E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.
Telefon: (06421) 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: (069) 955124-0

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UniSPIEGEL
Österreich: zwölf Monate € 234,00
Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40
Europa: zwölf Monate € 262,60
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60
Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,00 pro Ausgabe

☐ für € 3,80 pro digitale Ausgabe

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur

Normallieferung. Eilbotenzustellung auf Anfrage.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP12-001
SD12-006
SD12-008 (Upgrade)



THEMA DER WOCHE

Europas Zukunft

Auf dem letzten Gipfel des Jahres wollen die EU-Regierungschefs den Umbau der Euro-Zone vorantreiben. Doch der Fahrplan für die Bankenunion entzweit die Partner Frankreich und Deutschland. Es droht ein fauler Kompromiss.

WIRTSCHAFT | Abstieg einer Legende

Machtkämpfe, Ermittlungen wegen Luxusreisen und drohende Milliardenverluste: ThyssenKrupp steht eine miese Jahresbilanz bevor. Der einst so stolze Ruhrgebiets-Konzern steckt in einer Abwärtsspirale.

SPORT | Sicherheit im Fußball

Bei der DFL-Vollversammlung am Mittwoch stimmen die Erst- und Zweitligacups über das umstrittene neue Sicherheitskonzept ab. Fans kritisierten den Entwurf – auch die Vereine sind gespalten.

GESUNDHEIT | Heilen mit Händen

Osteopathie boomt in Deutschland. Inzwischen zahlen Krankenkassen größtenteils die Behandlungen. Doch wer nach einem Beweis für die Wirksamkeit der Anwendungen sucht, bekommt oft dürftige Antworten.

einestages.de | Feminismus am Fließband



Dieser Song war der Beginn einer Bewegung: 1942 wurde „Rosie the Riveter“ zum Hit in den USA. Das Lied über eine Nieterin in einem Rüstungsbetrieb war Teil einer Kampagne, die während des Zweiten Weltkriegs Millionen Frauen animierte, in Fabriken zu arbeiten. einestages.de über die Heldinnen an der Heimatfront.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

SONNTAG, 16. 12., 22.30 – 23.15 UHR | RTL
SPIEGEL TV MAGAZIN

Flucht aus dem Sparbuch – Oldtimer und Gitarren als Altersvorsorge;



Geldanlage Oldtimer

Chaos, Korruption, Intrigen – Thyssen-Krupp vor dem Untergang?; **Betrunkene in Moskau** – Zwischen Schwarzbrennen und Ausnüchtern.

SAMSTAG, 15. 12., 22.10 – 0.10 UHR | VOX
DIE SAMSTAGSDOKUMENTATION

Happy Shopping! –
Einkaufen um jeden Preis?

Der deutsche Einzelhandel erwirtschaftet in den Wochen vor Weihnachten fast 20 Prozent seines Jahresumsatzes, viele Branchen wie Juweliers und Spielzeughändler erzielen sogar deutlich mehr. Tannenbaum, Lichterketten und Weihnachtslieder scheinen nur noch Staffage zu sein, die Stadtzentren sind überlaufen, die Schlangen an den Kassen lang, die Verkäufer genervt, und die Stimmung ist mies. Warum geben wir mehr Geld aus, als wir wollen? Was macht Einkaufen zum Freizeit-Event?

DONNERSTAG, 13. 12., 20.15 – 21.05 UHR | SKY
SPIEGEL GESCHICHTE

Die Blockade von Leningrad – Teil 1: In der Falle

Verzweiflung, Hunger und Kannibalismus: Bei der Belagerung Leningrads durch die deutsche Wehrmacht starben 750 000 Menschen. Die britische Historikerin Anna Reid beschreibt in ihrem Buch „Blokada“ das Geschehen in Russland von 1941 und 1942 auf der Basis von NKWD-Akten und Zeitzeugenberichten. SPIEGEL-TV-Autor Michael Kloft hat die Historikerin für die dreiteilige Dokumentation ausführlich befragt, und Co-Autorin Anna Sadovnikova sprach in ihrer Heimatstadt St. Petersburg mit Zeitzeugen. Seltenes Film- und Fotomaterial sowie originale Tagebücher illustrieren die Tragödie.

Rockpalast



Ausgewählt und
präsentiert von
KulturSPIEGEL

LIVE @ Rockpalast

Die neue, hochkarätige DVD-Serie

Wir sind Helden · Silbermond
Söhne Mannheims · Guano Apes

Dick Brave & the Backbeats
H-Blockx · Tocotronic

Ideal · Nina Hagen · Spliff
Spider Murphy Gang

Fury in the Slaughterhouse · Selig
Ulla Meinecke · Achim Reichel

15 Deluxe-DVDs

mit neuen, bisher unveröffentlichten
Konzerten!

Ab sofort überall im Handel



Jetzt bestellen bei

amazon.de

amazon.de/rockpalast



SONY MUSIC

Register

GESTORBEN

Dave Brubeck, 91. Auf ewig wird der amerikanische Jazz-Pianist mit dem Welt-Hit „Take Five“ in Verbindung gebracht werden, obwohl das Stück aus der Feder seines kongenialen Saxofonisten Paul Desmond stammt. Doch Desmond war nur gelehrig, sein Bandleader Brubeck war der eigentliche Meister ungerader, vertrackter Metren. Wer traute sich schon an einen verrückten 9/8-Takt wie in „Blue Rondo à la Turk“ oder einen schrägen 11/4-Takt, wo doch in der Post-Bebop-Ara der gewöhnliche 4/4-Takt Anklang fand. Aber Brubeck traf mit seinem coolen „West Coast“-Jazz einen Nerv. Das Album „Time Out“ von 1959 war das erste im Jazz, dass sich über eine Million Mal verkaufte. Als nicht rauchender, weder



MARKUS STUECKLIN / AP

Alkohol noch Drogen konsumierender Musiker war Brubeck der Antipol des Klischee-Jazzers, ein Gentleman im besten Sinn. Einer der sich immer für die Welt interessierte, der 1958 auf der Platte „Jazz Impressions of Eurasia“ eine Ode an das „Brandenburg Gate“ schrieb und drei Jahre später an der gerade errichteten Mauer ein Konzert spielte, einer, der zeitlebens modern blieb. Dave Brubeck, dessen Quartett gerade noch von den Lesern des Fachblatt „Downbeat“ zum besten des Jahres gekürt worden war, starb am 5. Dezember in Norwalk, Connecticut.

Berthold Albrecht, 58. Dafür, dass er einer der reichsten Familien Deutschlands angehörte – geschätztes Vermögen rund 16 Milliarden Euro –, machte er wenig Aufhebens um sich. Das gehört zur DNA der Familie, war Berthold doch der Sohn von Theo Albrecht, einem der zwei Aldi-Gründer. Bis auf die rund 2500 Filialen von Aldi-Nord ist so ziemlich alles unsichtbar an dieser Firma, das gilt auch für die handelnden Personen. Berthold Albrecht saß neben seiner Mutter Cilly im Vorstand der Aldi-Nord-Eigentümerin „Markus-Stiftung“, er half ein wenig beim Aufbau des USA-Geschäftes, sonst aber spielte er kaum eine Rolle im Unternehmen. Vielmehr widmete er sich seiner Frau sowie den fünf Kindern und frönte seinem Hobby, den Oldtimer-Rallies. Berthold Albrecht starb – wie erst jetzt bekannt wurde – im November.



RICARDO MORAES / AP

Oscar Niemeyer, 104. Der Architekt liebte den Beton, die Moderne, aber nicht das Karge, Asketische – seine Moderne sollte sinnlich sein. Er schuf geschwungene, runde Gebäude, die den Bergen seines

Heimatlandes Brasilien nachempfunden waren und „dem Leib der geliebten Frau“, wie er gern betonte. Dächer sollten schwingen, Wände in die Kurve gehen. Niemeyer wurde in Rio als eines von sechs Kindern eines deutschstämmigen Kaufmanns geboren. Bald nach dem Studium arbeitete er mit dem Architekten und Stadtplaner Le Corbusier zusammen, Mitte der fünfziger Jahre bekam er den Auftrag, auf der trockenen Hochebene aus dem Nichts eine neue Hauptstadt zu bauen: Brasília. Vier Jahre hatte er dafür Zeit. Der überzeugte Kommunist wollte eine Stadt erschaffen, in der die Mächtigen neben ihren Angestellten wohnen. Es kam anders: Die Armen hausten in Papphütten am Rand der Metropole. „Architektur verändert nichts“, war damals sein Resümee. Doch er arbeitete weiter, immer im Bewusstsein, dass das Leben, so sagte er, „nur eine Minute“ dauere. Oscar Niemeyer starb am 5. Dezember in Rio de Janeiro.

Boris Breskvar, 70. Er war der Begründer des deutschen Tennisbooms. Dem Entdecker von Boris Becker und Steffi Graf verdankt das Land dramatische Stunden vor dem Fernsehschirm. Im Leistungszentrum Leimen bei Heidelberg betrieb er eine konsequente Nachwuchsförderung, aber er grenzte sich auch ab von überheißgeizigen Tenniseltern und Trainern. Er war eher zurückhaltend, immer freundlich und nie besessen. Neben Becker und Graf führte er auch Anke Huber in die Weltbestenliste. Der aus Slowenien stammende Arztsohn hatte zunächst in seiner Heimat Medizin studiert, bevor er zur Sporthochschule wechselte und dort sein Diplom machte. Der Allround-Sportler spielte selbst im Davis Cup, zusammen



HASENKOPF / IMAGO

mit Niki Pilic. 1985 veröffentlichte er ein Buch über seine Zusammenarbeit mit Becker unter dem Namen „Tennis – Wie es Boris Becker bei mir lernte“. Boris Breskvar starb am 3. Dezember in Ljubljana.

Der schönste Blick zurück.

Die wichtigen Ereignisse des Jahres, ausgewählt, analysiert und kommentiert von der Redaktion der Süddeutschen Zeitung – im großen Jahresrückblick 2012.

Mit
Namenstags-
Kalender für
2013



Seien Sie anspruchsvoll.

Erhältlich für nur 6,- €. Am Kiosk oder
bestellen unter www.sz-shop.de

Süddeutsche Zeitung



OMAR SOBHANI / REUTERS

Die Grenzgängerin

Es ist ziemlich ungewöhnlich für eine junge Frau in Kabul, Kunst an Häuserwände zu sprühen. Aber **Shamsia Hassani**, 24, glaubt, dass genau das ihre Zukunft ist. „Ich will die Erinnerungen an den Krieg heilen, in dem ich sie an Orten zeige, an dem sie jeder sehen kann“, sagt die Kunsthochschul-Professorin. Ihre überlebensgroßen Bilder von Burka-Frauen und ausdrucksstarken Männergesichtern leuchten inzwischen auf einem halben Dutzend Gebäuden der afghanischen Hauptstadt. Ihren Stil fand die Tochter eines Handwerkers vor zwei Jahren bei einem Workshop der afghanisch-internationalen Künstlergruppe Combat Communications. Hassani ist in Iran geboren, denn ihre Familie floh vor dem afghanisch-sowjetischen Krieg; vor acht Jahren kehrte sie in die Heimat zurück. Den Taliban und anderen religiösen Extremisten gelten Graffiti als uramerikanische Straßenkunst. Wie gefährlich ist es, als Sprayerin in Kabuls Straßen unterwegs zu sein? Hassani will darüber nicht offen reden; die Situation sei zwar kritisch, aber sie sei meistens mit mehreren Leuten unterwegs, die Gruppe biete ihr Schutz. Hassani möchte jetzt an der Uni Workshops mit der Sprühdose geben.

Echt platt, der Speck

In dem Augenblick, als Bundeskanzlerin **Angela Merkel**, 58, auf dem CDU-Parteitag erfuhr, dass sie mit 97,94 Prozent der Stimmen erneut zur CDU-Vorsitzenden gewählt worden war, zeigten sich auf ihrem Gesicht mehr Emotionen, als in den ganzen vergangenen zwei Jahren öffentlich zu beobachten waren. Große Gefühle können das Gehirn vernebeln, jeder kennt das. „Ich bin echt platt und bewegt“, sagte Merkel. Dann fiel ihr noch der Satz ein: „Wieder ran an den Speck, wir haben

viel vor, nicht?“ Am Abend zuvor hatte sie noch wie gewohnt die volle Kontrolle über ihre Worte. Im „heute-journal“ und in den „Tagesthemen“ war sie jeweils im Interview zu sehen. Sowohl Claus Klebers als auch Caren Miosgas Fragen ignorierte sie weitgehend. Merkel sagte in beiden Nachrichtensendungen nur das, was sie sich ohnehin zu sagen vorgenommen hatte – und das mit sehr ähnlichen Worten. Insofern ist es ganz schön zu wissen, dass es etwas gibt, was die Bundeskanzlerin noch öffentlich aus der Fassung bringen kann: 97,94 Prozent.

Adieu, böses Mädchen



ROLF MUELLER / FACE TO FACE

Kinder verändern bekanntlich das ganze Leben. Die amerikanische Sängerin **Pink**, 33, seit 18 Monaten Mutter einer Tochter, traut sich jetzt nicht einmal mehr „Shit“ zu sagen oder zu singen. Auf einem Konzert bat sie ihr Publikum um

Verständnis, dass sie die „saubere“ Version ihres Hits „Blow Me (One Last Kiss)“ vortrage: Es seien Kinder anwesend. In dem Stück kommt das Wort „Shit“ eigentlich mehr als zehnmal vor. Pink schwieg, statt die vier Buchstaben auszusprechen. Dem „Sunday Telegraph“ vertraute die Musikerin jetzt an, dass sich ihre Einstellung zu ihren Texten geändert habe, seit sie Mutter ist. Wenn sie ein Schimpfwort in ihren Texten höre, sei es „wie ein Schlag ins Gesicht“. Auf ihrer Tour 2004 hantierte sie noch recht eindeutig mit aufblasbaren Sexpuppen auf der Bühne herum.



OBERN: HENNING SCHÄCHT (3); AFP (2, V. R.)

UNTEN: DPA (3); C. THIEL / DER SPIEGEL (2, V. L.)



CAMERA PRESS / PICTURE PRESS

Doktor Draper

Was macht ein Schauspieler, der mit Preisen überhäuft, als Sexsymbol umschwärmt und mit Angeboten überrannt wird? **Jon Hamm**, 41, bekannt als Don Draper in „Mad Men“, inspirierte den kleinen britischen Pay-TV-Kanal Sky Arts, Michail Bulgakows „Aufzeichnungen eines jungen Arztes“ zu verfilmen. Hamm spielt in vier Folgen

gemeinsam mit Daniel Radcliffe, ehemaliger Harry-Potter-Darsteller, einen morphiumsüchtigen Landarzt während der Russischen Revolution. Radcliffe gibt den jungen Doktor, Hamm den älteren in dieser dunklen Komödie mit spritzigen Dialogen und blutigen Behandlungsszenen. Der „Observer“ urteilte immerhin: Der Amerikaner Hamm habe „einen guten englischen Akzent“.

Peter Greenaway, 70, britischer Filmmacher („Der Bauch des Architekten“), plant, sich im Alter von 80 Jahren das Leben zu nehmen. Gegenüber dem „Guardian“ sagte Greenaway, der mit seiner zweiten Frau und zwei Kindern, acht und elf Jahre alt, in Amsterdam lebt, die Welt gehöre den Jungen. Außerdem sei ihm niemand bekannt, der im hohen Alter noch etwas halbwegs Nützliches geschaffen habe.

Claus Peymann, 75, deutscher Theaterregisseur und Intendant, sucht per „Zeit“-Stellenanzeige eine „Chef-Sekretärin“, die das Direktionsbüro des Berliner Ensembles leitet und es, wie er selbst sagt, „mit einem Verrückten wie Peymann“ aushält. „Sieben oder acht Männer und Frauen“ seien in den vergangenen Jahren auf dem Posten des Chef-Assistenten gescheitert, „das liegt an meiner Verwöhntheit, an meinem Alter und vielleicht auch daran, dass ich mich immer noch für den besten Theaterleiter der Neuzeit halte“. Er habe „ganz ohne Frauenquote“ in früheren Zeiten „wahnsinnig glückliche Erfahrungen“ mit Assistentinnen gemacht, die dann aber fix selbst wichtige Theaterposten übernahmen – wie etwa Karin Bergmann im Burgtheater oder Jutta Ferbers als Dramaturgin und Direktionsmitglied im Berliner Ensemble. Er brauche jemanden, der sich einerseits um den Betrieb im Theater kümmere, während er selbst auf der Bühne arbeite, „der aber andererseits auch privat mein Leben ordnet“, sagt Peymann; eine Helferin, so steht es auch in der Stellenanzeige, die „kreatives Chaos und ungewöhnliche Arbeitszeiten nicht schrecken“. Inzwischen zeigt der Intendant eine gewisse Bereitschaft zum Kompromiss: „Vielleicht ist es das Beste, wenn wir es jetzt mal ganz seriös versuchen – mit Arbeitsschluss statt wie bisher um 23 schon um 18 Uhr.“

Jatinderpal Singh Bhullar, 25, ist der erste Wachsoldat der Scots Guards vor dem Buckingham-Palast, der ohne Bärenfellmütze seinen Dienst tun darf. Der Grund: Bhullar ist Sikh, und seine Religion verlangt von ihm das Tragen eines Turbans. Sikh-Soldaten der britischen Armee kämpfen spätestens seit dem Ersten Weltkrieg mit Turban statt mit Helm. Bhullar hat sich noch nicht geäußert, ob er sein Recht auf den Turban tatsächlich wahrnehmen wird. Einige seiner Kameraden hoffen, dass er das nicht tut: Die Bärenfellmützen der Garde seien ein unverzichtbares Londoner Wahrzeichen.

Experten im Stillen fordern Änderungen

Aus der „Ostsee Zeitung“

Aus dem „Rotkreuz Magazin“ Karlsruhe: „Damals war der abgehobene römische Befehlshaber Varus der Idiot, der der deutsche Fußballfeldherr Löw 2012 nicht sein wollte und es dann doch war.“

Aus der „Nürtinger Zeitung“: „Mit Annette Adams aus Nürtingen und Svenja Steinmetz aus Göppingen kommen zwei Preisträgerinnen aus Nürtingen.“

Aus dem „Tagesspiegel“: „Da Vögel zwar Muscheln in Höhlen schleppen können, aber dort keine Feuer unterhalten, kommen nur Menschen als Hersteller der Klingen und Genießer der Muscheln in Frage, ist sich Marean sicher.“

Reifen an Privatautos von Polizisten zerstochen

30-jähriger Täter stand unter dem Einfluss von Drogen – Tatmotiv liegt noch im Dunkeln

Aus der „Kölnischen Rundschau“

Aus den „Nürnberger Nachrichten“: „Diese konservatorische ‚Liturgie‘, die Feier eines singulären, ‚kostbaren‘ Ausstellungs-Hochamtes, muss natürlich auch als moderner Tribut an den Weihe- und Heilums-Charakter dieser überwiegend religiösen Codices verstanden werden.“

Aus der „Frankfurter Allgemeinen“: „Die 30 Jahre alte Kate sei am Nachmittag wegen Schwangerschaftsübelkeit ins Krankenhaus gebracht worden. Königin Elisabeth II. und die königliche Familie seien hoch erfreut.“

Aus dem „Wendelstein Anzeiger“: „Die geschmückten Torfwagerl erstrahlen im Kerzenschein, die ganze Umgebung verwandelt sich in ein unnachahmliches Flammenmeer, das für Gänsehautstimmung sorgt.“

Champion im Glück
BOXEN - Ex-Weltmeister **Hector Camacho** (50/Puerto Rico) ist in Bayamon/Puerto Rico als Beifahrer von einer Kugel im Gesicht getroffen worden, kämpft in der Klinik um sein Leben. Der Fahrer...

Aus der „Bild“-Zeitung

**MEINE SHOPPINGTIPPS,
MEINE SICHERHEIT,
MEINE AUSWAHL,
MEINE AUSWAHL,
MEINE AUSWAHL.**



**MEIN SHOPPINGERLEBNIS
IM NETZ.
MIT ÜBER 5 MILLIONEN
PRODUKTEN.**

MeinPaket.de – mit dem sicheren
Bezahlsystem **POSTPAY** und
der Qualität von **DHL**

* Der Aktionsgutschein 10PROZENT gilt bis einschließlich 17. Dezember 2012 und hat einen Mindestbestellwert von 1,- EUR inkl. gesetzlicher MwSt. Der Gutschein kann nicht auf die ggf. entstehenden Versandkosten angerechnet werden. Nur ein Gutschein pro Person. Barauszahlung oder Kombination mit anderen Gutscheinen nicht möglich. Keine Verfallzeitung oder sonstige gewerbliche Nutzung gestattet. Nur für Privatpersonen. Keine Einlösung des Gutscheins für Bücher, Edelmetalle und Münzen.

Zitate

Der „Tagesspiegel“ zum SPIEGEL-Titel „Die Merkel-Doktrin“ über deutsche Waffenexporte in Krisenregionen (Nr. 49/2012):

Zur Demokratie aber gehört Transparenz. Allein deshalb ist es verdienstvoll, wenn Medien wie der SPIEGEL nun wieder versuchen, Licht ins Dunkel der deutschen Waffenexportpraxis zu bringen. Was die Journalisten recherchiert haben, bestärkt die These, dass die schwarz-gelbe Bundesregierung sich von jener restriktiven Rüstungsexportpolitik verabschiedet, auf die das politische Berlin lange mindestens so stolz war wie auf die Parlamentsarmee.

Die „Bild“-Zeitung zum selben Thema:

Wenn der Bundessicherheitsrat tagt, verlässt keine Information den Raum! So sollte es sein. Doch jetzt erschüttert ein herbes Informationsleck das Kanzleramt ... Brisante Details über mögliche Panzerlieferungen an Saudi-Arabien wurden ausgeplaudert. Der SPIEGEL veröffentlicht sogar ein Protokoll der Sitzung vom vorletzten Montag.

Die „Süddeutsche Zeitung“ rezensiert das von Sabine Schulze und Ina Grätz herausgegebene Buch „Die SPIEGEL-Kantine“:

Wäre es nach Verner Pantan gegangen, für die beiden obersten Stockwerke des ehemaligen SPIEGEL-Hauses in Hamburg hätten wohl Extra-Steuern gezahlt werden müssen. Dort fiel zwar die Entscheidung, das damalige Enfant terrible der Design-Szene mit der Innengestaltung des Verlagsgebäudes zu beauftragen, doch wo die Chefs selbst saßen, blieb es weiß. Und diese Unfarbe hat Pantan zeitlebens so verabscheut, dass er sie am liebsten besteuert hätte. Im Rest des Hauses durfte sich der Däne austoben. Die Augen der Schlange Kaa sind nichts gegen ein einziges Wandpaneel von ihm: Ockergelbe Leuchtröhren strahlen hypnotisierend neben den pinkfarbenen in Endlosreihe ... Es waren die eigenen Mitarbeiter, die die alte Snackbar ins neue Verlagshaus mitnehmen wollten. Was sonst noch von Pantons Gesamtkunstwerk übrig war, zog dagegen in das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 12/2012 über Missbrauchsfälle („Scham und Bestürzung“) im Bistum Trier und den mangelnden Aufklärungswillen der Kirche. Jetzt hat das Bistum gegen zwei ehemalige Priester der Gläubigen-Gemeinde St. Martin kirchenrechtliche Voruntersuchungen wegen sexuellen Missbrauchs Minderjähriger eingeleitet.



Wenn's gut werden muss.

**LIMITED
EDITION**

Multimaster Limited Edition

Optimal für alle Renovierungsarbeiten – zum Trennen, Schaben, Raspeln, etc., inkl. umfangreichen Zubehör wie E-Cut Long-Life Sägeblätter, HM-Segmentsägeblatt und fester Spachtel, im Koffer OS 107712 - 22066893

279,-

Solange der Vorrat reicht



Alle Informationen zur Firma und Anschrift Ihres **BAUHAUS** Fachcentrums finden Sie unter www.bauhaus.info/fachcentren oder kostenlos unter Tel. 0800-3905000.



www.facebook.com/bauhaus
www.youtube.com/bauhausinfo


Breguet
Depuis 1775



Breguet, créateur.

Die handguillochierten Zifferblätter, 1786.

Um 1786 kreierte Breguet völlig neuartige Zifferblätter aus guillochiertem Gold oder Silber. Diese von Hand ausgeführten Guillochen sind auch heute noch eines der Erkennungszeichen einer Breguet-Uhr. Das illustriert diese Classique 7337BR mit ihrem Zifferblatt aus versilbertem Gold, geschmückt mit fünf unterschiedlichen, fein von Hand guillochierten Motiven. Wir schreiben die Geschichte fort...

